

Daniel Chodowickis
Künstlerfahrt nach Danzig
im Jahre 1773

Des Künstlers Tagebuch
dieser Reise in deutscher
Übortragung und das
Skizzenbuch in getrauer
Nachbildung mit einer
Einleitung herausgegeben
von
Willibald Franke



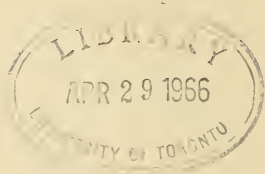
G. F.

Verlag Orsthelein u. Co. S.m. b. H. Leipzig - Berlin



DD
901
D23512

Illustration zu Lessings
„Minna von Barnhelm“.



1071249

Daniel Chodowiecki als Mensch und Künstler

Als viertes unserer der bildenden Kunst gewidmeten Comeniusbücher bieten wir — nach Ludwig Richter, Albrecht Dürer, Moriz v. Schwind's Zeichnungen — allen kunstliebenden Deutschen nun Daniel Chodowiecki's Skizzenbuch von seiner Reise nach Danzig im Jahre 1773. Der Kulturkreis des deutschen achtzehnten Jahrhunderts, der Zopfzeit, der Wertberzeit, wie er sich besonders im bürgerlich-behaglichen, aber nicht glänzenden Leben Norddeutschlands darstellt, gesehen durch ein Temperament, das noch heute über Chadow, Krüger, Hofemann, Blechen, Meuzel hinaus für Berlinische Kunst und Kunstausfassung charakteristisch ist, kommt in diesen 108 Zeichnungen Chodowiecki's ebenso rastlos zum Ausdruck, wie in Dürer's Zeichnungen der Kulturkreis Nürnbergs um die Wende des 16. Jahrhunderts, da die Gotik sich in die Renaissancekultur wandelte, und in Richter's Zeichnungen der Kulturkreis der Biedermeierzeit, wie sie sich in der Idylle des ländlichen und des Kleinstadtlebens Mitteldeutschlands zeigt. Nur ein Ercheinfühlen in die Gedanken und Empfindungen, die — bedingt durch die kulturellen Verhältnisse — eine Zeit und ihre großen Geister bewegen, wird uns ganz zum Verständnis und damit zum Genuß ihrer Kunst gelangen lassen. Für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist solches Ercheinfühlen dem Deutschen sehr erleichtert, denn er ist groß geworden mit und gebildet an dem Kreis der Ideen und Gefühle, die diese Zeit bewegten, die die Zeit der Wiedergeburt des deutschen Geistes ist und die größten Werke deutscher Dichtung und deutscher Weltweisheit geschaffen hat. Wer Goethe's Buch „Aus meinem Leben“, den „Werther“, den „Wilhelm Meister“, „Hermann und Dorothea“ und die „Minna von Barnhelm“ gelesen und in treuem Gedächtnis hat, vor dem steht diese Zeit lebendig da, und er wird in den Figuren Chodowiecki's liebe Bekannte begrüßen, die ihm vor seines Geistes Auge die Gestalten dieser Dichtungen nur desto lebendiger machen.

Trotzdem wird es willkommen heißen werden, daß wohlbehütet von den Nachkommen des Künstlers sein ganzer persönlicher Nachlaß an Kunstleiß von eigener Hand, sein Briefwechsel und seine, durch ein langes Leben fortgesetzten Tagebücher aus uns gekommen sind, darunter auch das Tagebuch seiner Reise nach Danzig. Während das Skizzenbuch dieser Reise, das sich jetzt im Besitz der Berliner Kunstatademie befindet, vor einem Menschenalter schon einmal in einer verhältnismäßig kostspieligen Ausgabe herausgegeben wurde, die es auf einen kleinen Kreis beschränkte, und es unserer Generation wieder so ziemlich fremd werden ließ, ist das französische geschriebene Tagebuch wohl von der Kunstwissenschaft benutzt, aber noch niemals vollständig veröffentlicht worden. Der Liebenswürdigkeit von Frau Dr. Rothenberg in Köfen, einer Nachkommnin vollster Künstler, verdankt es der Herausgeber, daß ihm eine Abschrift dieses Tagebuches zur Verfügung gestellt und er so in die Lage versetzt wurde, dieses als begleitenden Text und damit beste Interpretation den Bildern des Skizzenbuches beizugeben. Die Handschrift des Künstlers mag nicht allzu deutlich gewesen sein, zumal man bedenken muß, daß die Notizen des Tagebuches erst abends vor dem Zubettegehen bei der lätglichen Beleuchtung jener Zeit niedergeschrieben wurden. Es kommt es, daß die dem Herausgeber vorliegende Abschrift an vielen Stellen Fragezeichen zeigt und daß Namen und dergl. von dem Abschreiber oft falsch gelesen wurden. Aus der Kenntnis der Zeit und weiteren Umgebung Chodowiecki's heraus konnten freilich viele solche Unklarheiten aufgeklärt und manche Fehler der Abschrift berichtigt werden, sollten indeß irgendem Leser noch Unklarheiten und Fehler auffallen, die er aus eigener Kenntnis berichtigen kann, so wäre der Herausgeber für gütige Nachricht dankbar, um in einer folgenden Auflage Fehlerhaftes richtigstellen und so seine Arbeit verbessern zu können. An einigen Stellen, die aus den angegebenen Gründen nicht zu entwirren waren, mußten kleine Auslassungen erfolgen, doch ist etwas irgendwie Wichtiges und Wissenswertes dadurch nicht verloren gegangen. Bei der Uebersetzung wurde nach dem Grundsatz verfahren, eine absolut sinn- aber nicht immer genau wortgetreue Uebersetzung zu liefern. Da das Tagebuch im Zusammenhang gelesen und genossen werden soll, ging das Bestreben des Herausgebers dahin, die oft nur witzigenartigen Eintragungen, die vielfach in kurz abgerissene Sätze gekleidet sind, in ein möglichst gutes, flüssiges Deutsch zu übertragen und diesen nach Möglichkeit eine gewisse Zeitfärbung zu geben, wie etwa Chodowiecki selbst für solchen Zweck seine Aufzeichnungen deutsch gegeben haben würde. Kleine Ergänzungen durch Verfügung einzelner Worte, die den Sinn des Gesagten verdeutlichen, wurden dabei vorgenommen, doch nirgends größere Einschreibungen gemacht, die den Text Chodowiecki's verändert hätten würden.

Da Bild und Text aus Chodowiecki's eigener Feder sich in dieser Veröffentlichung so glücklich ergänzen, bleibt dem Herausgeber zu sagen wenig übrig. Nur ein kurzer Lebensabriß und einige Worte über das Wesen

der Kunst des Meisters mögen dem kunstfreundigen Laien, für den dieses Buch gedacht ist, zur Einführung dienen. Wer sich noch näher über Leben und Werk des Meisters unterrichten will, dem sei Wolfgang von Dettingens umfassende und glänzend geschriebene Biographie Daniel Chodowieckis empfohlen, die gleichzeitig ein ziemlich erschöpfendes Bild vom Berliner Kunstleben des 18. Jahrhunderts, also von Chodowieckis künstlerischer Umgebung gibt. Auch die Chodowiecki-Monographie aus der Sammlung von Künstler-Monographien von Velhagen und Klasing mag dafür gute Dienste tun. Unter Mitwirkung des Herausgebers, der die Auswahl der darin nachgebildeten Radierungen traf, erschien in der Sammlung „Hauschatz deutscher Kunst der Vergangenheit“ im Jahre 1907 ein Büchlein, „Aus den Kupferstichen Daniel Chodowieckis“, mit einer Einleitung von Severin Rüttgers, darin 42 Radierungen des Meisters nachgebildet sind, die einen kurzen Überblick über sein Schaffen auf diesem Hauptgebiete seiner künstlerischen Betätigung geben. Die neueste Zeit hat einige weitere vollständige Bücher dieser Art erscheinen lassen. Eine Mappe mit Nachbildungen von Zeichnungen Chodowieckis erschien vor etwa dreißig Jahren im Verlage von Amsler und Rutherford in Berlin. Das Berliner Kupferstichkabinett bewahrt des Meisters radiertes Werk in seltener Vollständigkeit mit allen Plattenzuständen, ebenso findet sich dort eine große Zahl von Zeichnungen des Meisters. Wer zu diesen Quellen steigt, und daneben die Originale des hier nachgebildeten Stizzenbuches in der Sammlung der Berliner Kunstakademie betrachtet, wird daran das künstlerische Wirken Chodowieckis gründlich studieren können, wenn dieses Buch in ihm den Wunsch erweckt, dem Künstler noch näher zu treten und alle Feinheiten seiner Kunst auf sich wirken zu lassen, die keine noch so gute Nachbildung restlos wiedergeben kann und die doch nur in den Originalen selbst gefunden werden. Ganz besonders gilt dies von der subtilen Kunst eines Chodowiecki, deren Reiz ebenso sehr im Gegenständlichen wie in der gestrichelten und eleganten Technik beruht. Die oft mit der Lupe herausgearbeiteten Feinheiten des Striches, der Punktierungen und Schraffierungen bei den Radierungen, besonders die Arbeiten der kalten Nadel, müssen unweigerlich bei jeder mechanischen Nachbildung etwas vergrößert werden, da die zarten, reinen Linien, die die kalte Nadel, der Grabstichel oder in der Zeichnung der spitze Stift zieht, in der Nachbildung durch scharfe Säuren geätzt werden, die die Neigung haben, solche zarte Linien zu vergrößern und durch Hineinfressen in das Metall oder den Stein über den Fluß des Striches hinaus dessen Reinheit und Schärfe zu beeinträchtigen. Immerhin glauben wir in den Nachbildungen dieses Buches geleistet zu haben, was im Rahmen einer so wohlfeilen Veröffentlichung möglich ist. Die Originale wurden unter Anwendung aller Mittel, die die entwickelte Technik der modernen Photographie bietet, neu aufgenommen, so daß die Tonwerte der Lufschzeichnungen gut zur Geltung kommen. Allerdings ist zu beachten, daß die Originale vielfach unter Zuhilfenahme des Kötelstiftes gezeichnet sind. Durch Übersetzung in eine einzige Farbe, die durch den Preis dieses Buches bedingt wurde, mußte somit die Wirkung doch in etwas auch in dieser Beziehung hinter den Originalen zurückbleiben. Unter demselben Mangel leidet aber auch die vor Jahrzehnten erfolgte erste festspielige Nachbildung dieses Stizzenbuches. Da der Meister die Vorgezeichnungen für seine Radierungen auch in der schwarz und roten Technik, wie die Zeichnungen in diesem Stizzenbuche, so fertigen pflegte, um sie dann in der Ausführung in die reine Schwarz-Weiß-Wirkung zu übersetzen, so verhalten sich die Nachbildungen unseres Buches zu den Originalen in der Wirkung etwa so wie eine Chodowieckiradierung zu dem dafür gefertigten Entwurf. Die farbenempfindliche Platte des Photographen tut in der Übersetzung in Schwarz-Weiß dabei dieselbe Arbeit, die in der Radierung die Nadel des Künstlers zu leisten hatte.

Daniel Nicolaus Chodowiecki wurde geboren zu Danzig am 16. Oktober 1726 als Sohn des Getreidehändlers Gottfried Chodowiecki und seiner Ehefrau Maria Heintica geborene Ayrer, mit der er sich am 21. September 1724 vermählt hatte. Der Ehe des Vaters entsprossen noch fünf weitere Kinder, zwei Töchter und drei Söhne, darunter der Bruder Gottfried, der gleich Daniel die künstlerische Laufbahn erwählte und später neben ihm in Berlin wirkte, wieweil er hinter dem bedeutenden Daniel als Künstler weit zurückstand. Der Bruder Antonius (Antoine) war schwachsinnig und wurde bis zu seinem Tode im Jahre 1775 hauptsächlich von Daniel erhalten, seit seine wirtschaftlichen Verhältnisse dem Künstler dies gestatteten.

Den ersten Zeichenunterricht erhielt Daniel bei seinem Vater, einem eifrig zeichnenden Dilettanten, und bei der Mutter Schwester, Demoiselle Ayrer, die in konventioneller Weise Emailmalereien für den Galanteriearenhandel lieferte. Als Daniel das vierzehnte Jahr erreicht hatte, starb sein Vater. Der Knabe setzte zunächst seine Zeichenübungen unter Anleitung der Tante fort, indem er die wenigen Radierungen von Bloemart und Callot sowie Stiche nach Gemälden von Watteau und Lancret mit der Feder, letztere auch mit dem Lufschpinnel kopierte. So zog er von Jugend auf den Geist der damals in Deutschland tonangebenden französischen Kunst in sich, welcher ihm denn auch bis weit in sein reifes Mannesalter hinein als das erstrebenswerte Vorbild erschien.

Damals malte Chodowicki auch bereits einige Bildchen auf Pergamentblätter, die dem Antel Ayrer, welcher in Berlin einen Galanteriewarenhandel betrieb, gesandt wurden, der auch Käufer dafür fand. Diese Bilder mögen in der konventionellen Art der Kunstbetätigung der Lehrein-Lante ausgefallen sein, und es ist, nach den erhaltenen Aebten seiner Frühzeit zu urtheilen, nicht anzunehmen, daß sie irgendwelchen eigenen Kunstwert besessen hätten.

Die vom früh verstorbenen Vater in beschränkten Verhältnissen hinterlassene Mutter, die den Lebensunterhalt durch Errichtung einer Kleinkinderschule gewann, sah denn auch keine Möglichkeit für den Knaben, aus solcher Betätigung einen Lebensberuf zu machen, und sie entschied, daß er dem kaufmännischen Beruf des Vaters folgen solle.

So kam er im Jahre nach des Vaters Tod in die Lehre zu einer Verwandten seiner Mutter, der Witwe Bröllmann die in Danzig eine Materialwarenhandlung betrieb. Zwei Jahre verblieb er in dieser Lehre und setzte dabei nachts seine Zeichenstudien fort. Ein Beweis für diese Studien ist eine auf uns gekommene Zeichnung in Bleistift und Kohlen, die den Laden der Witwe Bröllmann mit dieser selbst inmitten ihrer Kunden darstellt. Eindrücke, die er in dieser Zeit kleinbürgerlicher Betätigung besonders an den Winterabenden im schwach erhellten Laden mit den einkaufenden Kleinbürgern und Originalen gewann, mögen später in der Blüthezeit seiner Radierkunst vielfach wieder aufgelebt sein.

Nach zwei Jahren, die dem künftliebenden jungen Mann in solcher Umgebung und bei solcher Arbeit schwer genug geworden sein mögen, löste die Witwe Bröllmann ihr Geschäft auf, und Daniel lebte in das Haus der Mutter zurück. Die Treue, mit der er in dieser Zeit der Prüfung seiner Kunst angehangen hat, bewirkte es denn auch, daß die Mutter fernerhin gegen das Ergeissen einer Künstlerlaufbahn, wie man sie damals eben aufzufassen pflegte, nichts einzuwenden hatte. An die hohe Kunst war dabei freilich zunächst nicht gedacht, sondern an ein schlichtes Kunsthandwerk, das für den Bedarf eines mit Glücksgütern eben nicht sehr gesegneten Bürgertums orbeltete. Daniel ging im Jahre 1743 zum Antel nach Berlin zu seiner weiteren Ausbildung, soweit man von einer solchen in dieser Zeit überhaupt reden kann. Die Kunstakademie in Berlin war unter dem künftseindlichen Vater Friedrichs des Großen vollständig in Verfall geraten. Der große Friedrich selbst mit seiner Vereingemommenheit für alles Französische in Dingen der Kunst, der seinen deutschen Untertanen jede Berufung zur Kunst absprach und selbst im Gebiete der Dichtung das Große, was seine Zeit in Deutschland hervorbrachte, nicht erkannte, tat auch nichts zur Wiederbelebung dieser Bildungsanstalt. So gab es an der Berliner Akademie, die ein kümmerliches Leben als Zeichenschule fristete, nicht viel zu lernen. Der junge Chodowicki bildete sich denn auch lediglich als Antedidakt weiter, indem er die Studien, die er treib, mit einem praktischen Zwecke verband und unbedeutende Bildchen für den Laden des Antels kopierte, gleich seinem Bruder Gottfried, der neben ihm im Hause des Antels gleicher Tätigkeit oblag.

Die Zwecklosigkeit solchen Luns im Sinne einer wirklichen Kunstübung wurde ihm denn im Laufe der nächsten drei Jahre je mehr und mehr deutlich, und da er keine Möglichkeit sah, zur wirklichen Kunst zu gelangen, zu der es ihn zog, ging er im zwanzigsten Lebensjahre wieder zum früher verlassenen kaufmännischen Beruf über und zog mit dem Antel als dessen Buchhalter auf Messen und Märkten herum, wie in den Mußestunden seine künstlerischen Übungen fortsetzend.

Inzwischen war etwa seit dem Jahre 1740 in Berlin die Emailierkunst in Mode gekommen, und auch Ayrer wünschte durch deren Aufnahme sein Geschäft dem Tagesgeschmack anzupassen. Da erschien den Brüdern Chodowicki wieder eine neue Aussicht. Ein ehemaliger Goldschmied Namens Schröder vermaß sich, sie die Kunst zu lehren, er entpuppte sich aber als ein Schwindler, der selbst nichts konnte. Er verschwand denn auch bald wieder aus Berlin, und die auf ihn gestellte Hoffnung erwies sich für Daniel abermals als eine Enttäufung. Da kam etwa ums Jahr 1750 ein Mitglied der Augoburger Kupferschneidersfamilie Haid, ein Schüler des Augoburger Malers und Schabknaßflechers Augendas, nach Berlin, dem Ayrer nun die weitere künstlerische Ausbildung seiner Nefen übertrug. Zu ihm kamen sie zum ersten Male mit einem Manne in engere Föhlung, der, zwar selbst kein großer Künstler, doch in einem anderen Verhältnis zur Kunst stand, als alle die Dilettanten, von denen die Brüder bisher zu lernen versucht hatten. Er erwies sich als ein einsichtiger Lehrer, der wußte, worauf es ankam. Wenn freilich auch er im Kopieren französischer Etüde immer noch eine wertvolle Übung seiner Schüler sah, so die Hochachtung vor allem Französischen, von der Daniel ohnedies besungen war, befähigend, hielt er seine Schüler doch auch zum Altzeichnen an, indem er sie zunächst seine eigenen Altstuden kopieren ließ, um ihnen so wenigstens eine ungefähre Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bewegungen zu vermitteln. Vor allem aber lernten die Brüder von ihm wirklich das Emailmalen und das Malen von Miniaturen. So wurden diese Übungen für das Geschäft des Antels fruchtbar, und in achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens konnte Daniel Chodowicki die Laufbahn eines Handlungskennnis antgeben und sich wieder ausschließlich der Kunst, und nun endgültig als seinem Lebenszweck, widmen. Die Email- hauptächlich Desmalereri erwies sich bald für ihn als ein recht erträgliches Erwerb. Freilich waren es auch hier noch nicht selbständige Kunstwerke, die er schuf. Schätferjener

oder Gesellschaftsbilder im Freien, im Geschmacke des Watteau und Lancret, sowie Allegorien und Puttenbilder im Stile Bouchers bildeten die hauptsächlichsten Gegenstände dieser Emailmalereien, daneben wohl auch gelegentlich biblische Bilder in einem französischen gezierten und manierten Stil. Mit der Emailmalerei Hand in Hand ging seine Vervollkommnung in der Bildnisminiatur, in der er bald eine große Fertigkeit und auch eine persönliche Art erreichte, da der in ihm schlummernde Wille zur Naturwahrheit und Individualisierung der Personen, der später zu seinem künstlerischen Triumphe führte, bei solchen Arbeiten zuerst sich zu regen begann. So kam es, daß seine Bildnisminiaturen bald Anerkennung fanden und er sich zahlreicher Aufträge aus der Berliner Gesellschaft, nicht zumindst auch der Hofgesellschaft, erfreute. Solche Entwicklung brachte es mit sich, daß er aus dem Geschäft des Dnfels, als dessen Angestellter er zunächst diese Kunst ausgeübt hatte, bald austreten und sich auf eigene Füße stellen konnte, indem er, was die Emailen anging, aus einem Angestellten ein Lieferant des Dnfels wurde. Email-dosen gehörten damals zu den beliebtesten Anerkennungs- und Erinnerungsgaben fürstlicher Häuser, und so wurde Chodowiecki durch die Agenten des königlichen Hauses und der prinziplichen Höfe alsbald auch ausgiebig mit solchen Aufträgen bedacht. Derartig waren die ersten wenigstens indirekten Beziehungen des Künstlers zum König, dem er später auch gelegentlich persönlich aufwarten durfte, ohne daß es jedoch jemals zu einem näheren Verhältnis zwischen dem Monarchen und ihm gekommen wäre.

Chodowiecki war von polnischer Herkunft, hatte sich an französische Kunst gebildet, rechnete sich durch seine Verwandtschaft zur französischen Kolonie gehörig, bediente sich deshalb mit Vorliebe der französischen Sprache, besonders in seinen schriftlichen Äußerungen, für den König blieb er aber, auch als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, ein Deutscher, und damit ein Künstler zweiten Ranges, den man eben nur für kunstgewerbliche Gebrauchsgegenstände und in Mengen immer wieder kopierte Bildnisminiaturen gebrauchen konnte. Nicht ein einziges Mal hat der König ihm für ein Bildnis gefesselt, vielmehr mußte Chodowiecki sich der Bildnisse des Königs, die andere Maler geschaffen hatten, für seine Dosen und Miniaturen bedienen, oder bei Paraden und dergl. versuchen, die Züge des Monarchen im Fluge zu erfassen und festzuhalten, wobei ihm sein ausgesprochenes Talent, die charakteristischen Züge eines Menschen im Gedächtnis festzuhalten und nach der Erinnerung wiederzugeben, gute Dienste tat.

Durch den Kupferstecher Gottlob Berger, den Vater des bekannten Bildnisstechers Daniel Berger, wurde er damals auch mit den Handgriffen des Stechens in Kupfer bekannt gemacht, doch gab er nach einigen Versuchen die Beschäftigung mit dieser Technik zunächst wieder auf, da er befürchtete, durch die mühsame Führung des Grabstichels sich die Leichtigkeit der Hand zu verderben, deren er für die minutiöse Ausführung der Bildnisminiaturen besonders bedurfte.

Im Jahre 1754 trat Chodowiecki auch mit dem preussischen Hofmaler Antoine Pesne in nähere Beziehung, der sich durch künstlerischen Rat wohlwollend seiner annahm, und mit dem ihn bis zu Pesnes Tode im Jahre 1757 ein freundschaftliches Verhältnis verband.

Die Unzulänglichkeit der Berliner Akademie hatte in derselben Zeit Bernhard Rode, einen Schüler Pesnes, der der Nachwelt mehr durch die Schnelligkeit seines Schaffens und die große Zahl seiner Werke in einem maniert akademischen Stil als durch die Qualität seiner Kunst imponierte, veranlaßt, eine private Kunstschule zu begründen, in die nun auch Chodowiecki, gleich den meisten andern Berliner Künstlern, in vorgerückten Jahren eintrat, um dort zuerst ausgiebige Studien nach dem lebenden Modell zu machen und besonders Akte zu zeichnen.

Auch die ersten primitiven Versuche in der Ölmalerei fallen in diese Zeit. Doch hatte der Vielbeschäftigte dafür nur die Abendstunden übrig. Für solche Versuche nagelte er ein Stück Malleinwand auf seinen Arbeitstisch und ließ durch eine wassergefüllte Glasugel, gleich einem Schuster, das Licht der Öllampe sich auf den Punkt konzentrieren, den er gerade unter dem Pinsel hatte. Was koloristisch dabei herauskam, wird sich jeder leicht selbst sagen können, doch auch sonst können diese autodidaktischen Versuche, für die es ihm an jeder technischen Anleitung fehlte, keinerlei Anspruch auf irgendwelchen Kunstwert machen. Es waren dies ja auch nur Versuche, unternommen um womöglich eine höhere Stufe der Kunst erklimmen zu können, denn als erstrebenswertes Ziel stand ihm die Betätigung als Historienmaler vor Augen. So ließ er denn in seinen Mußestunden lange nicht ab von der Beschäftigung mit der Ölmalerei, gelangte allmählich auch zu einer gewissen Beherrschung des Technischen, doch die wenigen Gemälde seiner Hand, die in deutschen Galerien vertreten sind, zeigen, daß er seine persönliche Begabung verkannte, wenn er diesem Ziele lange mit Energie nachstrebte. Über die Nachahmung der Franzosen, besonders Watteaus und Lancrets, kam er in seinen Malereien lange nicht hinaus, und so muten uns diese Werke mit Recht als eine Kunst aus zweiter Hand an, die zwar ihres Reizes nicht entbehrt, aber nicht im Vergleich steht zu dem, was ihm auf seinem eigenen Gebiete, in der Malerradierung, zu erreichen bestimmt war. Das Beste, was

ihm in der Malerei gelang, ist eine Reihe von Familienbildnissen, Gruppenbilder des eigenen häuslichen Lebens, die ihn schon in seiner Spezialität, der Menschendarstellung, reizen.

Nachdem sich Chodowick durch die Email- und Miniaturmalerei eine gesicherte Existenz geschaffen hatte, konnte er auch an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken, und am 13. Juli 1755 vermählte er sich mit Jeanne, der ältesten Tochter des Gold- und Silberarbeiters Jean Varez, eines geachteten Mitgliedes der gewerbetüchtigen, tüchtigen französischen Kolonie in Berlin. Durch diese Verwandtschaft wurde seine Stellung in der französischen Kolonie weiter befestigt, in der er in Zukunft zu den verschiedensten Ehrenämtern gelangte. Er lebte mit seiner Gattin, umgeben von einer blühenden Kinderschar, den dreißig Jahre in glücklichster Ehe und einem vorwiegend solid-bürgerlichen Familienleben, bis sie ihm im Jahre 1785 durch den Tod entziffen wurde. Im Jahre 1756 wandte er sich erneut der Kupferschneiderei zu und machte einen ersten Versuch mit der Radirnadel. Dieser erste, nicht eben sehr gelungene Versuch, zeigt ihn schon auf dem Wege, der ihn in der Zukunft zu seinen größten Erfolgen führen sollte. Er stellt ein vollkommenes Original der französischen Kolonie dar, namens Nicolas Jondelle, wie es in der Tabagie der Kolonie bei Kegelstich um einen Krug Bier würfelt. Das Blatt (Nr. 1. im *Décor* von Chodowick), wie es im beschreibenden Verzeichnis seiner sämtlichen Kupferschneide von Engelmann registriert ist) führt den Titel „Le Passe-dix“ (der Würfler). Es ist von großer Seltenheit.

Chodowick selbst berichtet über diesen ersten Versuch und über die Aaregung, ihm weitere folgen zu lassen: „Ein unwillkürlicher Einfall hatte mich dahin gebracht, anno 1756 einen Versuch im Radieren zu machen, dabei entstand dies erste Blatt. So schlecht dieser Versuch geriet, so gefiel mir doch der Vorteil, durch den Druck eine Arbeit vervielfältigen zu können und gab mir Lust, mehrere zu machen. Ich verfertigte bei müßigen Stunden verschiedene kleine Blätter, die mehrtheils Gegenstände aus dem gemeinen Leben darstellten, die ich vorher nach der Natur gezeichnet hatte.“

Um diese Zeit wurde ich mit Herrn Meil bekannt, der hier viele fürtreffliche Biquetten und die Kupferschneide zu dem „*Spectaculum Naturae et Artium*“ verfertigte. Seine gefällige, saubere Manier hätte mich damals abschrecken können, weiterzugehen, oder anspornen, seine Manier nachzuahmen; aber ich habe immer dafür gehalten, es lange nichts, eines andern Manier oder Behandlung nachzuahmen. Ich sah meine Arbeiten als Zeitvertreib an und nutzte die Manier, die mir die Natur in die Hand gab, so gut ich konnte.“

Daß der Künstler selbst diesen ersten Versuchen keinen großen Wert beimaß, geht schon aus dem Umstand hervor, daß er sie nicht mit seinem Namen bezeichnete. Er setzte damit nur eine Tätigkeit des Stizzierens mit der Radirnadel fort, wie er sie mit dem Bleistift zu üben seit lange gewohnt war. Schon der ständige Verkehr mit dem Publikum in der Handlung des Onkels hatte ihm mannigfach Gelegenheit zu physionomischen Studien, in dieser an Originalen noch so reichen Zeit, gegeben und ließ ihm zum mindesten in Gedächtnis die große Sammlung detallierter Köpfe anlegen, die ihm bei seinen späteren Arbeiten so sehr von Nutzen waren und einen Hauptreiz seiner Kunst ausmachten. Je mehr er sich der Darstellung solcher „Gegenstände aus dem gemeinen Leben“ zuwandte, desto mehr wuchs sein Eifer im Stizzieren. Im Hause und in Gesellschaft sehen wir ihn jede Person, jede Stellung, jede Situation und jede Physionomie, die ihn irgendwie reizte und interessierte, in einer Bleistiftskizze festhalten. Besonders die Mitglieder der eigenen Familie hat er in zahllosen solchen höchst reizvollen Stizzenblättern festgehalten. Aber auch von der Straße holte er Gestalten heraus, die ihm des Zeichnens wert erschienen, und benutzte sie gegen Entgelt als Modelle für sein Stizzenbuch.

Ob wenig vollkommen seine ersten Radierversuche waren, blieben sie doch nicht ganz unbemerkt. Das Jahr 1767 brachte ihm einen Auftrag vom Hofe. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, eine Nichte Friedrichs, vermählte sich mit dem Prinzen, nachmaligen Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm V. von Oranien. Chodowick erhielt den Auftrag, ihr Bildnis zu malen, und, da es großen Besall fand, es dann auch in Kupfer zu stechen. In den Handel kam das Blatt nicht, es wurde vielmehr lediglich als Geschenk seitens des Hofes verwendet. Die Honorierung war eine reichliche, vor allem aber besetzte der Auftrag Chodowick in der Schätzung, die ihm als Künstler seitens der tonangebenden Kreise in Berlin entgegengebracht wurde.

Unter dem Titel „*Bouquet de Maximes*“ erschien bei dem Berliner Buchhändler Dr. Bourdeaux gelegentlich dieser Hochzeit ein Miniaturnebüchlein als Damenalmanach, der in goldenen Verlocken getragen wurde. In diesem Büchlein hatte Chodowick die Bildnisse der Neuvermählten radirt. Dies war der erste Verlegerauftrag auf Radierungen zu einem Buche, den Chodowick erhielt und als solcher für ihn bedeutungsvoll. Wenn Chodowick in der Folge bei den deutschen Verlegern der gefuchteste Künstler war, wo es sich darum handelte, ein Buch mit Illustrationen in der damals einzig dafür in Frage kommenden Technik, der Radierung, zu schmücken, so war dieses Beispiel doch noch nicht die direkte Veranlassung dazu, sondern es stellt nur den Anfang seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete dar. Sein Rufm als Kupferschneider wurde bei der breiten Masse und auch in den

Verlegerkreisen vielmehr begründet durch die im selben Jahre entstandene, schnell berühmt gewordene und sehr weit verbreitete Radierung: „Der Abschied des unglücklichen Calas von seiner Familie.“ Dieser Calas, ein hugenottischer Kaufmann in Toulouse, war das Opfer eines Justizmordes geworden. Er stand in Verdacht seinen Sohn wegen Uebertretts zur katholischen Kirche ermordet zu haben; der katholische Klerus schürte eifrig den Verdacht gegen den verhassten Keger, Calas wurde für schuldig erklärt, verurteilt und durch das Rad hingerichtet. Voltaire, der zu der unglücklichen Witwe des unschuldig Verurteilten in Beziehungen trat, nahm sich in Wort und Schrift der Sache an und setzte die Revision des Prozesses durch, die zur nachträglichen Freisprechung des Hingerichteten führte und den Fall zum Tagesgespräch der Pariser Gesellschaft machte. Der Pariser Kupferstecher Delafosse hatte die Stimmung des Publikums bemerkt und die Affäre in einem vielverbreiteten Kupferstich „La malheureuse famille de Calas“ verewigt. Die Mitglieder der französischen Kolonie in Berlin nahmen an dem traurigen Schicksal ihres Glaubensgenossen begreiflicherweise besonderen Anteil, der Kupferstich des Delafosse gelangte auch nach Berlin und in Chodowiewickis Hände. Er befreidigte den Künstler nicht und gab ihm Veranlassung, den Gegenstand nochmals auf seine Art zu behandeln. So entstand zunächst ein Gemälde, das den Moment darstellt, wo der Kerkermeister dem Gefangenen die Fesseln abnimmt, damit er seinen letzten Gang antrete; die Familie nimmt von dem Unglücklichen Abschied, während im Hintergrunde die Schergen des Gerichts warten. In jener empfindsamsten Zeit kam ein solches Bild den Stimmungen des Publikums sehr entgegen. Man drängte sich zahlreich herzu, das Gemälde zu betrachten, und dies führte den Künstler zu dem Entschluß, seinem Gemälde durch den Stich eine größere Verbreitung zu geben. Das gelang in überraschend großem Maße, das Publikum riß sich um den Stich, wenn auch mehr des Gegenstandes, als um der darauf verwendeten Kunst willen. Der Ruhm Chodowiewickis als Künstler und insbesondere als Kupferstecher war jedenfalls damit begründet, und Erfolg wie Neigung führten den Künstler nun ganz der graphischen Kunst zu. Von dieser Zeit begann der Wettlauf der deutschen Verleger um die künstlerische Mitarbeit Daniel Chodowiewickis bei ihren Verlagswerken. Besonders waren es die Verleger der damals so beliebten kleinen Almanachs und Taschenbücher, die sich die Mitarbeit Chodowiewickis sicherten.

Der Berliner genealogische Kalender, der Gothaische Hofkalender, der Göttinger Taschenkalender und der Lauenburger Kalender wurden bis in sein spätestes Alter Jahr für Jahr fast ausschließlich von seiner Hand mit Monatskupfern geschmückt. Freilich haben wir uns darunter nicht Bilder wie in den alten Kalendern vorzustellen, die die Beschäftigungen des Landmannes während der zwölf Monate des Jahres illustrieren, es waren vielmehr Bildersolgen, die mit dem Kalender als solchen in keinem Zusammenhang mehr standen, sondern Illustrationen zu einem Werke der Dichtung, Darstellungen historisch denkwürdiger Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart, Bildnisse berühmter Männer oder schließlich vom Künstler frei erfundene Bildersolgen. Zum ersten Male war Chodowiewicki im Jahre 1766 von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, die den Berliner genealogischen Kalender herausgab, zur künstlerischen Mitarbeit herangezogen worden, indem er den Auftrag erhielt, die zwölf von Bernhard Rode für den Jahrgang 1769 entworfenen Monatsbilder auf Kupfer zu radieren. Seine Arbeit fand Beifall, und schon für den nächsten Jahrgang wurde ihm nicht nur die Aufsührung in Kupferstich, sondern auch der Entwurf der Kalenderkupfer übertragen. Er lieferte zwölf Bildchen zu Lessings „Minna von Barnhelm“, die gerade damals ihren Triumphzug über die deutschen Bühnen hielt. Diese entzückend graziosen Bilder gehören zum Besten, was Chodowiewicki jemals geschaffen ist, und dem entsprechend war auch die Aufnahme beim Publikum derart, daß die Akademie der Wissenschaften sich entschloß, hinfort die künstlerische Ausstattung des Kalenders ausschließlich Chodowiewicki zu übertragen. Bis zum Jahre 1801 sind denn auch alle Jahrgänge dieses zielichen Taschenbuches von ihm mit Monatskupfern geschmückt worden. Der Erfolg aber, den diese künstlerischen Beigaben dem Berliner genealogischen Kalender brachten, wurde Anlaß, daß andere Verleger derartiger Almanache, wie oben erwähnt, Chodowiewicki bei deren künstlerischen Ausschmückung mehr und mehr heranzogen. Damit hand in Hand gingen die Aufträge zur Illustration anderer Bücher. Groß ist die Zahl der Werke unserer klassischen Literatur und der Modebücher des In- und Auslandes, die von Chodowiewickis Hand mit reizvollen Radierungen geschmückt wurden, welche uns ein getreues Spiegelbild vom bürgerlichen Leben jener Zeit geben. In Verkennung der Grenzen seiner Kunst und als guter Geschäftsmann und Hausvater nahm Chodowiewicki freilich jeden Auftrag an, den er itgend bewältigen konnte, d. h. den auszuführen ihm seine Zeit erlaubte. Wer nicht als Sammler Wert auf vollständigen Besitz der Chodowiewickischen Radierungen legt, der wird daher, wenn er sich an des Meisters lebenswürdiger Kunst erfreuen will, die Spreu vom Weizen zu sondern haben. Zur Spreu gehört so ziemlich alles das was Chodowiewicki aus anderer als seiner eigenen Zeit darstellte. Er war ein eifriger Besucher des Theaters, und so stellte er historische Gegenstände in der Art dar, wie er sie in Berlin auf der Bühne aufführen sah. All die kulturhistorischen und kostümlichen Verschrobenheiten, die ein von den Prinzipien der Meininger noch weit entferntes Theater seinen Besuchern darbot, werden denn auch in Chodowiewickis Darstellungen historischer Gegenstände ge-

trenlich verehrt; seine Figuren in solchen Bildern wirken höchst gepreigt und unwahr, ihre falschen Kostüme passen ihnen nicht, und sie wissen sich nicht darin zu bewegen, kurz im ganzen bieten solche Bilder einen höchst unerschmeichlichen Anblick. Dasselbe gilt von allegorischen und biblischen Kompositionen größeren Formats, zu denen sich der Künstler gelegentlich, besonders in der späteren Zeit seiner akademischen Wirksamkeit, verstieg. Doch wenn wir auch all das von dem Gesamtwerke Chodowiecki's abziehen, so bleibt an Radierungen und Zeichnungen noch eine solche Übersfülle des Guten und Erfreulichen, daß der europäische Kunst, dessen sich der Künstler bei der Mit- und Nachwelt erfreute, wohl begründet ist. Die Naturwahrheit seiner Menschendarstellungen, die Freiheit der technischen Ausführung — alles ist von unübertrefflichem Reiz und Sicherheit dem Meister einen bevorzugten Platz unter den Künstlern aller Zeiten und Völker, wenn ihm die Fähigkeit zur Darstellung des Erhabenen und Monumentalen, um die er mit so viel vergeblichem Eifer gerungen hat, auch verjagt blieb.

Solcher Wert seiner Kunst findet seine Bestätigung auch in der Anerkennung, die die besten Männer seiner Zeit ihm zollten, und in den Aufträgen, die sie dem Künstler stellten. So, wenn Basoldow ihm die Illustration seines „Elementarwerkes“ übertrug, in dem er in einem Orbis pictus den ganzen Kreis der Schöpfung einfangen wollte, oder wenn Lavater ihn zum bevorzugten künstlerischen Mitarbeiter an seinen „Physognomischen Fragmenten“ heranzog und selbst anerkannte, daß das Beste, was künstlerisch in diesem umfangreichen Werke geboten ist, von Chodowiecki's Hand stammt. Wo finden wir aber auch unter seinen Zeitgenossen einen Seelenmaler, der gleich ihm alle Regungen des menschlichen Herzens im Mienenpiel zu belauschen und festzuhalten mußte? Wie müssen da in Deutschland schon bis zu den großen Meistern der Renaissance zurückgreifen, um ihm auf dem Gebiet physognomischer Darstellung Ähnliches an die Seite stellen zu können.

Auch Goethe zählte zu seinen Verehrern und schreibt: „Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki's (zu Werthers Leiden) machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über alle Maßen verehrte.“ Und doch war es kein erfreulicher Anlaß gewesen, der Goethe zuerst mit Chodowiecki's Kunst bekannt machte. Chodowiecki hatte nämlich auch die Titelvignette zu Friedrich Nicolais platter Parodie auf Goethes Jugendwerk: „Die Freuden des jungen Werther“ geliefert. Daß Chodowiecki mit Friedrich Nicolai, dem bedeutendsten Verleger Berlins im achtzehnten Jahrhundert, dem Freunde Lessings und einem der bedeutendsten Verleger Deutschlands in besten persönlichen und geschäftlichen Beziehungen stand, versteht sich eigentlich von selbst und bedarf deshalb kaum der Erwähnung. Auch dessen Roman „Sebaldu's Neebanker“ hat er mit Radierungen geschmückt, und nur gegen die Illustration des letzten Kapitels dieses Romans sträubte sich der streng religiöse Protestant, der er war, da es mit der Heiligkeit und Kirche jener Zeit etwas gar zu streng im Gericht geht. Auch an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, die Friedrich Nicolai herausgab, arbeitete Chodowiecki mit und nach dafür die Bildnisse berühmter Zeitgenossen. Acht Originalkupferplatten solcher Porträts, darunter das Bildnis Goethes, sind uns bis heute erhalten geblieben und befinden sich z. B. im Besitze des Herausgebers dieses Buches.

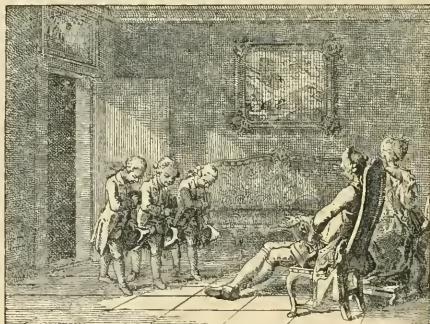
Auf Chodowiecki's Wirksamkeit als Stecher näher einzugehen, liegt den Aufgaben dieser Einleitung fern, die nur dem Laien in großen Zügen ein Bild vom Leben und der künstlerischen Entwicklung des Meisters geben will. Wir haben ihn bis auf die Höhe seiner Entwicklung und seines Ruhmes begleitet, mit dem Hand in Hand bedeutende Einnahmen gingen, die dem Künstler ein recht behagliches bürgerliches Leben ermöglichten, zumal er nicht ganz in der Arbeit für den Kupferstich aufging, sondern nach wie vor ein gesuchter Miniatur- und Bildnißmaler war. Um diese Zeit bildete er auch einen eigenen Typus in Kostüm gezeichnete Bildnisse in annähernder Lebensgröße aus, von denen eine große Zahl sich bis in unsere Tage erhalten hat. Allein die Aufträge des Hofes brachten ihm ein für jene Zeit recht ansehnliches Jahreseinkommen ein, wenn es sich dabei auch nur um vielfaches Kopieren ein und desselben Bildnisses handelte, welche Kopien zu Geschenkzwecken stets in großer Zahl gebraucht wurden. So findet der Beginn des siebenten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts unseren Künstler in einer durchaus gesicherten Lebensstellung, so daß er daran denken konnte, sich auch einmal einen besonderen Wunsch zu erfüllen. Ein solcher Wunsch war das Wiedersehen mit der Mutter, die er im Alter von siebenzehn Jahren verlassen und seitdem nie wieder von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Die Mutter in Danzig war mit Liebe dem Schicksal ihres Künstlerjohnes gefolgt. Im Jahre 1771 sprach sie den Wunsch aus, eine Zeichnung mit Bildnissen seiner Kinder zu erhalten. So entstand die bekannteste von Chodowiecki's Radierungen, das liebenswürdige Bild „Le cabinet d'un peintre“, in welchem er sich selbst im eigenen Heim im Kreise seiner ganzen Familie darstellt. Durch dieses Bild war der Wunsch der Mutter, den geliebten und berühmten Sohn auch von Angesicht zu sehen, nur geübert. Da der Wunsch, wie gesagt, ein beiderseitiger war, begab sich Chodowiecki, nachdem er, der das Fahren nicht vertragen, für solche Zweck ein Pferd erstanden hatte, am Morgen des 3. Juni 1773 hoch zu Ross auf die Reise nach Danzig. Die Bekanntgabe der Schilderung dieser Reise in Bild und Wort, wie wir sie von seiner eigenen Hand besitzen, ist der Zweck dieses Buches. Die Zeichnungen gehören zum Reizvollsten, was

wir von seiner Hand besitzen, und geben ein Bild vom Leben des Bürgerstandes jener Zeit und besonders von Aussehen und Leben der schönen alten Hansestadt Danzig — die damals gerade an Preußen gekommen war, nachdem jahrhundertlang die Polen ihre Herren gewesen waren — wie es in solcher Vereinnigung von Wort und Zeichnung kaum seinesgleichen hat.

Der Text ist vom Künstler nicht für die Veröffentlichung geschrieben, er bietet vielmehr nur kurze Tagebucheinträge. Wenn er sich so auch nicht messen kann mit Memoirenwerken berühmter Künstler, die bewußt die eigene künstlerische Entwicklung ihrer Person und ihrer Zeit darin schildern wollten und dies auch in vollendeter Form gekonnt haben, wie etwa Ludwig Richter in den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ oder Anselm Feuerbach in seinem „Vermächtnis“, so finden wir darin doch so viel des Persönlichen, des menschlich-kultur- und kunstgeschichtlich Interessanten, des sein Beobachteten u. a. m., daß wir annehmen dürfen, ein jeder werde auch diesen Text, der freilich im wesentlichen nur zur Erläuterung des Bedeutenderen, eben der Bilder, beigelegt wurde, mit wahrer Anteilnahme lesen.

Von Chodowickis ferneren Lebensschicksalen ist nicht viel zu berichten. Seiner Reise nach Danzig folgte noch im selben Jahre eine Reise nach Leipzig und Dresden, von der uns ebenfalls ein Tagebuch erhalten ist, das im Jahre 1916 Moritz Stübel in deutscher Übersetzung herausgegeben hat. Dann wickelte sich das Leben des Künstlers in Arbeit und Wohlstand ab. Dem öffentlichen Dienst, besonders im Rahmen der französischen Kolonie, entzog er sich auch fernesthin nicht; die Reform der Berliner Kunstakademie betrieb er mit großem Eifer. Schon lange Mitglied derselben (ohne Lehramt), wurde er 1788 zu ihrem Vizedirektor und am 20. Juni 1797, nach Bernhard Rodos Tode, der ihm im Direktorat vortraugte, zum Direktor derselben ernannt. Dieses Amt, endigte erst mit seinem Tode, mit dem am 7. Februar 1801 ein arbeits- und ruhmreiches Leben beschloffen wurde.

Wie groß seine Kunstliebe auch als Sammler war, geht daraus hervor, daß der Auktionskatalog über seinen Kunstmachlaß allein 10 000 Kupferstiche und Zeichnungen von Künstlern aller Länder und Zeiten verzeichnet, daneben 168 größtenteils eingerahmte Ölgemälde, und zwar meist italienische und niederländische. Aus dem Nachlaß von Werken eigener Hand sollte zunächst je ein möglichst vollständiges Exemplar seines gesamten radierten Werkes mit allen Plattenduständen für jedes seiner Kinder ausgeschieden werden. Da die 108 Zeichnungen der Danziger Reise ohne Bevorzugung nicht einem der Nachkommen zugesprochen werden konnten, fanden sie Aufnahme in dem erteilungshalber zur Versteigerung gestellten Kunstbesitz. Im Jahre 1865 gelangten sie in den Besitz der Berliner Kunstakademie, woselbst sie, wie eingangs dieser Einleitung erwähnt, noch heute aufbewahrt werden. Mögen sie in dieser volkstümlichen Nachbildung recht vielen kunstfrohen Deutschen Genuß bieten.



Die Dankbarkeit. Aus „Basjedows Elementarwerk“.

Die Stadt Danzig zu Chodowiewickis Zeit

E Schilderung aus den Lebenserinnerungen der Johanna Chopenhauer

Chodowiewicki selbst erzählt im Tagebuch seiner Danziger Reise, was ihm passierte, wie er lebte, was ihn interessierte und mit wem er umging, was er an Kunstwerken sah, was er an Kunstwerken in der Stadt sah u. dgl., aber er schildert uns nicht mit Worten das Aussehen der Stadt, nicht ihr kulturelles und gesellschaftliches Leben, wovon uns das Etzgenbuch in Bildern eine Vorstellung gibt. Ihm, dem geborenen Danziger, waren das gewohnte und selbstverständliche Dinge, worüber er in seinem Tagebuch, das wichtige und interessante Erlebnisse eigener Erinnerung festhalten sollte, sich nicht zu verbreiten brauchte. Für den Betrachter des Etzgenbuches ist es indessen vielleicht nicht uninteressant, zum besseren Verständnis der Bilder eine solche Schilderung des alten Danzig zu Chodowiewickis Zeit aus der Feder eines Zeitgenossen zu erhalten. Eine solche besitzen wir in den Lebenserinnerungen der Johanna Chopenhauer, der Freundin Goethes und Mutter des großen Philosophen. Sie war ebenfalls geborene Danzigerin und hatte in der Zeit, die Chodowiewickis Etzgenbuch im Bilde darstellt, ihre Kindheit in Danzig verlebt, stand auch in Beziehung zur Familie des Künstlers, denn sie besuchte die Kleinkinderschule, die von Chodowiewickis Mutter und seinen Schwestern gehalten wurde. Auch hat Chodowiewicki in der Zeit seines Danziger Aufenthaltes ihr Bildnis gezeichnet. Als sie im Alter ihre Lebenserinnerungen schrieb, lag die Danziger Zeit als eine längst vergangene Lebens- und Kulturperiode hinter der in Weimar lebenden, schöngeistigen Frau. Sie hatte also gerade so viel zeitliche und örtliche Distanz zu dieser Periode ihres Lebens, daß sie sich des Erlebten noch genau erinnerte und doch das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet, daß sie bemerkt, was dort und damals anders war als im übrigen Deutschland und in späterer Zeit, und deshalb des Aufzeichnens wert war. Das ist es aber auch gerade, was wir suchen, und daher lassen wir die Abschnitte ihrer Erinnerungen, die der Schilderung der Stadt Danzig und ihres Lebens gewidmet sind, hier folgen.

Das Gepräge ehemaligen Wohlstandes und der aus diesem entspringenden solchen Prachtliebe ist meiner Vaterstadt so tief aufgedrückt und dermaßen mit ihrem ganzen Wesen verzweigt und verwachsen, daß es unmöglich wäre, sie zu modernisieren, ohne sie ganz zu zerstören und ein neues Danzig auf der Stelle des alten zu bauen.

Wie in allen einst durch den Hanseatischen Bund vereinigten Städten stehen auch in dieser alle Häuser mit der Oberseite der Straße zugewendet und erscheinen daher nicht nur, im Vergleich zu ihrer Breite, von unverhältnismäßiger Höhe, sondern sind es auch wirklich; und müssen es sein, um den ihren Bewohnern notwendigen Raum der Luft abzugewinnen, welchen der durch die Festungswerke beschränkte feste Boden zu kurz ihnen gewährt.

Auch wählten unsere Vorfahren zum nämlichen Zwecke sich tief in die Erde hinein; weitläufige Keller, oft zwei Stock übereinander, ziehen unter den Häusern sich hin, deren Gewölbe einige Fuß über die Oberfläche sich erhebt und eine Art Couvertain bildet, das häufig zu ziemlich bequemen, wenn auch feuchten noch sehr dunklen Wohnungen eingerichtet ist, zu denen man von der Straße aus hinabsteigt und die von Bierstuckwehren, Korbslechtern, besonders aber von Obst-, Gemüse- und Milchverkaufern vorzugsweise gesucht werden.

Hierin scheint mir die erste Veranlassung der ganz eigentümlichen Bauart zu liegen, durch welche meine Vaterstadt von allen anderen ihr sonst so ähnlichen alten Städten sich unterscheidet. Die Hauptstraßen in Danzig sind weit breiter als in jenen; in dem Raum zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Häuserreihen könnten zwei, ja drei Kutschen bequem nebeneinander hinfahren und zu beiden Seiten bliebe noch Play für einen mit Matten belegten Fußweg. Und dennoch ist die eigentliche saubere und gangbare Straße durchweg so eng, daß ein recht gut eingefahrener Kutscher es nicht immer vermeiden kann, mit seinem ihm entgegenkommenden Kollegen in unangenehme Kollision zu geraten. Die in sich einen Weirwart hineinkommenden Fußgänger aber haben genug zu tun, um nur ihre gefundnen Gliedmaßen zu salbieren.

Die Reishölzer vor allen Häusern, von denen aber das, was man in Hamburg oder Lübeck mitunter so nennt, nicht den Schatten eines Schattens bietet, sind die alleinige Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Doch womit soll ich sie vergleichen, um nur eine einigermaßen anschauliche Idee von diesen wunderlichen Propyläen zu geben, durch welche die alte nordische Stadt ein fast südliches Ansehen gewinnt und in denen in meiner frühen Jugendzeit ein großer Teil des häuslichen Lebens mit jetzt ungläublicher Offenberzigkeit, fast so gut als auf freier Straße, betrieben wurde.

Balkone sind die Beischläge nicht, eher möchte ich geräumige, ziemlich breite Terrassen sie nennen, die, mit großen Steinplatten belegt, längs der Front des Hauses sich hinziehen, zu denen einige breite bequeme Stufen hinaufführen und die straßenwärts mit steinernen Brustwehren versehen sind.

Zwischen den aneinanderstoßenden Beischlägen der zunächst benachbarten Häuser bilden vier bis fünf Fuß hohe Mauern die Grenze; blecherne Röhren führen der auf denselben ruhenden steinernen Rinne das Regenwasser von den Dächern zu, die dieses durch den Rachen kolossal, zuweilen recht kunstreich in Stein gehauener Walfisch- und Delphinköpfe wieder ausströmen läßt.

Die launigste aller Herrscherinnen, die Mode, nimmt seit einiger Zeit alles, was sonst als altfränkisch verschmäht wurde, unter dem Namen des Rokoko in ihren mächtigen Schutz; möge es ihr gefallen, diesen auch den Danziger Beischläge angedeihen zu lassen! Schwerlich gibt es ein grandioseres Rokoko, das dessen würdig wäre.

Häuser von mehr als drei Fenster in der Front gab es in meiner Jugend in Danzig nur wenige; und sie gehören wohl noch zu den Ausnahmen; weit häufiger sind die, welche nur zwei Fenster aufzuweisen haben, und wie kahl, wie jämmerlich vereinzelt müßten diese vier bis fünf Stockwerke hohen Häuserstreifen ohne den sie dem Auge zu einem Ganzen verbindenden Vorhof der Beischläge sich darstellen.

Die unbeschadet der Vorliebe für Rokoko immer weiter um sich greifende Verschönerungs- oder vielmehr Modernisierungssucht unserer Lage droht aber schon seit geraumer Zeit ihnen den nahenden Untergang. Schon sind die alten herrlichen Kastanienbäume vor den Häusern verschwunden, deren weit sich ausbreitende Zweige Kühlung und Schatten gewährten, unter welchen der arbeitsmüde Bürger in der Mitte der Seinen oder im Gespräch mit dem sich zu ihm herüberbeugenden Nachbarn einer Art leidlichen Genusses sich erfreute.

Denen, die durch ihre Verhältnisse die ganze Woche hindurch in der Stadt festgehalten wurden, brachten die aufbrechenden Knospen dieser schönen Bäume alljährlich Kunde von dem draußen eben angelangten Frühling und seine Einladung, am nächsten Sonntage ihn vor dem Tore aufzusuchen, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit sie erwartete.

Und welch einen Spielplatz bot in meiner Jugendzeit der Beischlag den Kindern! So sicher! So bequem! Nicht unter den Augen der oben am Fenster nährenden und strickenden Mutter, die zuweilen es nicht verschmähte, mitten unter ihnen des milden Abends zu genießen. Bei leidlichem Wetter brachten wir mit unseren Spielteln alle unsere Freistunden in diesem Asyl zu, das noch den unschätzbaren Vorzug besaß, daß wir unseres lärmenden Treibens wegen weniger gescholten wurden, weil es hier bei weitem nicht so lästig wurde als im Hause selbst.

Mehrere Häuser, deren Sichel mit Statuen und anderen architektonischen Verzierungen von Bildhauerarbeit geschmückt sind, zeugen noch heute sowohl von dem Reichtum als von der Kunstliebe unserer Vorfahren, welche bei deren Erbauung mit nicht unbedeutendem Geldaufwande diese Kunstwerke von guten Meistern in Italien verfertigen und nach Danzig kommen ließen. Andere, früheren Lagen angehörende Häusergiebel stehen noch in ihrer, fast noch aus der Zeit der Tempelherren stammenden Altertümlichkeit da, doch neigen sich diese ganz ihrem Verfall an, und ihre Anzahl wird immer geringer.

Das schönste und merkwürdigste derselben, welches ehemals meinem Onkel Lehmann angehörte und auch von ihm bewohnt wurde, ist, wie ich höre, vor einigen Jahren auf höchsten Befehl gekauft, sorgfältig abgebrochen und auf die Pfaueninsel bei Potsdam verpflanzt worden. Allerdings ist dies eine sehr ehrenvolle Bestimmung, doch fürchte ich, daß es dort bei weitem so gut sich nicht ausnimmt als in seinen ehemaligen, ihm angemesseneren Umgebungen in der Brotäckergasse.

Daß das Land, daß die Stadt, in welcher wir geboren und erzogen wurden, auf die Bildung unseres Geistes wie überhaupt auf die Entwicklung unseres ganzen Wesens den mächtigsten Einfluß üben, ist eine fast unbestrittene Tatsache. Bei mir aber tritt noch überdem der unglaubliche Fall ein, ja ich möchte sagen, daß der Gang, den das Leben später mit mir genommen, von dem unbedeutenden Umstande abhing, daß das Haus meiner Eltern gerade an der Stelle und an keiner anderen stand. Einige Häuser höher hinauf oder tiefer herunter, fogar in der nämlichen Etage, und wahrscheinlich wäre alles anders gekommen und ich selbst eine ganz andere geworden.

An der Mittagsseite der Heiligen Geist-Gasse liegt das Haus, in welchem ich geboren wurde, unsern dem nach der langen Brücke führenden Thor, über welchem damals die Räume sich befanden, in welchen die dortige Naturforschende Gesellschaft ihre Zusammenkünfte hielt und ihre Sammlungen aufbewahrte.

Die lange Brücke aber ist gar keine Brücke, sondern ein hölzerner Kai, an der Landseite längs den Häusern mit Buden besetzt, in welchen Früchte, Blumen und sonst noch allerlei, was ein Kinderherz erfreuen kann, zum Verkauf ausgestellt wird. Zwischen diesem Kai und der gegenüberliegenden Speicherinsel fließt die hier ziemlich breite, mit Schiffen und Barken belebte Mottlau still und ruhig der nahen Weichsel und im Verein mit dieser dem stillen Meere zu.

Das Haus meiner Eltern gehörte zu der in Danzig gewöhnlichsten, drei Fenster breiten Mittelgattung, die man weder schön noch häßlich, weder groß noch klein nennen kann; auch wich die innere Einrichtung desselben von der dort gewöhnlichen durchaus nicht ab und war für den Bedarf unserer Familie bequem und geräumig genug.

Keine besternte Unra bezichnete schon vor meiner Geburt unser Dach; die einzige Auszeichnung, deren es sich zu rühmen hatte und wohl auch noch hat, besteht darin, daß statt der Götter, Engel, Basen, Adler, Pferde und anderen Getiers, das dort von der Höhe anderer Häuser auf die Straße hinabschaute, auf der höchsten Giebelspitze desselben eine große metallene Schildkröte auf dem Bauche liegt und mit nach allen Weltgegenden ausgestreckten, stark vergoldeten Flossen und Kopf beträchtlich nickt und zappelt, wenn der Wind heftig weht. Diese langmütige Kreatur mochte vielleicht schon weit über hundert Jahre sich so abgemüht haben, ohne sonderlich beachtet zu werden, aber Herrn Mosers Scharfblick entging diese Bemerkung nicht; er machte mich darauf aufmerksam, und wir beide waren die einzigen im Hause, die dieses bewundernswerte Kunstwerk gehörig zu würdigen verstanden.

Zur linken Seite fließ die englische Kirche, zur rechten ein Gasthof an unser Haus, doch bitte ich, daß dabei niemand an das alte Sprichwort denken möge, nach welchem der Teufel so gleich neben jedem Gotteshaus ein Kapellchen baut, denn jene englische Kirche ist eigentlich nichts anderes als eine kleine, recht freundliche Hauskapelle, die nur höflicher Weise Kirche genannt wird; an dem uralten rothigen Schiffergildenhause, das wenigstens viermal größer ist als die Kirche, konnte der Teufel auch keine Macht haben, obgleich es einem verwünschten Schlosse sehr ähnlich sah; denn die Bewohner desselben waren sehr brave, ehrbare Leute.

Alle bürgerlichen Gewerbe waren damals noch in Häuser und Gilden geteilt, deren jede ihr eigenes Haus besaß, wo Meister und Gesellen zu besondern, auf ihre Privilegien, Gesetze und Gebräuche Bezug habenden Zwecken sich versammelten, besonders aber zur Fastnachtzeit zu Banketten, bei denen es hoch und wild herzugehen pflegte.

Schon der Name deutet an, daß das Schiffergildenhause das Eigentum der damals sehr bedeutenden und geachteten Gilde der Danziger Schiffer war. Dort kamen sie in den sich vorbehaltenen Räumen zusammen, um sich über die Angelegenheit ihrer Korporation zu beraten, oder auch, um auf allgemeine Kosten und zum allgemeinen Besten es sich bei Tisch wohl sein zu lassen. Bunte Wimpel und Flaggen neben einer weißen, mit dem Danziger Wappen bemalten Fahne, groß wie ein Segel, flatterten dann vom Brischlage herab und verkündeten der Nachbarschaft die Feier des Tages.

Die übrigen Räume des weitläufigen, winkligen Gebäudes blieben dem Gastwirt überlassen, der nicht nur für den geschicktesten Koch in Danzig galt, sondern sogar einer übereuropäischen Verühmtheit sich erfreute. Seine wäzigen kleinen eingemachten Saugurken gingen unter der Flagge seiner Verschäger in alle Welt, und von seinen kolossalen Baumstüben wurden sogar große Cendungen bis nach Amerika verladen.

Freundlicher, ewig besetzter Herr Nachbar Bergmann, leicht sei dir die Erde; dankbar gedenke ich deiner, denn in der glühenden Hitze deines Küchenherdes, mitten in den wichtigsten Arbeiten zur Versorgung einer hochzeitlichen Tafel, hast du auch deiner kleinen Nachbarin gedacht! Mit manchen in Gläsern süßen Gelees, mandern Fellerchen köstlichen Nachwerks, die du durch Adam mir übersandtest, erfreuest du bei solchen Gelegenheiten mein kindliches Gemüt. Dafür sei denn in diesen Blättern deinem Namen ein ewiges Denkmal gestiftet, soweit nämlich in unseren Tagen eine solche papierne Ewigkeit reichen kann.

Doch wenden wir uns jetzt der linken Seite des Hauses meiner Eltern zu.

Infolge eines in früheren Zeiten abgeschlossenen Kontraktes, der bedeutende, sonst nur dem eingeborenen Bürger zustehende Rechte zusicherte, hatte seit langen Jahren eine Gesellschaft englischer Kaufleute mit ihren Familien in Danzig sich niedergelassen und im Verlaufe der Zeit dermaßen sich eingevoht, daß es wieder von ihrer noch von unsrer Seite jemand mehr in den Sinn kam, sie als Fremde zu betrachten. An der Börse wurden ihre Häuser denen der Stadt gleichgestellt, in Sitten und Gebräuchen wichen sie von den übrigen Einwohnern so wenig als möglich ab. Sie sprachen Deutsch, machten die Nacht nicht zum Tage, aßen nach Landgebrauch um ein Uhr zu Mittag, erzogen ihre Kinder, die größtentheils in unserer Mitte geboren worden waren, auf die bei uns übliche Weise und betrogen sich im ganzen, wie vernünftige Leute tun, die nicht darauf ausgehen, durch törichte Annäherung und alberne Abszanzereien sich und anderen das Leben zu erschweren.

Das Haus meinem elterlichen zur Linken war das Eigentum dieser englischen Kolonie, mit Aufopferung des besten Theiles desselben waren die Belegte und die über desselben durchbrochen worden eine hohe, helle, ziemlich geräumige Kapelle entstanden, der es wieder an einer Egel, noch an einer Kugel fehlte, noch an dem nach englischem Gebrauche unter dieser angebrachten Katheder für den das Morgengebet ablesenden Clerk oder Küster. Der übriggebliebene Raum dieses Hauses war zur Wohnung ihres Geistlichen eingerichtet, den sie selbst sich erwählten.

Vor sechzig bis siebenzig Jahren konnte Danzig noch füglich für einen der deutschen Marksteine der kultivierten Welt gelten; mit Riesenschritten hat seitdem die Kultur die früher ihr gesetzten Grenzen in den Staub getreten und im Innern wie im Äußeren die bedeutendsten Umwandlungen herbeigeführt. Doch behielt meine Vaterstadt, abgesehen von ihrer vor anderen sich auszeichnenden Bauart, noch genug von ihrer früheren Originalität übrig, um noch heutzutage dem Fremdling in ihren Mauern ein lebhaftes Interesse einzusflößen, wenn er einigen Sinn für dergleichen mitbringt. Dazu gehört insbesondere die Ankunft der mit Getreide beladenen polnischen Fahrzeuge, die noch immer ein merkwürdiges Schauspiel bietet, wiewohl nicht mehr ganz in dem Grade als in weißer früherer Zeit.

Wenn der Frühling unter dem milderen Himmel des Rheines die ihm gebührende Oberherrschaft schon längst angetreten und nur noch einzelne, schnell vorübergehende Scharmügel mit seinem überwundenen Feinde zu bestehen hat, der im Glauben sich zuweilen neckend gegen ihn umwendet, dann erst reißt er in meinem Vaterlande mit einem kühnen Sprunge aus dem kalten weissen Leichentuch sich los und zerbricht die kristallinen Gewölbe, unter welchen Ströme und Quellen gefesselt liegen.

Unglaublich schnell dringt dann aus Bäumen und Hecken, auf Wiesen und Feldern das frische, knospende Leben warm und duftig hervor; es gibt Lage, in denen man wirklich glauben möchte, das Gras wachsen zu hören, die Weissen sich entwickeln zu sehen. Der Frühling ist da und eilt vorüber, ehe man Zeit gehabt hat, sich seiner recht zu erfreuen. Dann schwellen auch tief in Polen die Gewässer, und die selbst für die sehr hoch gehenden polnischen Fahrzeuge oft zu seichte Weichsel wird gegen Ende des Maimonats kräftig genug, um auf ihrem Rücken die goldenen Garben der Ceres in meine Vaterstadt zu tragen, die mit vollem Recht in früherer Zeit die Kornkammer von Europa genannt wurde.

Die Kleinen, längs der langen Brücke auf der Mottlau vor Anker liegenden Schiffe, auf welchen, wie auf den Retonchoisen in Frankfurt, der Ort ihrer nächsten Bestimmung auf schwarzen Tafeln zu lesen ist: „Will's Gott, noch Königsberg“, „Will's Gott, nach Petersburg“, „Will's Gott, nach Memel“, sie alle schließen vor der felsamen Flotte sich gedrängter aneinander, welche nun die Mottlau bedeckt und einen höchst wunderbaren Anblick gewährt.

Schiffe sind die schlecht zusammengezimmerten Fahrzeuge eigentlich nicht, aus welchen jene Flotte besteht, sie scheinen so unbequem und zerbrechlich, daß man kaum begreift, wie sie den weiten Weg glücklich zurücklegen konnten, ohne unterzugehen; auch werden sie am Ende ihrer Laufbahn gerschlagen, das Holz wird verkauft, und die Mannschaft mag zusehen, wie sie durch Moor, Heide und unwegsame Urwälder zu Fuß wieder nach Hause gelangt.

Am glücklichsten wären diese Fahrzeuge einem kleinen Flosse vergleichbar, nur sind sie weniger breit, laufen an beiden Enden in Form eines Rahnes etwas spitz zu und sind ringsum mit einem ziemlich niedrigen Bord versehen. Eine Hütte am Ende derselben bildet die Kajüte für den Oberaufseher; ohne Mast und Segel werden sie durch ein ziemlich unförmiges Steuer regiert und durch mehr als hundert rüthige Arme dicht hintereinander auf ihren Bänken sitzender und taktmäßig rudender Schimkys stromabwärts geführt. Den ganzen übrigen Raum nimmt die Ladung von Weizen oder Roggen ein, so hoch als möglich aufgetürmt liegt sie ganz offen da, ohne den geringsten Schutz gegen Wind, Wetter und Nässe.

In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, als vor der ersten Teilung von Polen der Kornhandel noch gleichsam ein Monopol meiner Vaterstadt war, sah man oft den ziemlich breiten Strom mit mühsam aneinander sich fortziehenden Fahrzeugen über und über bedeckt. Wäre es möglich gewesen, einen auf diesen Anblick ganz unvorbereiteten Fremden auf die lange Brücke zu stellen, er hätte glauben müssen, auf eine der damals kaum entdeckten Südseinseln, mitten unter die Kanus der Wilden geraten zu sein, so durchaus uneuropäisch sahen die Schimkys und die ganze Flottille noch jetzt aus. Daß dergleichen in einem übrigens zivilisierten Lande, so nahe an Deutschland, noch erzählt, scheint unglaublich; ein Galeerenflave aus Toulou ist, im Vergleich mit einem Schimky, ein Dandy.

Trotz ihrem wilden Aussehen haben sie doch nichts Unförmliches oder Widerwärtiges, diese starkknöchigen, muldenartig gebauchten hageren Gestalten; ein wohlbehaglich beleibter Schimky wäre eine Freue außerhalb der Möglichkeit. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gelb gebleichten Zwickelbart ist der Kopf durchaus kahl geichoren, und mit einem großen selbstfabrizierten Strohhut oder einer flachen Pelzmütze bedeckt, Hals, Nacken und Brust sind entblößt. Die übrige Kleidung besteht in Pantalons und einem mit einem Strick umgürteten Kittel, beides vom allergrößten, ungelächtesten Leinen. Hölzerne, mit starken eisernen Nägeln beschlagene Sohlen, die sie unter den übrigens nackten Fuß binden, müssen oft die Stiefel ersetzen.

Das wirklich gefährliche Getöse, das dieje Chausüre auf den granitnen Pflastersteinen hervorbrachte, wenn eine etwas zahlreiche Gesellschaft von Schimkys die Straßen hinaufkam, jagte uns Kinder allemal aus dem Beischlag ins Haus, und selbst als ich schon ziemlich erwachsen war, wagte ich mich nur mit bänglichem Herzklopfen

in ihre Nähe. Ich fürchtete mich vor ihren wilden Gestalten, die doch niemanden etwas zuleide taten; nie habe ich vernommen, daß ein Diebstahl des Diebstahls oder eines ähnlichen Verbrechens beschuldigt worden wäre.

Sie waren Leibeigene und sind, außerhalb des Preussischen Staates, es wohl größtentheils noch. Ihr Leben wurde kaum so hoch gehalten wie das eines Hundes oder Pferdes. Der Edelmann, der aus Versehen oder im Zorn einen von ihnen erschlug, zahlte, ohne weitere gerichtliche Prozedur, zehn Taler Strafe, und damit war die Sache abgetan und vergessen.

Und doch gibt es kein zufriedeneres, ich könnte sagen fröhlicheres Volkchen als diese Leibeigenen mitten in ihrer tiefften Armut, sie, die nie vermessen, was sie nie besaßen, ja wohl kaum dem Namen nach kannten. Die Freiheit, mit der sie nichts anzufangen wüßten, wäre gewiß der jetzigen Generation ein recht unbequemes Geschenk, und vielleicht muß noch mehr als eine dahinschwüden, ehe sie lernen werden, es gebrüig zu würdigen.

Wie sie im Winter daheim es halten, weiß ich nicht, im Sommer ist ihr Leben ganz das eines Wilden. Tag und Nacht unter freiem Himmel, liegen sie am Ufer des Stromes, neben den ungeheuren, beim Abhau hoch aufgeschütteten Weizenhaufen, die zu bewachen und fleißig umzusehen, um sie, bis sie eingespiechert werden, vor dem Verderben zu bewahren, jetzt ihre Beschäftigung ist.

Ein sehr konsistenter Brei von Erbsen oder Buchweizen, den sie in ihrem, an einer quer über zwei Kreuz hölzernen gelegten Stange hängenden kolossalen Kessel selbst kochen, ist einen Tag wie den anderen ihre Nahrung; bei einer solche Tischgesellschaft ein paar Talglichter erbenet, um den mageren Brei zu würzen, so ist das Mahl köstlich. Da sitzen sie dann zur Mittagzeit dicht aneinander gedrängt, in wirklich malerischen Gruppen um ihre dampfenden Kessel; bandhaben ihre großen, hölzernen Köffel, die auch einen ihrer sehr beliebten Handelsartikel ausmachen, und schöpfen, schlucken und schnattern ohne Maß und Ziel.

Ein wenig naschhaft, ein wenig lecker sind sie, trotz dem besten Gastronomen, das ist wahr, aber ihre Leckerbissen sind eigener Art. Auf einem Gange durch die Speicher bemerkte ich eines Morgens in einiger Entfernung einen Schwarm vor einem offenen Speicher, in welchem allerhand Lebensmittel zum Verkaufen standen, herum-schleichen und sehnsüchtige Blicke hineinwerfen. Jameson, mein Begleiter, und ich, standen einen Augenblick still, um zu sehen, was der wunderliche Gesell eigentlich beabsichtige, da sprang er plötzlich auf ein in der Tür stehendes Heringsfäß zu, nahm aber nicht etwa einen Hering heraus, sondern tauchte nur ein gewaltiges Stück Schwarzbrot, das er bei sich führte, tief in die Heringlake hinein und ließ davon, ohne sich umzusehen, als hätte er die köstlichste Brute erjagt. Ein tüchtiger Schluck Kornbranntwein geht freilich noch über Talglichter und Heringlake, aber wenn dieses Mittelding zwischen Kind und Affe auch etwas benebelt ist, so bleibt es doch gutmütig, es prügelt sich, verträgt sich wieder, und von Mord und Totschlag ist nie die Rede. Freilich fehlt ihnen die gewöhnliche Veranlassung zu Hader und Zwist, Weiber und Mädchen, deren Begleitung der Edelmann gar nicht zugeht.

Zuweilen kommt, in einer durch den Branntweingeist etwas exaltierten Stimmung, ein Paar von ihnen auf den Einfall, sich außerordentlich galant und höflich zu becomplimentieren; im Bestreben, einander das Knie zu umfassen, berühren sie mit der Stirn bald den Boden, küssen einander die Hände, umarmen sich nach der allgemeinen polnischen Sitte, die selbst unter Dänen damals noch gebräuchlich war, indem jeder von ihnen den Kopf so weit als möglich über die Schulter seines Freundes hinüberbeugt, um seinem Nacken einen Kuß aufzudrücken. Ernsthaft dem zuzusehen, ist ebenso unmöglich, als nicht dabei an ein Paar Orang-Utans zu denken.

In der durchsichtigen Dämmerung einer schönen, nordischen Sommernacht gewöhnen, aus der Ferne gesehen, die vielen kleinen Feuer einen wirklich romantischen Anblick, um welche am Ufer der Weichsel gelagert die Schwärme ihre Nächte zubringen. Einzelne wunderbar schnarrende und klimpernde Töne schallen von dort herüber, von denen es schwer zu unterscheiden ist, welche Art von Instrument sie hervorbringen. Die Schwärme sind von Hause aus geborene Paganinis, sobald man allein die Schwierigkeit in Aufschlag bringen will, welche der große Mann zu überwinden hatte, um auf seiner einzigen Violine solche solchen Zauber zu üben.

Paganinis Instrument ist indessen doch eine Violine, wie sie sein soll, und die Gaitte derselben ist wirklich eine brauchbare Gaitte, aber etwas auch nur einer Melodie Ähnliches auf einer jener kleinen, gelb mit roten Blumen bemalten Nürnberger Spielzeuginnolen hervorbringen, wie sie auf der langen Brücke um wenige Groschen verkauft werden, das müßte selbst dem großen Meister schwerfallen, und er greift gewiß lieber nach seiner einzigen Gaitte.

Selbst ein sarmatischer Orpheus läßt aber durch die Mangelhaftigkeit seines Instruments sich nicht im mindesten irren, er siedelt herzhalt darauflos, früher gehörte oder selbst erfundene Melodien, in echten Polonafentakt, denn daß bei ihm von Notenlesen nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Auch gelingt es ihm gewöhnlich, seine den wilden Tieren nicht ganz unähnlichen Jubdret in begeisterte

Bewegung zu setzen; sie fassen jauchzend einander bei den Händen und führen, paarweise gereiht, die eleganten Schwentungen ihres Nationaltanzes, der Polonäse, durch, oder ergößen sich an den wilden lustigen Spüngen der nicht minder nationalen Masurka.

Wenn die Sonne recht hell scheint, besonders wenn man, wie jetzt beinahe alle Leute, etwas kurzfristig ist, glaubt man zuweilen eine seltsame breite, ungemein prachtvolle Gestalt auf sich zukommen zu sehen; etwa einen chinesischen Mandarin, in einem ihn über und über bedeckenden Mantel vom reichsten Goldbrokat; in der Nähe verwandelt sich der Mandarin in einen hinten und vorn, vom Kopf bis zu den Füßen mit breitgestochenen Rippen der größten, schönsten, goldig schimmernden Zwiebeln dicht behangenen Schimky, die er zum Verkaufe ausbietet.

Neben diesen Zwiebelmandarinen begegnet man auch wandelnden Bergen von Töpferwaren, und nur das von denselben ausgehende jodelartige Geschrei: „Koop Zoopky, Top, Top, koop!“ verrät den in dieser zerbrechlichen Umgebung hausenden Schimky, dessen über seinem ambulierenden Warenlager nur eben herausragender Kopf gar leicht für einen Teil desselben gehalten werden kann.

In Polen wird jährlich eine Unzahl Kochtöpfe, Pfannen, Kasserollen aus einem, jenem Lande eigentümlichen Ton fabriziert, ohne welche eine Danziger Köchin gar nicht bestehen zu können glauben würde. Große Quantitäten dieser Ware werden von den Schimkys zum Verkaufe gebracht, die Spekulation rentiert sich gut, die Masse der im Laufe des Jahres zer Schlagenen Töpfe hält der neu eingeführten so ziemlich das Gleichgewicht; das Originellste dabei bleibt immer die Art, wie sie auf der Estrade feilgeboten werden.

An einem mehrere Ellen langen starken Stricke werden so viele Töpfe und Pfannen von allen Dimensionen, als derselbe nur immer fassen kann, gleich Perlen eingereiht; mit diesem Stricke umwickelt sich der Schimky von oben bis unten so künstlich, daß die Töpfe, ohne zu zerbrechen, traubenartig übereinander liegen. Die größten, die sich nicht wohl anders anbringen lassen, trägt er in der Hand. Daß die Weine nicht so gefesselt werden, daß er nicht bequem ausschreiten könnte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Außer mit diesen Töpferwaren wird auch noch ein Nebenhandel mit seiner vortrefflicher Krakauer Grütze von dem Schimky betrieben, ebenso mit jenen schon erwähnten hölzernen Löffeln, welche sie in langen Winterabenden selbst schnitten und die in unseren Küchen ebenfalls für unentbehrlich gelten.

Überfällig, jauchzend vor Freude, tritt solch ein armer Tropf den langen beschwerlichen Rückweg zu Fuße an, wenn er im Laufe vieler Monate, im Kampfe mit unsäglicher Mühe und Not, so viel erübrigen konnte, daß es ihm möglich wurde, sich mit einigen Ellen des größten blauen Tuches zu beladen; kann er vollends ein Paar mit Eisen beschlagener Stiefel hinzufügen, so kennt sein Glück keine Grenzen.

Die ebenso maleische als prächtige Nationaltracht der reichen Polen wird jetzt selten oder vielleicht gar nicht mehr gesehen; in der Zeit, von welcher ich spreche, begegnete man ihr in allen Straßen. Den kahlgeshorenen Kopf ausgenommen, den aber schon in den achtziger Jahren nur alte Herren noch so trugen, gibt es wohl keine, die eine schöne Gestalt vorteilhafter und zugleich anständiger bezeichnete. Solch ein Starost! Die hohe viereckige Mütze von Samt oder Seide ein wenig seitwärts gerückt, eine Hand am reichsten Gefäß des klirrenden Säbels, mit der anderen den zierlichen Schnurrbart streichelnd, den reichen seidenen Leibrock mit einer golddurchwirkten breiten Schärpe vielfach umwunden und darüber das den Wuchs vorteilhaft bezeichnende Oberkleid mit den über den Rücken tief herabhängenden Ärmeln, trat ein solcher so stolz einher, als ob Gottes Erdboden zu gering wäre, um seine Stiefel von gelbem Cassian zu küssen!

Und nun als Gegenstück der nur über stumpfsinnige Tierheit eben erhobene halbnaakte Wilde, der dem nämlichen Lande entsprossene Leibeigene jenes Sohnes des Glückes! Der Kontrast wäre herzerscheidend, wenn die Armen ihr Elend empfänden; doch davor bewahrt sie für jetzt noch die jede Entbehrung, jedes Unglück mildende Gewöhnung.

Ein paar Monate vor der Erntezeit kamen auch die armen polnischen Weiber scharenweise gesehen, um für Kost und einen Tagelohn von drei Düttgen, damaliges Danziger Geld, ungefähr achtzehn sächsische Pfennige, die Kornfelder in der Umgebung auszuküten. Auch die Erscheinung dieser armen Maruschkas, wie sie durchgängig genannt wurden, hatte viel Fremdartiges. Ein weißes Tuch, oft recht grazios um den Kopf gewunden, ein langes, blaues, um den Leib fest gegürtetes Gewand vom größten Wollenzeug war ihre ganze Bekleidung, Schuhe und Steümpfe kannten sie gar nicht.

Hager, von der Sonne verbrannt, dürstig im hohen Grade, wie sie es sind, verlegenst sich doch nicht bei allen unter ihnen die den Polinnen eigentümliche Anmut der Formen und der Bewegung. Ich habe zuweilen jugendliche, vom Leben noch nicht zu hart behandelte Gestalten unter ihnen bemerkt, die jedem Künstler zum Modell hätten dienen können und denen ich, neben dem innigsten Mitleid, meine Bewunderung nicht versagen konnte.

Einer meiner Freundinnen, die in der überschwenglich fruchtbaren Gegend des Danziger Werders wohnte, wurde eines Tages die ganz unerwartete Niederkunft auf freiem Felde einer ihrer Maruschkas gemeldet; das arme

blutunge Weib wurde sogleich unter Dach gebracht und für deren Versorgung gesorgt, was ihr sehr wunderbar vorzukommen schien. Am anderen Morgen stand sie mit Sonnenaufgang fir und fertig da, das Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken, und wollte durchaus aufs Feld an ihre Arbeit. Nur unter heißen Tränen und durch die Versicherung, daß sie dennoch ihre drei Düttgen täglich erhalten solle, ließ sie sich bewegen, einige Tage Ruhe sich gefallen zu lassen. Doch hielt sie es nicht lange aus; ehe man es sich versah, war sie draußen und konnte nicht begreifen, was man eigentlich mit ihr gewollt habe.

So sucht die immer gütige Natur selbst diejenigen ihrer Kinder, die sie am fließmütterlichsten behandelt, für diese anscheinende Härte auf eine oder die andere Weise zu entschädigen! —

Die schmutzigen polnischen Schacherjuden schiebe ich gern beiseite, die weder vom Leibzoll, den sie zahlen, noch durch die Verdrückung und Verhöhnung aller Art, die sie von christlichen Gemüthern erdulden mußten, sich abhalten ließen, zahlreich sich einzustellen, und an allen Ecken unter widrigem Geschnatter und Geschrei ihrem Gewerbe nachzugehen.

Aber es gab noch andere alttestamentarische Gestalten außer diesen, deren würdigerer Anblick dazu mit beitrug, dem öffentlichen Leben in den Straßen eine interessante Mannigfaltigkeit der verschiedensten Erscheinungen zu gewähren. Reiche israelitische Kaufleute aus Warschau, Krakau, Posen und anderen bedeutenden polnischen Städten in ihrer stattlichen Nationaltracht, die Geschäfte halber in Danzig sich einfanden; hochgewachsene Männer mit schwarzen, blühenden Augen und echt orientalischen Zügen, hümmelweit verschieden von jenem verkrüppelten Gesindel. Der wohlgepflegte, tief über die Brust sich ausbreitende, oft schneeweisse Bart, die hohe dunkle Zobelmütze, der male-tische Falten bildende schwarze Zalar verlieh ihnen eine auffallende Ähnlichkeit mit den gelungensten Propheten- und Apostelgestalten bildender Kunst.

Auch ihre Frauen begleiteten sie zuweilen; die Tracht derselben nahm sich freilich etwas barocker aus und machte einen sehr fremdartigen Eindruck, Röcke von schwerem, großblumigem Seidenbrokat, ein bis an die Knie reichender, unten mit Zobel besetzter Leibrock von ähnlichem Stoff und eine goldene Haube. Über der Stirn trugen sie ein ziemlich breites Bandeau, aus mehreren Reihen echter, großer, aber meistens schiefer, sogenannter mon- schöfer Perlen, das auch nicht ein Härchen sichtbar werden ließ. Eine Menge schwerer, altmodischer goldener Ketten und Schmuck aus allen Arten von Edelsteinen vollendeten den Putz einer solchen Tochter Zions, der aber den brünetten, schwarzgängigen Gesichtern gar nicht übel stand, solange sie jung waren.

Es herrschte in meiner, zur lutherischen Konfession sich bekennenden Vaterstadt völlige Glaubensfreiheit. Die aus Holland abstammenden, meistens sehr wohlhabenden Mennoniten, welche in seine und grobe sich einteilten, hatten ihre Bethäuser, unstudierte Mütter ihres Glaubens, meistens Handwerker oder Krämer, verwalteten in denselben das Predigeramt und erbauten Sonntags ihre Glaubensbrüder durch oft recht heilige Reden. Auch durften sie ihre Kinder so spät taufen lassen, als es ihnen beliebte; ich selbst habe einmal der Taufe einer sechzehnjährigen Freundin von mir beigewohnt.

Die Katholiken hatten ihre Mönchs- und Nonnenklöster so ungestört, als lebten sie mitten in einem katholischen Lande, nur auf Ehrenstellen mußten sie, so wie jeder andere, der nicht zu Luthers Lehre sich bekannte, Ver- zicht leisten; nicht einmal Nachtwächter konnten sie werden.

Und doch übte der Paps über unsere lutherische freie Stadt eine althergebrachte, aber dennoch in unserer Zeit unbegreifliche Gewalt. Nicht genug, daß in zu naheem Verwandtschaftsgrade stehende Protestanten den zu ihrer Verberaterung nötigen Dispens vom Päpstlichen Stuhl zu erhalten suchen mußten; in der Mitte der Stadt lebte unter dem Titel Offizial eine Art von Nuntius des Paps, der ebensosehr als der berühmte Hufschmied von Oetna Oren, ohne ilterliche Einmischung und ohne vorhergegangenes öffentliches Aufgebot über protestantische wie katholische Liebespaare in der an seine Wohnung anstoßenden königlichen Kapelle den kirchlichen Segen aus- sprach, das von ihm geknüpfte Eheband war fest und hielt fest, und gegen die Gültigkeit desselben galt keine Einwendung.

Meine Mutter erzählte von einer ihrer Jugendgespielinnen, die zu großer Verwunderung ihrer Familie an einem Samstagabend mit einer neugewachsenen leinernen Schürze erschien; an einem Samstagabend obdem spätabends, es war unerhört! Das Mädchen wollte nicht gesehen, was es dazu bewogen, am folgenden Morgen aber klärte alles von selbst sich auf. Die neugewachsene Schürze hatte sie umgetan, um sich mit ihrem Herzliebsten bei dem nur wenige Häuser entfernt wohnenden Offizial in aller Geschwindigkeit trauen zu lassen.

Die moralische Nuzanwendung dieser Geschichte erfolgte in der weislaugigen Auseinandersetzung des wemigen Segens, der auf dieser, späterhin sehr unglücklichen Ehe geruht habe, ich hörte kaum darauf, ich überlegte in meinem zehnjährigen Kopfe, wie es möglich sei, lieber in einer weißleinen Schürze als in einem prächtigen Braut- kleide von großblumigem Seidenstoffe, wie das noch immer vielbewunderte meine Mutter war, Hochzeit zu machen.

Übrigens blieb dieses Verrecht des Offizials bis zur endlichen Besiegung von Danzig in voller Kraft, und ich habe noch einige Beweise davon erlebt, die in sehr achtbaren Familien viel Herzeleid anrichteten.

Den Offizial habe ich nie gesehen, wüßte auch niemand, der persönlich mit ihm bekannt gewesen wäre; überhaupt lag in seiner ganzen Existenz etwas Unheimliches, Schueinflößendes, das er selbst vielleicht fühlte und deshalb in stiller Zurückgezogenheit lebte. Die katholischen Priester zeigten sich indessen in ihrer Ordenstracht überall. Auch unsere wohlthätigsten Herren ließen sich ebenfalls außerhalb ihrer Häuser nie anders als in vollem Ornat erblicken, vor welchem jedermann den Hut schon von weitem zog; in der lockeren, großen Perücke, dem langen weiten Priestergerande und mit dem Bäffchen unter dem Kinn.

Weit malerischer nahmen die barfüßigen Franziskaner und Kapuziner in ihren mit einem Strick umgürteten braunen Kutten und der tief in das Gesicht gezogenen Kapuze sich aus, denen man häufig begegnete; seltener ließen die weißgekleideten Dominikaner außerhalb ihres Klosters sich sehen, am häufigsten aber die barmherzigen Brüder in ihrer ganz schwarzen Ordenstracht.

Am ersten Feiertage der hohen Feste stellten regelmäßig drei derselben, demüthig sich verneigend, in unserem Speisezimmer sich ein, wo wir eben zum Mittagessen versammelt waren. Sie brachten auf einem seltsam geformten silbernen Teller einige Blätter farbiger Oblaten mit dem darauf eingedrückten Bilde des Gekreuzigten und eine Dose mit Kräutertabak, den sie in ihrem Kloster bereiteten und zum Besten der Armen verkauften.

Mein Vater stand vom Tisch auf und ging ihnen einige Schritt entgegen; wir Kinder erhielten jedes eine Oblate, er aber nahm eine Priße aus der Dose und legte Geld auf den Teller; die Priester verneigten sich obermals und gingen schweigend, wie sie gekommen waren, zur Thür hinaus.

Die ganze Verhandlung, bei welcher nie ein Wort gesprochen wurde, machte immer, wahrscheinlich ebendeshalb, einen eigenen feierlichen und zugleich wehmüthigen Eindruck auf mich, und mir wurde etwas weinerlich zumute. Ich wußte, daß diese Geislichen unter eigenen großen Entbehrungen alle armen Kranken, wes Glaubens sie auch sein mochten, sogar Juden, in ihrem Kloster aufnahmen und sorgfältig pfl egten. Adam (unser Diener), der selbst ein Katholik und in einer schweren Krankheit von den frommen Vätern geheilt worden war, erzählte jedesmal davon, wenn sie ihren Besuch bei uns abgelegt hatten.

In ihrer nicht prunkenden, aber soliden, ihrem Klima angemessenen Nationaltracht sah man noch während der ersten sieben bis acht Jahre meines Lebens viel russische Kaufleute alljährlich nach Danzig wiederkehren, und ihre fremdartige Erscheinung war überall willkommen; sie und ihre von kleinen zottigen Pferden gezogenen, von laugbärtigen Jastroschichs regierten Kibitzen; besonders aber die Ladung der letzteren, die großen Säcke voll silberner Kugel, mit denen alles bar bezahlt wurde, weil damals die Russen mit Wechselzahlungen noch nicht umzugehen verstanden.

Ihre Kleidung, im Gegensatz zu der weit brillanteren der Polen, war sehr einfach, ein dem Oberkörper sich enganschließender tuchener Rock mit ziemlich weiten Ärmeln von unentschiedenen, nicht zu dunklen Farben, über den Hüften mit einer breiten Schärpe von feinem persischen Stoff einige Male umwunden. Der untere Theil dieser Kleidung glich einem bis über das Knie gehenden, sehr weiten, oben in dichte Falten gelegten Weibetrock; dazu mäsig kurz geschnittenes schwarzes Haar und ein von einem Ohr bis zum anderen reichender, Kinn und Brust ganz überdeckender Bart, der sehr sauber gehalten, zuweilen sogar künstlich gekräuselt wurde.

Oft versammelte mein Vater eine große Gesellschaft dieser bärtigen Männer an seinem Tisch, lauter gute Freunde, mit denen er seit vielen Jahren bedeutende Geschäfte machte. Die Anordnung eines solchen Gastmahls verursachte meiner Mutter und ihrem Geheimen Kabinettsrath Adam zwar einige Mühe, besonders wenn während der endlosen russischen Fastenzeit alles mit Öl bereitet werden mußte; dafür fand sie aber auch gewöhnlich in irgend einem Winkel ihres Zimmers einen Vorrat echten Karawontee versteckt, wie ihn selbst der Kaiser von Rußland nicht besser trinkt, und der für Geld nicht zu erlangen war.

Anfangs fürchtete ich mich zwar vor den langen Bärten, aber diese Männer waren freundlich trotz ihrem grimmigen Aussehen; sie hatten die Kinder gern, das machte mir wieder Mut. Der ärmste, abschreckend häßlichste unter ihnen war mir der liebste, ein schwarzer, zottiger russischer Knecht, Andruschy geheizen, der jährlich mit seinem Herrn unser Haus besuchte und in demselben so bekannt war wie unsere große Hypertake, eine Art von zivilisiertem Bär. Stundenlang galoppierte er höchst gutmüthig auf allen vieren den Hausflur auf und ab, wenn es uns einfiel, uns auf seinen breiten Rücken zu setzen; auch brachte er uns schöne Geschenke mit, steinharte, russische Pfefferkuchen und kleine fremde, fast nie gesehene Mäuse, die vortrefflich gewesen wären, wenn man sie hätte aufmachen können. Das alles freute uns aber doch, wie alles, woraus Kinder herausempfinden, daß man sie lieb hat und auch abwendend ihrer gedenkt. Meine besondere Gunst aber erwarb Andruschy sich dadurch, daß er mir einmal ein wunder schönes Hermelin mitbrachte, so künstlich ausgestopft, daß jedes zoologische Kabinett ihm gern ein Plätzchen eingeräumt hätte.

Ich kann es mir nicht versagen, zu Ehren seines Gedächtnisses ein paar Anekdoten von dem ehrlichen Russen hier aufzubewahren, von denen die erste selbst Yoricks sentimental journey nicht unwürdig wäre.

Andruschky kaufte eines Morgens vor unserer Thür einem Etroßenzungen einen großen Käfig mit Vögeln aller Art ab, wie sie zur Frühlingszeit damals häufig feilgeboten wurden; es waren ihrer wohl mehr als zwanzig in dem Käfig, der Kauf schien Andruschky's Barschaft fast zu erschöpfen.

Er zahlte indessen ohne Zaudern, öffnete den Käfig, jauchzte laut auf, als die befreiten Gefangenen sich fürs erste auf den Kaslianienbaum vor unserm Beischlag setzten, sich lustig schüttelten und dann über alle Häuser weg in die weite Welt flogen. Den leeren Käfig warf er einstweilen dem Verkäufer an den Kopf, hielt eine kurze, aber eindringliche Rede an denselben und ging ganz pathetisch weiter. Unsere neben ihm stehende Kasse übersezte die Rede seinem verblüfften Zuhörer auf der Stelle, denn Russen und Polen verstehen einander ungefähr wie Portugiesen und Spanier: „Woh! der Herr schickt die kleinen Vögel in den Wald, damit sie die Reisenden auf ihren sauren Wegen durch ihren lieblichen Gesang erquickt sollen“, hatte Andruschky gesagt; „und“, setzte er hinzu, „treffe ich daher dich Galgenstrick noch einmal mit einer solchen Ladung, so breche ich dir nicht nur deinen Käfig in tausend Stücke, sondern bediene dich auch dermaßen mit meinem Kanischu, daß du noch nach hundert Jahren daran denken sollst.“

Ein andermal hielt Andruschky's Kibitze vor unserer Thür; er selbst trug einen Teil seiner Ladung ins Haus, in der Zwischenzeit scheute das Pferd und ging in Pfeileschnelle durch. Andruschky hörte das Rasseln der Räder, er stürzte hinaus, von Pferd und Wagen war nichts mehr zu hören noch zu sehen. Da stand der Arme und riß verzweifelt sich die Haare aus dem Kopfe. Das leichte Fahrzeug mußte umstürzen, der Sack herausfallen, zerreißen, die Kubel sich verstreuen, nichts war gewisser, was konnte er anfangen, wohin sich wenden?

Im nämlichen Augenblicke bog das ganz verwilderte Pferd mit der noch wohlerhaltenen Kibitze um eine Ecke wieder in unsere Straße ein; mit lautem Freudengeschrei stürzte Andruschky dem rürend schäumenden Tiere entgegen und warf sich mit dem Gesichte platt auf den Boden hin, dicht vor den Hufen, die schon sich hoben, um ihn zu zermalmen.

Erschrocken fuhr das Pferd zusammen, bäumte sich nochmals hoch auf und stand dann, ohne seinen Herrn auch nur anzutreffen. Beide hatten einander wohl gekannt, das war sichtbar.

Zu den fremdartigen Gestalten, welche die bunte Welt, die meine frühe Kindheit umgab, noch bunter machte, muß ich auch die Dienerschaft der vornehmen polnischen Familien zählen, welche damals einen bedeutenden Teil des Jahres in Danzig residierten; in gelben Farben phantastisch aufgeputzte Neger, sogar auch noch ein paar mißgestaltete unförmige Zwerge in türkischer Kleidung, und als Begenslück zu diesen in enganschließenden Jacken, über und über gelbgekleidete riesengroße Heiden.

Wegar bis auf die Schuhe weißgekleidete Läufer, hochgehende Straußenfedern auf der Mütze, trugen mit ängstlich keuchender Brust in angestrengtesten Laufe ein zielliches kleines Stäbchen vor der unbarmherzig schnell hinter ihnen drein laufenden Equipage ihrer übermütigen Gebieter her; eine Barbarei jener Zeit, die jetzt gottlob außer Gebrauch gekommen zu sein scheint, und über deren Aublick Jameson jedesmal in heftigen Zorn geriet.

Aber auch unter den in Danzig einheimischen Bewohnern der Stadt war damals noch nicht jener Luxus vorherrschend geworden, der jetzt alle dem Auge gleichstellt. Auf die aus einer früheren Zeit stammenden Kleiderordnung wurde zwar nicht mehr nach aller Strenge des Gesetzes gehalten; nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Begräbnißnen, Hochzeiten, Tausen wurde sie beim Mittelstande noch in Anregung gebracht. Bei der hochzeitlichen Tafel der reichsten und angesehensten Handwerkermeister erscheint unsehbar im größten Galannguge, den Regen an der Seite, ein dazu angestellter Katsdiener, um nachzuzählen, ob die Anzahl der Gäste die erlaubte überschreite, und zu sehen, ob die Braut echte Perlen, Juwelen und anderen, gerade an ihrem Ehrentage ihr verbotenen Schmuck trage. Eine für eine freie Republik, freilich sehr aristokratisch scheinende Eintichtnung, über die aber, soviel ich weiß, kein Hausvater sich jemals beklagt hat.

Mehr als Gesetz hielt indessen die Zucht, bei ihresgleichen lächerlich zu werden, die ehrbaren Bürger nebst ihren Frauen schon von selbst in bescheidenen Grenzen; es fiel keiner ein, weder die Reiseröde, Pöschel, reich garnierten Schlepplieder noch den turmhohen, überladenen Kopfsputz der vornehmen Damen sich anzueignen; wozu aber auch die Unbequemlichkeit der damaligen, unter Ludwig dem Fünfzehnten bis zum unbegreiflichsten Unsinne gesteigerten Moden nicht wenig beitragen mochte.

Auch konnte man damals die Dienstmädchen in der knappen zierlichen Tracht ihres Standes, in der sie weit besser sich ausnahmen als in den mühseligen Versuchen der heutigen Generation, sich in Damen zu travestieren, noch nicht mit ihren Gebieterinnen verwechseln. Die vor kurzem eingetretene große Revolution im Reiche der Mode, welche die weiten bauchigen Ärmel in knappe, enge verwandelte, und die jetzt, fünfzig Jahre später, die garten Gemüter ihrer Entelinnen so sorgenvoll bewegt, wäre gewiß unbemerkt an jenen vorbegegangen.

Nach dieser Schilderung von Danzigs Leben zu Chodowick's Zeit geben wir nun dem Künstler selbst das Wort.

Das Tagebuch

1773

1. Juni. Wollte beim Kommandanten einen Reisepaß holen, er ist nicht in Berlin. Zum Statthalter geschickt. War dort, er war aber nicht zu Haus. War nochmals dort, er wies mich an Phillipi, der sandte mich nach Beilegung einiger Meinungsverschiedenheiten, die durch die Aussprache meines Namens verursacht waren, zum Stadtschreiber Schlicht, der mich auf morgen wieder zu sich bestellte, da er kein Stempelformular zur Hand hatte.

2. Juni. Purgiert, meinen Reisepaß geholt. Monf. Schlicht sagte mir, die Danziger Affäre sei beendet (erste Teilung Polens), sie bewahrten die Freiheit ihres Teils und der König erhielte in Austausch dafür zwei Wojwodtschaften. Monf. Hovelas hat mir versichert, daß ich in längstens 10 bis 12 Tagen in Danzig sein würde.

3. Juni. Reiste um 7 Uhr von Berlin ab, nachdem ich mich von meinem Bruder verabschiedet hatte; die Anweisung von Bogkowsky habe ich ihm gegeben. Dem Lehmann zahlte ich die Wohnungsmiete. Die Schlüssel schließen nicht überal.

Mittags in Werneuchen angekommen, trank Kaffee und fütterte $1\frac{1}{2}$ Meße Hafer und ein wenig Heu.

Um 3 Uhr von hier abgereist, um 5 Uhr in Leimberg angekommen, $\frac{3}{4}$ Stunde Aufenthalt, um $7\frac{1}{2}$ Uhr im Bad (Freienwalde) angekommen. Begab mich zum Inspektor, er wird morgen schreiben.

Um 8 Uhr Ankunft in Freienwalde (Stadt), mit Monf. und Mad. Jordan gesprochen. Nebenan beim Apotheker gewohnt. Suppe und Butterbrot mit Käse zum Abendessen. Regen Mittag, hauptsächlich aber abends hat es etwas geregnet. Man berechnete mir 4 Maß Hafer, während das Pferd wahrscheinlich nur $2\frac{1}{2}$ Maß gestressen hat.

4. Juni. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr geführstückt und nach Königsberg (Neumarß) abgereist. Über die Dör gefeßt. Das Pferd fürchtete sich vor der Fährte; als diese ankam, stieg ich ab und betrat sie zu Fuß. In Freienwalde hatte ich ihm vor der Abreise Brot gegeben. Es hatte sich nicht gelegt. Beim Verlassen der Fährte traf ich einen Postilion, der zu Pferd nach Königsberg zurückkehrte, aber wir blieben nicht lange beisammen. Er schwatzte und hielt sich bei jedem auch, der uns begegnete. Ich ritt an der Dör entlang durch drei Dörfer, schlug dann wieder die Straße ein. Um 11 Uhr in Königsberg angekommen, das sind gute vier Meilen. Ich trank Kaffee, ließ dem

Pferd eine Meße Hafer geben und ein großes Stück Brot mit einer Flasche Bier. Ich sattelte es ab, aber es legte sich nicht nieder. Königsberg ist eine ziemlich große, hübsche Stadt, mit mehreren alten Kirchen und ebensolchen Stadttoren. Ein Bataillon von Mühlen-dorf liegt hier. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr abgereist, kam durch mehrere Dörfer und um 7 Uhr nach Bahn. Dies ist gegen die vorhergehende eine sehr unbedeutende Stadt. Im nächsten Dorfe namens Rohrdorf, eine halbe Meile von Bahn wollte ich bleiben, kam um 8 Uhr zu braven Leuten. Zum Abendessen Rühreier. Das Pferd hat $2\frac{1}{2}$ Maß Hafer gestressen und zwei Stück Brot mit einer Flasche Bier. Es schien mir, als hätte es sich gelegt, es kommt mir so vor, als sei es abgemagert und habe Kopfweissen, beständig schnauft es und aus den Nüstern läuft ihm Feuchtigkeit.

5. Juni. Um 5 Uhr abgereist und um $8\frac{1}{2}$ Uhr nach Pritzg gekommen, Kaffee getrunken und ein Maß Hafer gefüttert, die es nicht auffraß. Ich habe es beschlagen lassen, weil sich der Huf am Rande abblätterte. Ein alter Offizier des Regiments Mühlen-dorf frug mich, was ich für das Pferd bezahlt hätte. Ich sagte acht Louis. Er meinte, ich sei betrogen worden, es sei ein Ausschuppsperd dritten Ranges vom Garde du corps, aber es sei ein wahrer Tartar, sehr wohl geeignet und stark genug, mich bis nach Polen zu tragen. In wieviel Meilen am Tag? Antwort sechs bis sieben. Das Pferd könnte s. B. sechzig Louis gekostet haben, wegen seines Kopfes, seiner Größe und seiner Farbe, aber jetzt sei es nicht mehr als vier Louis wert. Er habe eines, das mir zusagen würde, es wäre aber in Stargard.

Der General Velling und seine Tochter übernachteten in Pritzg. Sie kamen vorüber als ich mein Pferd beschlagen ließ, ich begrüßte sie. Um $10\frac{1}{2}$ Uhr nach Stargard abgereist und um 3 Uhr angekommen, ein Stück unterwegs zu Fuß gegangen. Das Pferd gewöhnt sich einen guten Schritt an, doch will es nicht mehr traben. Die neuen Eisen machen seinen Gang sicherer.

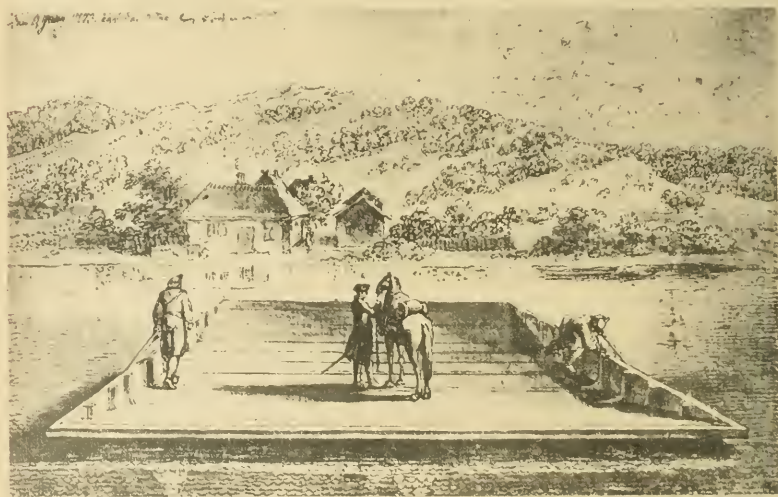
5. Juni. Stargard ist eine der schönsten Städte, die ich bis jetzt passierte. Es hat schöne Straßen, schöne Kirchen und einen schönen Markt. In der Umgegend könnte man hübsche Sachen zeichnen. Hier halten die Franzosen ihren Gottesdienst in einer lutherischen Kirche. Ich trank Kaffee, fütterte ein Maß Hafer und ein Stück Brot, welches es nicht auffraß. Der König war am Morgen nach Polen abgereist. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr weitergeritten und im guten Schritt um $8\frac{1}{4}$ Uhr in Massow,



Daniel Chodowiecki nimmt am 3. Juni 1773 früh 7 Uhr von seiner Familie Abschied.



Am 3. Juni 1875 unter Töhlen & Rauschbach



*Chodowiecki unterhält sich auf dem Wege nach Werneuchen mit einem Reitknecht.
— Am Morgen des 4. Juni überquert Chodowiecki die Oder auf einer Fähre.*



Chodouiecki läßt am 6. Juni sein Pferd in Pyritz beschlagen.



Chodowiecki wird in Massow durch Angehörige des Regiments Billerbeck und Musikanten in der Nachtruhe gestört. — Am 6. Juni durchreitet er zwischen Naugard und Plathe einen Sumpf.

einer kleinen, sehr häßlichen Stadt angekommen. Hier lag das Regiment Billerbeck (auch Stargard war Garnison), welches sich so schlecht präsentiert haben soll, daß der König den General verabschiedete. Kübrierer zu Abend gegessen, das Pferd erhielt abends zwei Maß Hafer, von dem die Hälfte für die Nacht blieb. Als ich zu Bett gegangen war, kam ein Steuereinspelter namens Uebe, ein Bruder des Konsuls in Berlin mit einem Chirurgen Mayer und zwei Musikanten, die Einlaß forderten. Wo ich schlief machten sie Musik, tanzten und sangen, und schwappten allerlei Nichtigkeiten. Ich stellte mich schlafend. Sie fragten wer ich wäre. Antwort: von Berlin und ginge nach Danzig. Erwidern: die Berliner seien gute Leute, wenn sie Branntwein getrunken hätten. Dann gingen sie weg. Die Wirtin befragt, wer sie wären und ihre Vorstellungen gemacht, daß sie Leute solcher Art und zu solcher Stunde einlässe. . . Sie entschuldigte sich damit, daß sie Witwe sei und man bei ihr mache, was man wolle.

6. Juni. Um 3 Uhr aufgestanden, dem Pferd ein halb Maß Hafer gefüttert, den es fast onstrag, Kaffee getrunken. Das Pferd hatte sich ungefähr eine halbe Etande gelegt. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr nach Naugaard abgereist, um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr angekommen. Eine halbe Meile zu Pferd von dort der Post von Danzig braegnet.

In Naugaard kam gerade das Regiment von Billerbeck an. Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr in Platbe eingetroffen. Nach Berlin und Danzig geschrieben und beide Briefe zur Post getragen. Die Postkutsche nach Berlin sollte abends dorthin kommen, die nach Danzig war bereits fort und kommt erst Mittwoch wieder. Ich behielt den Brief, $\frac{1}{2}$ Meilen hinter Platbe geriet ich mit dem Pferde in einen Stumpf. Anfangs versank es vorn, ich wollte es empotziehen, aber es hatte keine Kraft mehr. Es stürzte, ich versuchte mich von meinem Mantel zu befreien und abzustiegen, es erhob sich wieder und versank von neuem, ich versuchte es angulpernen, wollte abermals absteigen, da erhob es sich und begann nun mit voller Kraft zu arbeiten, um sich zu befreien. Ich stieg ab, entdeckte aber ein neues Hindernis. Wohl stand ich auf festem Grund, war aber rings von Stumpf umgeben. Ich tapelte rings umher mit dem Stock und fand Stellen, wo ich wohl zu Fuß hätte durchkommen können, wie aber zu Pferd? Da wo ich eingestunken war, war es noch am besten, also entschloß ich mich, nahm das Pferd am Bügel und ging voran. Ich redete ihm zu und es folgte mir leicht ohne anzuzinsen. Meine eigene Schwere hatte es zum Versinken gebracht. In der Stadt war ich nicht, sie ist ein erbärmliches Nest, aber die Umgegend ist schön.

Hier ist eine Mühle, in deren Nähe das Wasser, das sie treibt, an mehr denn hundert Stellen über Gestein herabfällt, welches einen reizenden Anblick von entzückender Mannigfaltigkeit gewährt. Große Bäume, die

fast im Wasser stehen, umrahmen das Ganze, das Laubwerk ist wundervoll. Hier in der Stadt sind zwei Schlöffer. Das eine gehört einem Herrn von Osten; es ist ein großes dreistöckiges Haus ohne irgendwelchen architektonischen Schmuck und liegt ganz von Gärten umgeben an einer von einem Bach umflossenen Anhöhe. Das andere ist verlassen und versinkt gänzlich dem Ram, doch ist es im Stile der alten Schlöffer und mit mehr Beschmack gebaut. Auch dies liegt auf einer von Wasser umflossenen Erhebung. Man tritt über eine Brücke in den Vorhof ein. Hier sieht man das Gebäude, welches einen vorspringenden vieredigen Turm hat, an dessen Fuße man in tiefe, gewölbte Keller gelangt. Auch die Zimmer im Erdgeschos sind und im ersten Stock sind gewölbt. Als ich durchs Fenster in eines der unteren Zimmer sah, erblickte ich einen Kamin von sehr kostbarer Arbeit. Es stand ganz voll alte Möbel, unter denen sich auch ein Esz befand. Im Turm oben ist eine große Sonnenuhr auf tuffigen Steinplatten. Die Farbe des Gebäudes ist gelb und weiß, im Geschmack des verstorbenen Königs. Die Architektur hat nichts gotisches an sich, zeigt vielmehr den Stil Schlüters. In das Haus, in dem ich in Platbe übernachtete, waren viele beurlaubte Soldaten gekommen, um sich zu vergnügen. Da sah ich sonderbare Physiognomien, nicht schöne, aber gute. Ein junger Mann von angenehmem Äußeren war da, mit einem schönen, regelmäßigen, etwas braunen Gesicht, mit der Miene eines Grandjeuneurs, die Gestalt entsprach dieser. Ich war neugierig zu erfahren, ob er auch Geist besäße, doch unterließ er sich in dieser Beziehung nicht von seinen Kameraden. Wie die anderen, sprach auch er pommerschen Dialekt, doch schien er das gute Essen zu lieben. Ein Kommissbrot hatte er verkauft und Weißbrot dafür eingetauscht.

Als es Zeit zum Abendessen war, machte ich meinen Speisegettel und bestellte sechs gekochte Eier, Brot, Butter und ein großes Glas Wasser. Wegen der sechs Eier machte die Frau keine Einwendungen, brachte jedoch nur fünf, von denen ich, da es Puteneler waren, nur vier essen konnte. Sie setzte mir ausgezeichnetes Schmarzbrod vor. Nachdem ich also gut gespeist hatte, glaubte ich, da es Sonntag war, nicht besser als feil traktieren zu müssen, tat mir also eine ganze Zitrone und mehr Zucker als sonst ins Wasser. Nachdem ich meine letzte Erage dem Pferd gewidmet hatte, das vier Maß Hafer bekam, ging ich zur Ruhe. Aber da sah ich, daß weder Kluten, noch Schlöffer an der Tür waren. Ich legte also meinen Reisepack, meinen grünen Anzug und meinen Regen neben mich ins Bett und ging in Kleidern schlafen. Ich schlief ein, wurde aber durch ein Geräusch geweckt und sah jemanden aus meinem Zimmer gehen. Halb im Schlaf und noch ganz benommen von dem Gedanken, ich könnte bestohlen werden sein, glaubte ich einen Dieb zu sehen und lief ihm mit großem Geschrei nach, doch war es nur

der Wirt, der gekommen war, um nach dem anderen Bett zu sehen, in dem er einen Fremden unterbringen wollte. Das beruhigte mich, und ich legte mich wieder hin. Ich weiß nicht, ob ich in der Eile, mit der ich aus dem Bett gesprungen, die Beine in die Decke gewickelt, vielleicht gefallen war, aber als ich am andern Morgen aufstand, fühlte ich in der rechten Hüfte Schmerzen, wie von einer Quetschung. Ich besorgte das Nötigste für mein Pferd, ließ mir Kaffee machen, gab ihm ein Maß Hafer, den es nicht auftraß und ein Stück Brot mit einer Flasche Bier.

7. Juni. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr reiste ich ab und kam nach 4 Meilen mittags an ein Haus, wo die Postpferde gewechselt wurden. Gestern Abend in Plathe kam ein Franzose namens Chaudais in den Gasthof mit einer jungen Dame, namens Michel. Sie sahen wie Vagabunden aus und fuhren in einer Art Fuhrmannswagen, der nur Raum für zwei Personen hatte. Er wurde von zwei starken Brabanter Hengsten gezogen, der Kutscher war ein junger Franzose. Sie kamen von Berlin und reisten nach Königsberg. Mir ist als hätte ich diesen Mann in Berlin schon gesehen. Der Hausknecht sagte mir gleich, ich würde für den Rest des Weges Gesellschaft haben, da Monf. über Danzig reise. Ich bedankte mich dafür, und es wurde nicht mehr davon gesprochen. Wir waren stets höflich zu einander, wenn wir uns trafen. Ich reiste vor ihm aus Plathe ab und nach einer Stunde holte er mich an einem Kreuzweg ein, wahrscheinlich war er auf einem kürzeren Wege gekommen. Auf dem meinigen hatte ich des öfteren Soldaten in kleinen Trupps zu 2, 3, 4, 5, 7 Mann getroffen, die den Sonntag über in Plathe gewesen waren und nun nach Köslin gingen.

Nachdem ich meinem Pferde ein Maß Hafer und für 9 Pf. Brot gegeben hatte, ritt ich bei starkem Wind um ein Uhr von dort weg.

Ich war schon vor Plathe durch Gegenden gekommen, die ein sehr ödes Aussehen hatten, und deren wenige Einwohner und Wohnstätten sehr ärmlich und elend erschienen. Nachdem ich diese Gegenden verlassen hatte, kam ich in eine schöne, lachende Landschaft. Der Sturm umtrauselte mich und wurde endlich von Regen begleitet, der andauerte bis Köslin, einer kleinen, unbedeutenden Stadt, die damals ohne Garnison war. Das Regiment von Billerbeck, von dem ein Bataillon und eine Kompagnie noch auf dem Marsche waren, kam von der Revue in Stargard, wo es sich so schlecht präsentiert haben soll, daß der König den General verabschiedete. Bei meiner Abreise von Plathe hatte ich die Absicht bis Köslin zu kommen, aber der Regen veranlaßte mich in Köslin zu bleiben, dies ist drei Meilen von Köslin entfernt. Als der Regen aufhörte, machte ich mich um 5 $\frac{1}{4}$ Uhr wieder auf den Weg, nachdem

mein Pferd 3 $\frac{1}{4}$ Maß Hafer und Brot gestressen hatte, um noch so weit als möglich zu kommen. Aber kaum war ich auf freiem Felde, als der Regen so stark wurde, wie ich ähnlich noch keinen erlebt habe. Auch mein Pferd wurde unruhig, es drehte sich im Kreise, warf sich erst auf die eine, dann auf die andere Seite und wollte durchaus zurück. Eine besonders schwarze Wolke zog vom Sturm gerieben über unsere Köpfe dahin und nahm uns fast alles Licht. Ich war in meinen Mantel gewickelt, aber ich fühlte leise das Wasser an meinem Magen und meinem Leib herabrieseln. Einige Soldaten, die ich unter einem Baum antaß, bat ich, mich fester einzuhüllen und versuchte dann bald im Schritt bald im Trab vorwärts zu kommen. Überall traf ich Soldaten, ich ritt ein Stück Wegs mit ihnen, setzte dann mein Pferd in Trab und verließ sie am Rande eines großen Waldes, den ich eine Meile vor Köslin passieren mußte. Vor mir sah ich zwei Reiter, die ich einzuholen versuchte, und die ich auch in der Tat einholte. Es waren Bauern aus Treprow an der Rega, die nach Danzig gingen, um dort Pferde zu verkaufen. Der jüngere von beiden war ein Mann von ungefähr 30 Jahren, etwas beleibt, von honetter Physiognomie und sah nicht dumm aus. Er trug einen kleinen runden Hut, einen Rock von graubräunlichem Stoff, einer Art Zwilling, Schuhe und Strümpfe und ritt ein kleines Pferd mit einem guten Sattel und einem geflochtenen Zaum, das einen guten Trab ging. Der andere, der größer und magerer war, hatte ein jesuitisches Aussehen, war schwarz gefleidet, weniger gesprächig und reservierter als sein Gefährte, der ein offenes Wesen zur Schau trug. Er ritt ein schwarzes Pferd, das ausgezäumt war wie das andere, doch nicht so gut ging. Beide Pferde waren gut genährt, hatten gelenkige Beine und dicke Köpfe. Wir unterhielten uns miteinander und beschlossen, den ganzen Weg beisammen zu bleiben. Nach zwei Meilen kamen wir um 8 Uhr Abends in Köslin an. Wir beschlossen hier zu übernachten, ich stellte mein Pferd in den Stall, sie schickten die übrigen auf das nahe gelegene Feld. Sie machen das immer so und das ist eine praktische Art des Reisens, die wenig Mühe und wenig Kosten macht. Eine Milchsuppe und 6 gekochte Eier gegessen und mit den beiden Bauern und einem fremden Mann auf Stroß geschlafen.

8. Juni. Aufgestanden um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr. Das Pferd lag noch, ich gab ihm ein Maß Hafer, den es nicht auftraß. Als ich wieder in den Stall kam, hatte es sich wieder gelegt, ich gab ihm noch Brot und ritt dann um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr weg. Ich kam durch Köslin, welches eine hübsche Stadt ist, die einen schönen großen Markt hat, der mit einer in Stein gehauenen Statue des Königs geschmückt ist, die auf einem mit Wappen versehenen Sockel steht. Den Brief vom Vater des Barbiers ge-



*Chodowiecki hält am 6. Juni in Platze einen heißen Rasttag. — Am 7. Juni gerät er zwischen
Körlin und Köslin in ein Unwetter.*



Zwei Bauern aus Treptow an der Rega, die Chodowiecki am 7. Juni zwischen Körlin und Koslin traf.



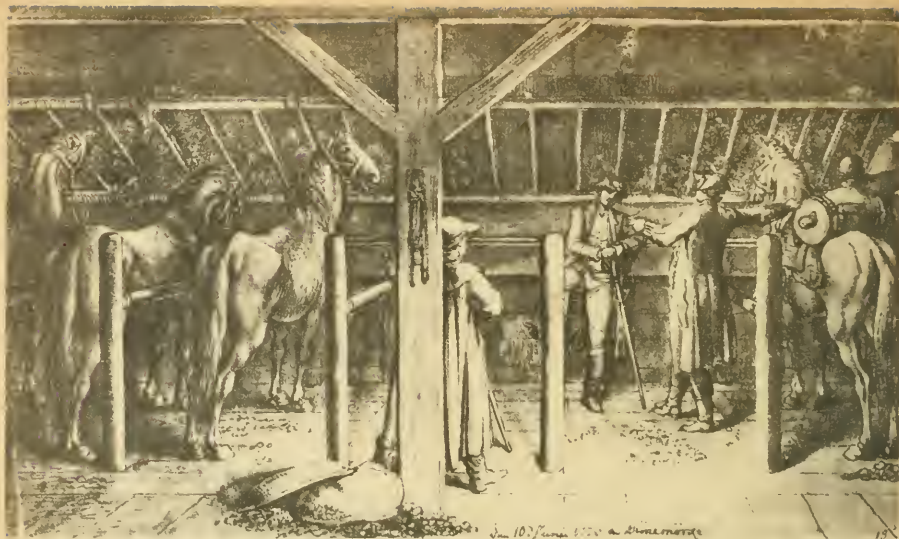
Chodowiecki kehrt am 9. Juni in einem kassubischen Wirtshaus zwischen Luppow und Wutzkow ein. — Er trifft daselbst einen schlesischen Kaufmann, mit dem er ein Stück Weges gemeinsam reist.



Chlodowicki am Abend des 9. Juni in Gesellschaft des Schlesiens beim Abendessen im Wirtshaus.



*Am 10. Juni bietet zwischen Witzkow und Donnemorse eine kassabüchle Bauerin Chodowiecki
und seinem Reisegefährten ihr dreijähriges Kind zum Geschenk an.*



Jun 10. Juni 1850. a. Donnemorse

18



Chodowiecki unterhält sich am 10. Juni im Poststall zu Donnemorse mit dem Postillon über sein Pferd. — Ein Bauernhaus bei Oliva unweit Danzig.



Chodowsecki erblickt hinter Oliva in Gesellschaft des schlesischen Kaufmanns zuerst Langfuhr und Danzig — Er reitet durch eine Lindenallee auf das Olivasche Tor zu



Chodowiecki reitet am Fronleichnamskirchhof vorüber in Danzig ein. — Chodowiecki bringt sein Pferd in der Reitbahn auf dem Vorstädtischen Graben unter.

bracht, dem Bürger Stolzenberg. Von hier nach Janan, einer hübschen, kleinen Stadt und dann weiter durch Eschlawe.

Als wir am Morgen kaum aufgestanden waren, hatte man den Bauern ihre Pferde gebracht, sie hatten sie gefüttert und waren aufgebrochen. Ankunft in Eschlawe um 4 1/2 Uhr. Ich beschloß hier zu übernachten und mein Pferd ein wenig auszuruben, das sehr ermüdet war. Eschlawe ist eine hübsche kleine Stadt mit einem schönen Marktplatz. Ich trank hier Kaffee, aß eine gute Spargelsuppe mit einem Stück Fleisch, ein Kalbsragout und Pflaumen. Ich schrieb nach Berlin und legte mich dann, nachdem ich mein Pferd gefüttert und gepuht hatte, schlafen. Der Wirt, der im Regiment Belling gedient hatte, hatte ihm Meerrettich gegeben, um ihm Appetit zu machen, jedoch ohne Erfolg. Ein Fußbad genommen.

9. Juni. Aufgestanden um 4 Uhr, das Pferd gefüttert und um 5 1/2 Uhr weggeritten nach Stolpe. Schöne, große, sehr bevölkerte, Handel treibende Stadt. Sie hat mehrere große Kirchen; die Einwohner sind nette Leute. Ich trank Kaffee undritt um 11 Uhr weiter. Dem Wirt, einem Kaufmann, gefiel mein Pferd; er frag mich nach dem Preis. Ich nannte ihm acht Louis. Er zeigte mir das feine, ein kleines litauisches Pferd, brauner Hengst, gut fressend und kräftig. Er schlug mir einen Tausch vor und frag, wieviel ich noch drauf geben wollte. Ich stellte die gleiche Frage und wir gingen auseinander. Hinter Stolpe traf ich noch mehrere Soldaten, ebenso einen kleinen offenen Wagen, der von einem alten Mann fuhschirt und von einem kleinen schwarzen Pferd gezogen wurde. Nachdem ich noch durch mehrere Dörfer gekommen war, traf ich in Puppow ein.

Unterwegs hatte ich in einem kassubischen Dorfe halt gemacht, wo es weder Hafer, noch Korn, noch Brot gab. Nach vielen Bitten brachte mir die Frau ein kleines Stück Brot. Das Kleid hier war groß, dennoch erhielt ich noch ein wenig Heu, welches jedoch nicht einmal gut war. In diesem Hause traf ich die beiden Treptower Bauern wieder, doch reisten sie schon vor mir wieder ab. Der Wirt des Hauses hatte ganz verknüppelte Beine. Als ich hier weilte, kam der oben erwähnte Mann mit dem kleinen Wägelchen nach. Er war mager und viel kleiner als ich, in einem blauen Pelzmantel und schwarze Mütze und eben solche Hose gekleidet. Auf dem Kopfe trug er eine weiße Mütze und dorthin einen Knecht aus grauem Filz. Er machte sich gleich mit mir bekannt und schlug vor, daß wir zusammen reisen sollten. Bei der Abreise versprach ich es ihm. Ich mußte 1/2 Meße Hafer, die ich schon bezahlt hatte, nochmals zahlen. Abends kamen wir in Winklow an, wo wir zur Nacht blieben. Wir trafen

hier einen Metzger aus Petersburg, der zu Fuß reiste und den der Eschlesier (welcher ein aus Kopenhagen gebürtiger, in Königsberg anfässiger Kaufmann war, der seit vier Jahren in der Gegend von Bunzlau lebte) ebenfalls aufgefordert hatte, mit ihm zu reisen. Man erzählte von einem Diebe, der in Lauenburg hatte stehlen wollen und dabei ertappt worden war. Und von einem andern, der eine Frau traf, die einen Kessel trug, der hatte er den Hals abgeschnitten, und ihr den Kessel geraubt. Der schlesische Kaufmann, der in Stolpe Weißbrot und unterwegs einen Lachs gekauft hatte, bot mir von beidem an. Wir ließen uns ein Bier kochen, zu dem ich von meinem Zucker gab. Mein Pferd fraß ganz gut und legte sich dann. Da es am anderen Morgen das Brot nicht fressen wollte, nahm ich es mit. Der Kaufmann hatte auf seinem Wagen und ich mit dem Metzger auf Etroh geschlossen.

10. Juni. Am anderen Morgen ließ ich mir Kaffee kochen und um 5 Uhr reisten wir ab.

Wir kamen durch mehrere kassubische Dörfer, von denen eins immer kleiner war als das andere, wie es kleinen Hügel, stiegen in Täler wieder, und quälten uns lange auf schlechten Wegen. Oegen ein Uhr kamen wir in Donnemörse an, wo wir in der Heberge gar nichts vorfanden; wir wandten uns an den Postmeister, der Einwände machte, uns aber schließlich doch Hafer gab, eine gute Bierpsur, ein Stück kaltes gekochtes Fleisch und angezeindnetes Brot aus Langsuhrt mit Butter und Elbinger Käse. Auf dem Wege hieher bot uns eine Frau ein zwei bis dreijähriges Kind zum Geschenk an, das sie gefunden haben wollte. Der Eschlesier versprach es auf seiner Rückreise mitzunehmen, es ein einen hunderlosen Manne, der sich ein Kind wünschte, zu bringen. Der Posthalter in Donnemörse hatte einen polnischen Fuchs von der Größe des meinigen und von guter Statur, aber mager, vielleicht auch älter als meines. Er behauptete, beide würden gut zusammen im Geschäft gehen; der Postillon riet mir, mein Pferd seinem Herrn zu verkaufen, oder gegen das feine zu verkaufen. Aber ich sagte ihm, mein Pferd koste 30 Gulden, er erwiderte, seines koste 30 und das polnische 7. Nachdem wir um zwei Uhr von hier abgerast waren, erreichten wir nach drei guten Meilen ein nur noch zwei Meilen von Danzig entferntes Dorf. Es war in der Kaidubel, und da wir keinen Hafer erhalten konnten, mußten wir vom Pfarre für 10 Silbergroschen einviertel Eshffel Roggen kaufen, von dem das Pferd fast nichts fraß. Den Rest erhielt der Mann, der den Eschlesier fuhr, dieser verkaufte ihn seinem Herrn und einen Teil des Geldes gab er dem Metzger.

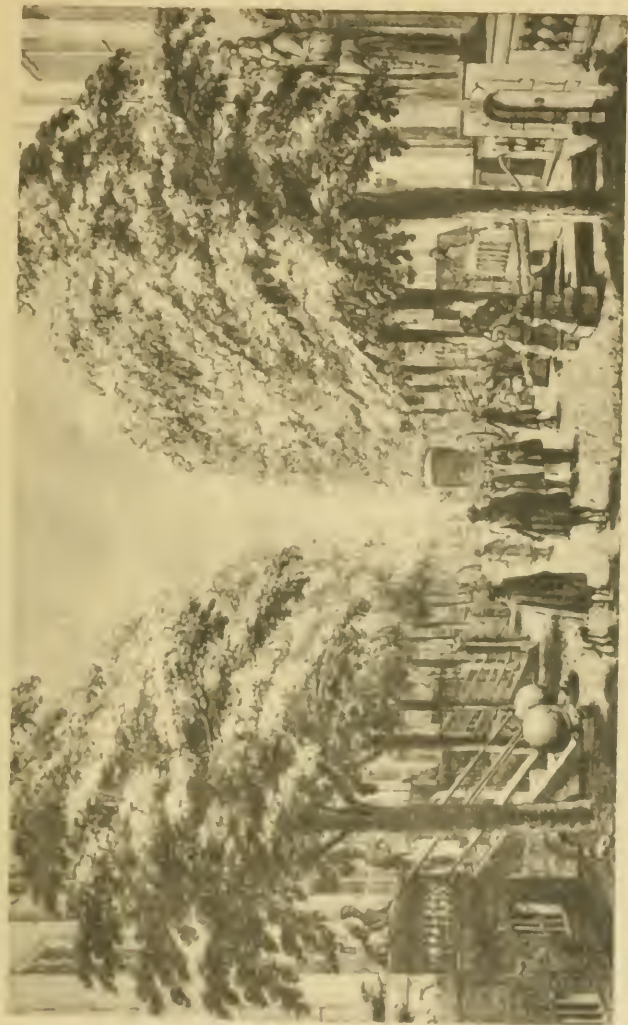
11. Juni. Abgerast um 5 Uhr, der Eschlesier war bereits vorausgeellt, ich holte ihn in der Nähe von Olwa ein, welches ein sehr schöner Ort ist mit einem Kloster, mehreren Kirchen und vielen Wohnhäusern. Von hier an hat

man stets zur rechten Seite Wald und zum Kloster gehörige Landhäuser, zur linken am Horizont das Meer mit vielen Schiffen, vor sich sieht man Langfuhr. Als wir hier ankamen, sahen wir am Schlagbaum zwei preussische Adler, eine preussische Schildwache und den Torstreiber, der den Schlesier ausfragte, ohne ihn zu visitieren. Mich ließ man anstandslos passieren. Ich verabschiedete mich von dem Schlesier und ritt durch Langfuhr nach der Stadt. Das gleicht einer hübschen Kleinstadt, wo alles immer unterwegs nach Danzig ist. Ich sah noch zwei Adler, einen an der Steuerkasse und einen an einer Tabakverteilungsstelle. Am Ende war wieder ein Schlagbaum und eine Schildwache.

Von hier gelangt man auf eine sehr gut gehaltene, mit jungen Bäumen bepflanzte Allee, die zu beiden Seiten Fußsteige hat, die ebenfalls mit Bäumen besetzt sind, in der Mitte ist der Fahrweg. Am Eingange dieser Allee stieß ich auf eine Danziger Schildwache, die eine ziemlich triste Figur machte. Rechts auf einer Anhöhe erblickt man den Galgen, weiterhin das kleine weiße Haus, in dem man den Verbrechern den letzten Trauf reicht. Dann kommt man zum Bischofsberg und schließlich vorüber am Fronleichnamstriedhof an das Oliva'sche Tor. Als der wachhabende Offizier nach meiner Person, meinen Gesätschen und meiner Wohnung fragte, sagte er, er würde mich besuchen, da er ein Freund der Malerei sei. Durchs hohe Tor eingetreten, wandte ich mich rechts nach dem Vorstädtischen Graben, wo ich im Gasthof „Die Eine Krone“ einkehrte. Meinem Pferd ließ ich eine Bündel Heu bringen und nachdem ich es abgefaltet hatte, erkundigte ich mich bei einem Mann der Reitergarde nach einem Ort, wo ich es in Pension geben könnte. Dieser sagte, er wolle es selbst nehmen, und wir einigten uns auf den Preis von 6 fl. die Woche. Danach machte ich ein wenig Toilette, schlief 1 1/2 Stunde und aß dann in einem Keller am Laugen Markt zu Mittag. Man setzte mir eine Platte Rinderbraten mit Salat vor, ich aß noch drei kleine Butterbrötchen und trank ein Glas Bier. Nachdem ich gezahlt hatte, machte ich mich durch die Junkergasse auf den Weg zu meiner Mutter. Ehe ich aus dem Gasthof gegangen war, hatte ich ihr durch den Hausknecht den Brief geschickt, den ich in Plathe nicht mehr hatte abschicken können, und hatte ihr dabei sagen lassen, ein Kaufmann aus Berlin hätte ihn mitgebracht. So konnte man, wenn ich ankam, beinahe sicher sein, daß ich es selbst sei. Meine ältere Schwester empfing mich zuerst, dann die jüngere, zuletzt mit großer Zärtlichkeit meine Mutter; man fand mich recht verändert. Ich mußte noch ein Stück Land essen und etwas trinken. Meine Lante, die von ihren Schülerinnen kommend herintrat, begrüßte ich, ebenso ihre Schwester. Da die Kinder sich versammelten, sagte ich, ich wolle einige Besuche machen und

versprach um 5 Uhr zurück zu sein. Zuerst ging ich zu Monf. von der Emissen, der noch bei Tisch war. Ich gab dem Bedienten meinen Brief und sagte, ich würde wiederkommen. Im Junterhof hielt ich mich einige Zeit auf und betrachtete die Gemälde. Das große Bild „Sankt Michael die Laster austreibend“ im Stile Ludovico Zucheros (es ist von einem gewissen Möller) zeigt große Schönheiten, sowohl in Zeichnung wie in Farbe, in schönem Faltenwurf und guter Komposition, trotz alledem aber hat es keinen persönlichen Eil. Das Bild mit dem Diphæus, das von einem deutschen Meister zu sein scheint, ist etwas trocken und recht verdorben. Hier gibt es auch zwei schön gemalte Kriegerfiguren eines italienischen Künstlers, eine Darstellung kämpfender römischer Soldaten, auch schön komponiert, gut gezeichnet und gut in Farbe. Eine Hirschjagd im Geschmack von Snyders, aber kein Original, ist in flach erhabener Arbeit, der Kopf des Hirsches in halb erhabener Arbeit mit natürlichem Gezeih. In derselben Manier ist auch „Aktäon, durch Diana in einen Hirsch verwandelt“, die Figuren in flach erhabener Arbeit und der Hintergrund gemalt. Auch der große Christoph und einige andere Figuren sind im gleichen Stil gehalten. Eine farbige Figur Sankt Georg ist ganz im Stile Lucas von Leydens, einige Gemälde sind im Stile Albrecht Dürers und Lucas Cranachs. Ein Fries „Triumphzug“, in Malabaster und Gold läuft rings um den Raum, darüber sind die oben erwähnten Malereien angebracht. Auch zwei sehr alte Figuren der Mutter Gottes und mehrere Schiffsmodelle finden sich hier. Der große Kachelofen verdient nur seiner Größe wegen Beachtung. Die Vorderseite dieses Bauwerks ist mit Stulpturen, Figuren und plastischen Ornamenten geschmückt und reich vergoldet. Das Rathaus ist auch ganz renoviert und reich verziert, es ist ein großes gotisches Bauwerk. Danach war ich noch bei den Schiffen. Ich finde, Monf. Lohrmann (der Maler) hat weder polnische Bauwerke, noch die Polen selbst gut dargestellt, erstere haben in ihrer Architektur, letztere in ihrer Kleidung viel mehr malerisches, als er wiedergegeben hat. An Gebäuden dieser Art gibt es so viel anziehendes, die Menschen aber sind unfauber und zerlumpt. Auch der große Krahn ist nicht dem wirklichen Eindruck entsprechend wiedergegeben, auch nicht die Tracht der Danziger Damen. (Gegen 5 Uhr sah ich nach meinem Gepäck in der Krone und ließ es zu meiner Mutter bringen. Wir tranken Kaffee und schwatzten bis 7 Uhr, aßen dann zu Abend und gingen schlafen.

12. Juni. Am andern Morgen stand ich nach 6 Uhr auf, schickte meine Perücken zum Perückenmacher und meine Stiefeln zum Schuhler, der das braune Oberleder abnehmen soll, weil es ganz zerissen und verdorben ist. Ich ließ mich rasieren und blieb den ganzen Tag bei meiner Familie. Ich zeigte ihnen meine Miniaturen und



Chodowiecki begibt sich durch die Lange Gasse zum Haus seiner Mutter in der Heiligengeistgasse.



Chodowieckis Elternhaus in der Heiligengeistgasse.



Chodowneck begrüßt am 11. Juni auf der Diele des Vaterhauses seine Schwester Luise — und im zur Kleinkinderschule eingerichteten Zimmer die Mutter nach dreißigjähriger Trennung



Ein katholischer Ordensgeistlicher in Danzigs Straßen. — Ratsherr van Waasberghe und Buchhändler Penarie.

die Nötelporraits, man zeigte mir das Buch Vetter Gottfrieds, in dem sich mehrere Blätter von Bloemaert befinden. Außer diesen und den Fischen enthält es noch viele kleine Tiere und Vögel.

13. Juni. Gegen acht Uhr ging ich mit meinen beiden Schwestern in die Elisabethkirche, wo wir Pastor de la Motte hörten, der über Gaias predigte: „Ich schaue auf den, dessen Herz betrübt und zerkrümelt ist, und der sätet vor meinem Worte.“ Er spricht mit etwas affektirter Stimme, aber er predigt gut und sein auf die Zeitverhältnisse passendes Gebet war sehr schön. Auch diese Kirche ist gänzlich renovirt, die Emporen sind neu gebaut und vergoldet. Die Gemeinde war nur klein. Wir blieben zum Abendmahl. Nach unsrer Rückkehr blieben wir den ganzen Tag beisammen. Auch die Lanten waren gekommen, wir schwanden bis zum Abend.]

Meine Mutter hätte es gern, wenn einer von uns mit seiner Familie hier wohnen würde, um die hiesige Erbschaft zu verwalten, oder wenn man ihr dafür einen erwachsenen Sohn herschickte, aber das hat seine Schwierigkeiten, weil sowohl mein Bruder sein eigenes Haus hat, wie auch ich, und ich außerdem noch eins zu erben in Aussicht habe. Meine Mutter würde wohl nach Berlin übersiedeln, aber erstens hindert sie der alsdann nötig werdende Verkauf des Hauses und zweitens die Tante Concordia (Witwe des Samuel Chodowiertz, geb. Palessa).

14. Juni. Um 6 Uhr aufgestanden, nach Berlin geschrieben, dann Mons. de la Motte besucht, der mich sehr freundlich empfing und mich bat, ihn wieder zu besuchen. Waasberghe, den ich besuchte, traf ich nicht zu Haus. Ich habe nach meinem Pferd gesehen, es frist nicht recht und ist noch erschöpft. Der „Reuter“ rät mir, mich mit 6 Meilen täglich zu begnügen, rechtzeitig in der Herberge zu sein und ihm Ruhe zu gönnen. Im Maulde hat es nichts, was es am Fressen hindern könnte. Es hält sich auch gut auf den Beinen und lahmt nicht. An der Börse war ich, und sah, ob ich Bekannte trafe, traf aber niemand.

15. Juni. Ich suchte Herrn van Waasberghe auf, der mich sehr gut empfing und zeigte ihm meine Miniaturen, für die er großes Interesse hat. Er will mich zu einem polnischen Kollegen führen, der eine schöne Gemäldesammlung besitzt und ein guter Kenner sein soll. Hier soll Herr Wessel der beste Maler sein, für Kupferstich ist nur Douet da, ein Mennonit, und Desich, ein Augoburger, beide Nischer.]

Meine Witse habe ich zur Post gebracht und Mons. Penarie besucht, einen Cousin des Berliner Penarie. Er zeigte mir Herrn Milas Wohnung, es sind zwei Brüder, sie wohnen in der Heiligen Geistgasse, wenn man von unserer Hause kommt rechts, 5 Etageen weiter im Hause der Frau Majorin Visander. Auch Mons. Vohemans

Wohnung in der Hintergasse gegenüber der französischen Kirche, bei einem Bäcker, zeigte er mir. Besuchte Mons. Vohemann, er ist krank und seit länger als einem Jahr am ganzen Körper mit Ausschlag behaftet, die Bäckel hat er verbunden. Er zeigte mir ein Pastelporrait der Mad. Iherbusch, das sehr gut, aber geschmeidigt ist, er hat es in einem Rahmen unter Glas, auch zwei französische Köpfe in Pastell hat er, die aber nichts tangen und eine Porträtstizze des General Panin, ein Ariesstück, das von Ericksen in Peteroburg sein soll. Dann zeigte er mir noch ein Gemälde nach einem Stich von Annibale Carracci, „Christus“ darstellend, der von zwei Soldnern mit Dornen gekrönt wird. Er hat dasselbe noch einmal in kleinerem Format begonnen. Ferner hat er gemalt „Amors Erziehung“ und „Bartholomäus und Ariadne“. Beide sehen aus, als seien sie von Amadeus Vanloo; auch eine Skizze zu einem großen Familiengemälde: ein junger Mann und eine reich geschmückte junge Frau mit einer großen Anzahl Kinder; es ist schlecht temperiert. Er sagt, er bediene sich zum Malen seiner aus Berlin mitgebrachten Skizzen. Er sagte mir, er sei zurückgekommen, da Jeung solange er sich in Danzig aufhielt, immer bei ihm war, und nichts getan hat, seitdem war er dann krank und hat nichts zu tun gehabt. Sein Bruder soll Offizier in Polen beim Bruder des Königs sein.

Ich besuchte den Geislichen Mons. Boquet, der mit der Tochter eines Engländer's Coët verheiratet ist, dessen Witwe das „Englische Haus“ leitet; er hat ein kleines Töchterchen. Ich sollte bei ihm speisen, entschuldigte mich aber. Ich besuchte Mons. Desich, der an der Peterskirche wohnt. Er hat nach den Teppichen, die jämlich einmal im Jahr herab ausgehängt werden, wieder zwei schlechte Schabkunstblätter gemacht. Auch die 50 Ansichten zeigte er mir, die er zusammen mit Vohemann nach dessen Zeichnungen, die recht schlecht sind, radirt hat. Auch andere Schabkunstblätter nach Bergmüller, Holzer u. a. zeigte er mir, auch sein von Wessel gut gemaltes und ähnliches Porrait. Ein paar schlechte eigene Arbeiten nach Dlabé zeigte er noch und das Porrait eines Marschalls von Polen, von Klein gemalt, das ihm zur Zeit des Bombardements zugekommen war.

Ich radirte meine Mutter, die Coiffure meiner Tante, ihren Nack und ihre Lippen änderte ich. Ich versprach einen Messsthalter.

16. Juni. Aufgestanden um 6 1/2 Uhr. Meine Mutter gab mir für mich und meinen Bruder zwei Paar schwarze Strümpfe, ich soll sie etwas tragen, damit sie nicht mehr neu ausfäben (wegen des Jello)

Besuchte den Sekretär Mons. Weidmann, der in der Heben Gasse gegenüber dem Bürgermeister Grodeck wohnt. Er war gerade im Begriff ins Rathaus zu gehen, ich hielt mich deshalb nicht lange auf. War bei Mons. Wessel, den ich nicht antraf.]

Dann ging ich in die Kirche der Weismönche, es sind Gemälde dort, aber da gerade Messe gelesen wurde, hielt ich mich nicht auf. Den Medailleur du But zum vierten Male, ohne ihn anzutreffen aufgesucht.

In der Sankt-Marien-Kirche gesehen. Hier sind viele Gemälde in Dürers und Cranachs Stil. Unter den Statuen finden sich hier und da gute Sachen, sehr natürliche Köpfe, aber auch sehr viel Minderwertiges. Ich sah hier die sogenannte Kapelle der Krämer, die unter der Leitung Christian Chodowieckis und Mons. Patrowskis renoviert wurde.

Zeichnete meine Schwester Louise. War mit ihr in der Peterskirche. Diese hat eine schöne Orgel. Dann war ich bei Mons. van der Emissen. Er hat die Gemälde des Mons. Bernouin verkauft und wird sie vor meiner Abreise bezahlen. Eine Dosis Rhabarber zum Purgieren genommen.

17. Juni. Ich zeichnete Schwester Henriette. Nach dem Abendessen will Mons. Lohrmann kommen. Seine eine Wange ist ganz entfleckt von Geschwüren, außerdem ist das ganze Gesicht mit Blüthen bedeckt. Auch an der Stirn hat er etwas Entstellendes. Er erkannte meine Mutter und meine Schwestern, ich zeigte die Bilder meiner Familie in Berlin und die Miniaturen. Er hätte es gern gesehen, wenn ich ihm das Porträt des Königs geschenkt oder geliehen hätte.

Besuch des Herrn Pastor Boquet, der mich zu Mons. Gerdis abholte, um mir dessen Bilder zu zeigen, doch war dieser ausgegangen. War mit ihm bei seiner Schwiegermutter, der Mad. Scott, Wirtin des Englischen Hauses, um mit vom Turm dieses Hauses die Umgegend anzusehen. Es ist ein schöner und reizvoller Blick, man sieht Weichselmünde und am Horizont die offene See. Ich trank hier Kaffee mit Mad. Scott und ihrer Tochter Mad. Boquet, die auch gekommen war. Dann begab ich mich zu Mons. Grischow, der in einem Haus mit einem schönen Laden wohnt, in dem er alle Arten englischer Waren und Möbel verkauft. Er besitzt auch neu entdeckte, aufgeschriebte und neu gestrichelte Gemälde. Er bot mir an, mich morgen zu Mons. Kottenburg zu führen, um mit dessen Bilder zu zeigen.

18. Juni. War bei Mons. du But, traf ihn nicht zu Hause, dann bei Mons. Wessel. Das ist ein Mann von sechzig Jahren, von 36 bis 39 war er bei Mons. Pesne, wo er mit Mons. Gleim und Mons. Falbe bekannt war. Der eine kopiert besser als der andere. Er hat bei Fromery gewohnt und kannte meinen Onkel und meine Tante. Einen „Abraham, den Isaak zum Tode vorbereitend“ besitzt er, von dem er glaubt, er stamme von Mons. Dietrich, auch ein Frauenporträt von Lankeir gehört ihm. Eine große allegorische Skizze des von Lulden hat er, sie stellt den figurenreichen Zug der Jahreszeiten dar. Er selbst malt in Pastell, besitzt viele Landschaften von

Moucheron, von van Goyen, auch einen „Neptun und Amphitrite“, viele andere Bilder und Cessstücke des Erasmus Quellinus, desgleichen einen guten „Kopf“ eines jungen Mannes von Sovaert Glind.

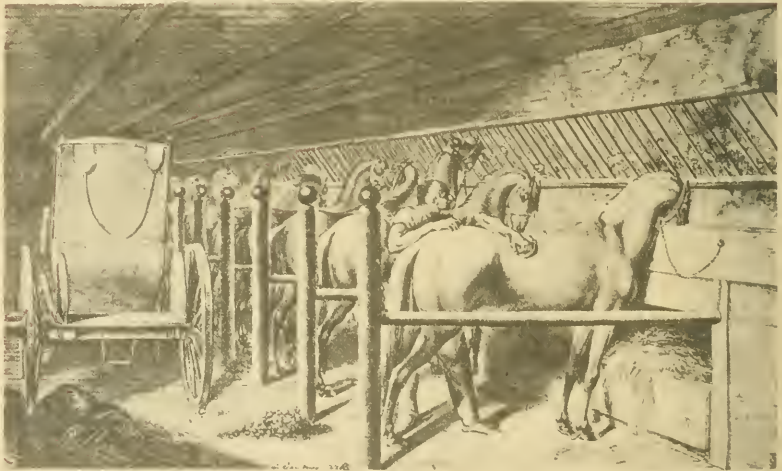
Holte Mons. Grischow ab, um mit ihm zu Mons. Kottenburg zu gehen, der aber nicht zu Hause war, doch konnten wir seine Bilder sehen. Vor allem hat er ein sehr gutes Jagdstück in seinem Festsibül, im Speiseaal ein solches von Jan Jyt und ebensfalls im Speiseaal zwei recht gute Sachen von Heinrich Roos, einige van Goyen, Vollett, in seinem Kabinett ein großes Bild von Bega, einen kleinen, sehr hübschen Wouwermann, einen Philipp Roos (Rosa di Livoli), einen Lingelbach, viel schöne Sachen, aber darunter auch manches Minderwertige. Dann war ich bei Mons. Gerdis, unter dessen Bilder ich jedoch nichts Bemerkenswerthes fand, außer vier Dresdener Ansichten von Thiele, von denen er glaubt, sie seien von Dietrich; ich sagte ihm wohl, sie seien von Thiele, konnte ihn jedoch nicht überzeugen. Seine Frau ist eine Tochter der verstorbenen Mad. Kämmerer und Schwester der Wittve Claude. Als ich Mons. Grischow das Porträt meines verstorbenen Onkels zeigte, erkannte er es sofort und Mad. Gerdis hat mich, es ihrer Schwester Mad. Claude zu zeigen, da diese eine Pate des Verstorbenen ist. Mons. Gerdis hat schon einmal Bankerott gemacht, das tut aber jeder jetzt, man kann fragen, nach wem man will, der Refrain ist stets: er hat schon einmal Bankerott gemacht, es greift auf schreckliche Weise um sich. Der Hochmut und der Aufwands sind auf den höchsten Grad gestiegen.

Abends erhielt ich Briefe von Berlin vom 8. und 12. d. M. mit einem Schreiben eines Petersburger Kaufmanns, namens Henry Gustav Weber, der zu wissen wünscht, in welcher Größe und zu welchem Preise ich ihm die zwei Bilder die „Geburt Christi“ von Correggio und die „Grablegung“ kopieren könne? Mons. Kede hat mir das Schreiben übermittelt.

19. Juni. Besuchte Mons. du But, den Sohn des Bildhauers du But in Berlin. Er hat das recht gut gemachte Wachsporträt Mons. und Madame Pesnes, ferner das der Kurfürstin von Sachsen, das Peters des Großen, der Kaiserin Elisabeth im Helm (sehr schöner Kopf), das der ehemaligen Kaiserin, Peters III., ferner das des Rates Grodeck, eines Prinzen Max von Bayern, das seiner Gattin, das der Kaiserin Katharina II., alles in farbigem Wachs. In derselben Art ist auch eine Mutter Gottes mit dem Jesuskind, eine stehende Figur, doch sind die Köpfe der Maria und des Kindes beschädigt. Das ist eine sehr hübsche Arbeit, die Mutter hat den schönsten Kopf der Welt, es ist wie ein Raffael. Die Färbung ist so zart, so gemäsigt. Die Hände sind ziemlich gut gemacht, das Gewand recht gefällig, das Kind ist von großer Schönheit und hineinreichendem Gesicht. Es hat eine



Chodowiecki's Tanten Justine und Concordia Ayer — Zwei Karmelitermönche.
 Der Maler Lehmann und der Prediger Boquet.



*Der Kupferstecher Mathias Deisch und seine Frau beim Kaffee. —
Ein polnischer Pferdestall in Danzig.*



(Hudouaki mit dem Ehepaar Boquet zur Kaffeewisite bei Boquets Schwiegermutter Madame Scott auf dem Beischlag des englischen Hauses erhebt sich ehrfurchtsvoll, um den Fürst Primas und den Grafen Podolski passieren zu lassen.



*Der Wachsbossierer du But. — Der Maler Wessel. —
Herr van der Smissen. — Maler Lohrmann.*

lächelnde Miene und einen sehr gut gearbeiteten Kopf, auch der Körper ist recht gut, nur die linke Schulter und das rechte Bein sind nicht so gelungen. Das Kolorit ist fein, der Kopf ist fast blank, die Maria hat einen Heiligenschein aus drei goldenen Strahlenkränzen. Die Jungfrau ist in halber Figur und etwa einen Fuß groß in einer Kasse unter Glas. Die Porträtblätter des Königs von Polen ist in Lebensgröße, sie hat einen sehr interessanten Ausdruck und ist recht gut gearbeitet und gut in der Farbe. Die Epigen sind mit größter Sorgfalt gearbeitet, die Kleidung ist gelber Samt mit rot und gold und ein Krüß, Orden und Edelsteine sind aus Glas kunstvoll arrangiert, alles andere ist aus Wachs, man könnte es nicht besser machen. Der Peter der Große ist auch ein schönes Porträt, ein schöner Kopf mit schönen Augen, schöner Nase und schönem Mund. Die Augen sind matt und wie der ganze Kopf sehr gut in der Farbe; die in Berlin hergestellte Maske hat ihm als Modell gedient, Gesichtmüch ist es mit kleinen Brillanten und Rubinen. Recht gut ist auch das Porträt des Prinzen von Bayern, ganz reizend aber ist seine Gemahlin, hübsch kostümiert an Geschmack der ersten Manier. Mens. Pappe (?). Auch der Kat. Broedel ist recht gut, der Uberschlag ist ganz durchsichtig und mit wunderbarer Sorgfalt gearbeitet. Er ist mit schwarzem gemusterten Samt, goldfarbenen Unterkleid und einem Mantel aus Meirer bekleidet, alles ist tadellos gearbeitet. In gleicher Art hat er noch einen Menneiten gemacht, doch ist dieser in Grün und Gold gekleidet, was ihm nicht zu Gesicht steht. Das müßte geändert werden. Am wenigsten gefällt mir die Kaiserin, doch ähnelt sie sehr dem Porträt von Eriksen, sie ist in halber Lebensgröße. Dann zeigte er mir noch Modelle von Medaillentrüfchen, sie sind sehr gut gearbeitet, er hat deren viele. Die kleinen Köpfe sind mit viel Geist gezeichnet und gut gearbeitet. Von Malereien hat er das recht gut gemalte Porträt seiner Gattin und das seiner Tochter von Wessel, das seinige im Profil von Torelli und das seines Vaters von Pesue, welches ganz klein wie eine Miniatur, aber sehr gut ist. In seinem Atelier hat er Eriksen nach Le Vein, den großen Christus am Kreuz mit den Engeln. Aus einem anderen Stuch von Ehlich nach Champagne hat er eine in Andacht versunkene sitzende Maria am Kreuzestamm ausge schnitten. Er hat die Kreuzabnahme, den toten Christus, die Kreuzgerichtsng und die Geburt Jesu von Jovenet, das Porträt Mens. Bensennans von Odeland und einige andere Köpfe, auch eine Maske mit Eriksen. Er beklagt es sehr, daß man in Danzig so wenig Mut und Ermüthigung findet, so z. B. fertigte er auf Veranlassung des Rates Schwack das Porträt des Bürgermeisters Broedel an, nachdem es fertig war, rief man ihm, es zu überbringen, er präsentirte es dem Bürgermeister. Nachdem dieser es betrachtet hatte, sagte er: wer zum

Teufel hat Euch denn beauftragt mein Bild zu malen? Du Bnt antwortete, seine Freunde hätten es ihm geraten, worauf der Bürgermeister erwiderte: „Nun gut, so können diese Euch dafür bezahlen!“ Ich vergaß eine legende nackte Frau zu erwähnen, im gleichen Geschmack, wie wir sie in Vellin haben, nur wenig verändert. Scheinbar ist ihm, als er jene sah, die Idee zu der feingigen gekommen, doch hat er sie anders gestaltet. Gegenwärtig beabsichtigt er mit den Porträts Broedeks, dem der Kaiserin, dem Peters des Großen, der nackten Frau und der schönen Jungfrau eine Lotterie zu veranstalten, das Los zu zwei Gulaten, 75 Teilnehmer sucht er dazu, zuletzt wird er noch ein Essen geben.

Von hier aus ging ich zu Mens. Kottenburg, der mich sehr gut aufnahm. Er stellte mich seiner Frau und seiner Tochter vor. Die erstere, eine geborene Binnati, ist eine Frau von 35 Jahren, die letztere 15 oder 16 Jahre alt. Er zeigte mir eine sehr schöne, mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitete Mutter Gottes. Ich halte sie für eine Arbeit Battonis, er hält sie für älter. Er hat auch das sehr gut gemalte Porträt des Rubens, von Mengs gemalt. Eine Tabakdose zeigte er mir noch mit Bildnissen des Königs und Batalles, er glaubt, sie sei von meinem Bruder, doch sagte ich ihm, daß dies nicht der Fall sei. Für Montag hat er mich und Mens. Grischow nach Strieg zu Mittagessen eingeladen.

Ich begann das Miniaturporträt meiner Mutter. Dem Mens. Richard (?) habe ich sein Palet gebracht, traf ihn jedoch nicht zu Haus, deshalb übergab ich es dem jüngeren Mens. Mila, der mir eine Banknote gab. Meine Mutter hat die Wäscherin bezahlt für drei Hemden, ein Paar Strümpfe, eine Halobinde, ein Taschentuch. Den Reuter Brasch, der am Ende der Holzkasse wohnt, bezahlte ich. Er erzählte mir, daß die Preußen zurückgingen.

20. Jun. War in der französischen Kirche und hörte Mens. Boquet. Die Versammlung war sehr klein. Er hat eine starke, affektirte Stimme, bewegt den Mund sehr und spricht alles mit übertriebener Betonung. Mens. van Waasberghe war mit dem jungen Kat Kirch eisen anwesend. Man hat die Kirche restauriert und die Tafeln Moses am Eingange entfernt.

Ich besichtigte die Kirche der Dominikaner, es ist eine große Kirche und die älteste in Danzig, erbaut um 1213. Da gerade Gottesdienst war und man das Allerheiligste in Procession umhertrug, hielt ich mich nicht auf. Doch trat ich hinter der Kirchenabnahme in den Kreuzgang ein. Ich sah hier viele Gemälde und drei oder vier Altäre, aber nichts Bedeutendes. Die Bilder sind nach Stichen Rubenscher Gemälde gemalt und stellen Kreuzweg stationen dar. Der reformirte Geistliche Mens. de la Motte, der seinen Besuch angekündigt hatte, kam um 3 Uhr. Er erzählte viel von Vellin und Danzig. Einen

Sohn, der in Königsberg studierte und der ein junger Mensch von 22 Jahren und großer Musiker gewesen ist, beweint er noch. Er redete mir dringend zu, doch noch acht Tage länger zu bleiben, als ich mir für meinen Aufenthalt vorgenommen hatte. Er ist ein sehr höflicher, kurzweiliger und leutseliger Mann, guter Christ und guter Familienvater, hat allerhand gute Eigenschaften, nur seinen Stand liebt er gar nicht; er sagte, wenn er nur könnte, würde er gern mit einem Lastträger tauschen, der großen Lasten wegen, die mit seinem Amt verbunden seien und wegen der großen Verantwortlichkeit, die er als Geistlicher vor Gott empfindet.

Im Laufe der Woche hatten wir beschlossen, am heutigen Tage einen Spaziergang zu machen, doch das schlechte Wetter, welches wir seit Freitag haben, und der heftige Sturm, der heut schon von 2 bis 9 Uhr gewüthet hat, und der Samstag und heut wiederkehrte, veranlaßten uns, uns zu einer Spazierfahrt zu entschließen.

Als man aber heut früh nach einem Wagen schickte, war keiner aufzutreiben, auch nicht für einen Dukaten (der gewöhnliche Preis ist drei bis vier Gulden für den halben Tag). Also mußten wir zu Haus bleiben, ärgerten uns jedoch nicht weiter darüber.

21. Juni. Ich hatte noch eine Sitzung mit meiner Mutter, dann kam Mons. Grischow, der mich eingeladen hatte, heute bei ihm zu speisen und den übrigen Tag in seinem Garten in Strieß zu verbringen, und holte mich mit seinem Cozjus Mons. Upbagen in seinem Wagen ab. Wir holten noch den Pater Mathis vom Dominikanerkloster ab, trafen unterwegs Mons. Grischow in einem Wagen, dieser stieg auch zu uns ein und wir begaben uns alle zusammen nach Strieß, wo wir außer der Familie des Mons. Franz Kottenburg noch seinen älteren Bruder Nikolaus, einen Offizier vom Regiment Belling, der dessen Schwester geheiratet hat, Mons. Josef Brunati und eine junge Demoiselle, eine Freundin der Mad. Kottenburg, antrafen. Das Haus ist groß und sehr kommode gebaut, sein Äußeres ist nicht prunkvoll, es ist wie alle Danziger Häuser, und umgeben von einem schönen, jedoch nicht großen Garten, in dessen Mitte sich ein schöner Springbrunnen befindet, eine in einem großen Bassin liegende Najade hält einen Fisch im Arm, aus dessen Mund das Wasser springt. Um dieses Bassin sind drei Steinfiguren gruppiert, die den Raub der Arethusa darstellen. Sie sind ziemlich gut gemacht von Herrn Meißner, einem Danziger Bildhauer. Dann steigt man fünfzehn Stufen zu einer Terrasse empor und noch einmal soviel zur nächsten, wo sich das Reservoir befindet. Hier liegt ein kleiner Kahn zum Spazierenfahren. Steigt man noch höher, so gelangt man zur Gartenpforte. Dahinter erhebt sich ein ziemlich hoher Berg, den wir fast alle erstiegen, und von dem aus wir fast die ganze Umgegend Danzigs erblickten, die

Stadt, Weichselmünde, das Meer mit vielen Schiffen, Wälder, Berge, Ebene, eine reizende Mannigfaltigkeit in der Landschaft. Auch sämtliche Zimmer beschäftigten wir, wo wir jedoch in bezug auf Malerei nichts Bemerkenswerthes fanden, außer zwei Gemälden, davon das eine Wildbret und Geflügel und das andere, Apollo und Marsyas, Halbfiguren, von einem italienischen Meister dargestellt, welches als Gegenstück eines Heiligen Sebastian haben sollte, den wir jedoch nicht sahen. Zwei Sachen sind aus der Kollektion Brecheisen, die sich bei Jordan befand und von der Grischow einen Teil gekauft hat, er hat diese zwei Stücke als von Kade stammend gekauft. In einem oberen Saale hat er zwölf der französischen Häfen (Radierungen von Callo). Ich sagte zu Bruder Nikolaus, ich hätte sie alle zu verkaufen, das Stück für zwei Gulden. Das wurde man billig. Nach dem Kaffee gingen die Damen mit Mons. Grischow und dem Offizier spazieren, ich blieb mit Mons. Brunati, den beiden Herren Kottenburg und dem geistlichen Herrn zurück. Wir plauderten, doch wurde die Unterhaltung durch Herrn Brunati fast etwas ungemüthlich, weil er sich über den König in einer Weise aussprach, auf die einzugehen mir nicht beliebte. Als der Abend kam, zog sich jeder zurück. Ich aß noch ein Butterbrot mit etwas kaltem Fleisch, dann gingen wir um 11½ Uhr zur Küche.

22. Juni. Als ich Mons. Schnakenburg einen Besuch machen wollte, um von ihm eine Bestätigung über das, was mein Bruder Antoine aus der Erbschaft meines verstorbenen Onkels erhalten hatte, zu holen, und mir die Papiere vorlegen ließ, die meine Schwester über diese Sache in Händen hat, überredete mich meine Mutter, nicht zu genanntem Herrn zu gehen. Sie hält es für unnötig und würde sich ärgern, wenn man ihn daran erinnerte; man könnte, im Fall ihres Todes, noch etwas aus diesem Nachlaß herausholen, und es gälte jetzt zu vergessen, daß er existiere. Um sie zu beruhigen, ließ ich die Sache ruhen. Um 9 Uhr besuchte ich Pater Mathis, den ich in der Sakristei antraf. Er zeigte mir zuerst ein sehr schönes und gut erhaltenes Gemälde von Jakob Jordans, die vier Evangelisten mit einem Engel, in Halbfigur. Sankt Johannes als Hauptfigur ist in einem weißen, faltigen, schön fallenden Gewande in Profil in betender Haltung dargestellt. Dieser Kopf ist sehr schön, während die Köpfe der anderen Evangelisten konventionell gemalt sind und ein zwar eckwürdiges, aber alltägliches Aussehen haben. Auch das Gesicht des Engels entbehrt des Adels, doch ist das Ganze eine gute Arbeit, schön in der Farbe und in einem fein empfundenen Hell Dunkel, wohl eines der besten Bilder dieses Meisters. Das ist aber auch das einzige in dieser Sakristei; es sind wohl noch einige Bildnisse von Dominikanern vorhanden, doch sind diese schlecht gemalt, ebenso eine Mutter Gottes, die mit die Kopie eines guten Bildes zu sein scheint.



Im Jahre 1861 alle viermal in der Woche

Chodowrecki besucht am 18. Juni in Gesellschaft des Herrn Grischow den Kaufmann Johann Christian Gerdis



ein Mönch

1771. C. 19. Jan



1771. D. 19. Jan



1771. E. 19. Jan



1771. F. 19. Jan

Ein Mönch auf dem Damm. — Danziger Schöne auf dem Damm. —
Der Perückenmacher. — Herr von Rottenburg.



Frau von Rottenburg und ihre 15jährige Tochter. — Choduricki zeichnet am 19. Juni das Bildnis seiner Mutter.



Polnische Damen im Gebet. — Der Carkoch auf dem Langen Markt. —
Polnische Floßer (Schimky).

Der Hochaltar in der Kirche ist ein reiches Werk, in ganz (neu)vergoldeter Architektur, aber wenig schön. Das Altarbild stammt von einem Danziger Maler, dessen Namen der Vater nicht wußte. Es stellt den heiligen Nikolaus mit einigen anderen Heiligen dar, darüber eine Glorification. Das Bild ist gut gemalt, jedoch durch den Kergentrauch stark nachgedunkelt. Der heilige Nikolaus ist mit einem goldziselirten Silbergewand bekleidet, augenfällig ist das Müller noch das gleiche, welches der Maler ihm gegeben hatte (also nicht der Restaurator des Altars). Zwei oder drei andere Heilige haben Kronen oder Heiligenscheine aus demselben Metall, dies zusammen (die blaue neue Vergoldung) mit den stark nachgedunkelten Farben des Gemäldes gibt einen unerträglichen Kontrast. Die Glorification, welche ebenso wie das übrige durch nachträgliche Ornamentierung (der vergoldeten Heiligenscheine und Gewänder) ziemlich verdorben ist, ist ganz gut, wenigleich man darin manches findet, was man schon aus älteren Stichen kennt.

Außerdem sind hier noch zwei kleinere, schön gemalte, aber ebenfalls stark nachgedunkelte Bilder, deren eines nach dem Sankt Jeno von Rubens gemalt ist, von dem es auch einen sehr guten Stich von Bolswert gibt, das andere ist eine Fußwaschung von einem mir unbekanntem Meister. Im linken Chor ist Christi Ausstich aus der Hölle, zu Füßen die Sünde und der Tod, mit zwei oder drei kleinen Engeln; ein sehr schönes Gemälde, das ein Original zu sein scheint, doch hängt es zu hoch, also daß ich dies mit Sicherheit feststellen konnte. Eine Kreuzigung Sankt Peters auf der anderen Seite ist allem Anschein nach ein Original des Guido (Reni), Michel Angelo Carravaggio oder Spagnoletto (Ribera). Eine Anbetung der Hirten von Jordans entspricht in ihrer Art dem, was man aus Stichen von ihm kennt. Die Jungfrau und das Kind sind in der Beleuchtung sehr gut, alles Licht geht von dem Kinde aus. Im übrigen hat das Gemälde schöne Charakterköpfe und ist in einem Hell-dunkel gehalten, wie man es auf den Bildern Rembrandts sieht. Unter anderem ist hier noch eine Predigt Johannes des Täufers im Weichnack des Lucas von Leiden und eine recht gute Taufe Christi von einem Danziger Maler, der dem Vater unbekannt ist. Der Himmel darin ist besonders in einem seltenen Kolorit und mit scharfem leichter Pinselührung gemalt. Die übrigen sind durch Silberornamente durch den Restaurator verdorben. Recht gut ist auch eine Auferweckung des Lazarus nach einer Radierung von Rembrandt gemalt. Dann zeigte mir der Vater noch eine ganz al fresco ausgemalte Kapelle, die Fresken zeigen die Wunder des heiligen Dominikus, sie sind im Stile des alten Wenzel (?) gemalt, aber viel schlechter in der Zeichnung. Der Vater war von mir dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß ich, trotzdem er immer die ehrsüchtige Haltung beobachtete, doch nicht

eine einzige Anbeuge, nicht ein Kreuzzeichen machte, sondern an den Heiligen und den Mätern vorübergehend wie an leblosen Dingen, für die man immerhin eine gewisse Verehrung hat. Er wagte nicht, mir vor die Altäre zu folgen, er sagte zu mir: „Geben Sie hin und sehen Sie.“ Endlich, nachdem er mich noch eine Zeitlang geführt hatte, sagte er: „Geben Sie sich die Kirche allein an, ich werde wohl dann noch die Ehre haben, Sie wiederzusehen, aber für jetzt habe ich anderweitig zu tun.“ Dies gesagt, ging er weg, ich tat wie er mir geheißen hatte, sah mir die Kirche an und machte mich dann auf den Heimweg.

In Haus begann ich an Monf. Weber in Petersburg zu schreiben, um ihm mitzuteilen, daß ich ihm die beiden gewöhnlichen Emailleplatten machen könne zum Preise von 100 Gulden die größere und 40 Gulden die kleinere. Ich sigelte den Brief und beharrte Abtschrift seines von Monf. Kede erhaltenen Briefes. Ich fügte noch hinzu, daß bei dem Exemplar zu 100 Gulden die Malerei noch ebenso sein würde und daß, wenn er mir die Wahl des Ortes, wo mir das Geld auszahlbar sei, überlasse, ich Berlin vorschlagen würde. Ich bat ihn, mir das Geld von dem auszahlen zu lassen, der die Platten in Empfang nähme und bet mich an, sie ihm zu versenden. Alsdann schrieb ich meiner Frau, daß ich in Beziehung auf Koehler zufrieden sei, daß ich heute nach Rußland berichtet hätte, die Affären der Kammer und Schurers könnten bleiben bis zu meiner Rückkehr, doch könne ich noch nicht sagen, wann dies sein werde. Den Kindern schrieb ich, daß sie zeichnen sollten. Dieser Brief war durch einen von Berlin erhaltenen veranlaßt. Die beiden Briefe trug ich zur Post. Monf. Grischow kam mich zu besuchen und erzählte mir, ich soll zu Mad. Rottenburg kommen, da diese sich malen lassen will, Freitag soll ich beginnen. Als ich erwiderte, das sei zu spät, da ich nicht so lange bleiben könnte, kamen wir überein, Dienstag früh aufzubrechen unter Vorbehalt, daß ich es so mit ihr arrangieren würde. Nachmittags stieg ich zu Pferd, um mit Mad. Rottenburg Rücksprache zu nehmen. Auf dem Pflaster strauchelte das Pferd oft, draussen ging es recht gut, besonders auf dem Heimweg, da lief es wie der Teufel. Mad. Rottenburg war einverstanden, mir Dienstag früh um 10 Uhr zu sitzen. Monf. Brinati, der zugegen war, möchte gern eine Kopie haben, aber von bezahlen sagte er nichts. Um 4^{1/2} Uhr kehrte ich zum Stall zurück.

Meine Tante Justine bewirtete mich mit Schokolade. Bei Monf. Werdis, der mich eingeladen hatte, während ich bei Vater Mathis war, habe ich zu Abend gegessen. Mad. Claude war da mit ihrer älteren Schwester, auch Monf. Wolters, Mademoiselle Gouffreau mit der jungen Kointesse. Um 11 Uhr abends kam ich endlich nach Haus. Ich zeigte das Portrait meiner Mutter, alle

erkannten sie bis auf die Kinder, die vor 1½ Jahren bei ihr in die Schule gingen.

23. Juni. Ich besuchte den Zeugwärtter Kapitän Sellentin, der Miniaturbilder malt. Er ist ein Mann von 50 Jahren. Er hat die Gewohnheit, zuvor auf Pergament eine Skizze des Gesichts zu machen. Diese mag vielleicht recht ähnlich sein, aber die nach der Skizze gemachten Porträts taugen nichts, sie wirken kalt und erkünstelt, obgleich er starke Schatten anwendet, in der Zeichnung aber beschränkt er sich auf das Notwendigste. Sachen, wie Wäsche, Kleidung usw. arbeitet er nach der Natur, aber er hat nichts Persönliches in der Zeichnung. Seine Porträts zeigen fast alle den gleichen Schatten und das gleiche Kolorit. Außerdem ist er noch Geometer, und in dieser Eigenschaft hat er früher viel Geld verdient, indem er alle Jahre mehrere Karten von Jahrwasser gemacht hat in bezug auf die durch das Meer hervorgerufenen Veränderungen in der Tiefe des Wassers und der Ausdehnung der Sandbänke. Er zeigte mir noch einige Stiche nach Voucher und Bildnisstiche von Bause. Hier sah ich auch meine „Schlacht von Choczim“. Als ich ging, fragte er noch, ob es in Berlin nicht noch einen Chodowicki gäbe, der früher einen Mons. Uphagen gemalt habe. Ich sagte, daß sei ich selbst gewesen; das freute ihn, und er teilte mir mit, daß das Bild sich gut gehalten habe. Dann besuchte ich die Damen Kämmerer und Claude, die mir ein Porträt der Mad. Claude zeigten, welches ihr gar nicht ähnlich sieht und von einem Mons. Gasc (?) stammt, ebenso das des Herrn Kämmerer, welches von Mons. Wisniewski zu sein scheint. Das Jugendporträt des Mons. Gerdus von Wessel ist recht gut gemalt. Von hier aus machte ich einen Spaziergang zur Grünen Brücke und zum Junkerhof (Kreuzhof). Auch in die Kapelle der Kämmerer in der Pfarrkirche ging ich, wo sich Wandmalereien befinden, z. B. die Auferweckung des Lazarus, die Toten in der Vision des Eschiel und die drei Frauen am Grabe, ebenso eine Allegorie auf den Handel, die ziemlich schlecht gemalt ist.

Mons. Bohrmann besuchte mich, um sich nochmals meine Bilder anzusehen, die ich ihm zeigte. Er fragte nach einem Buche, in dem meine letzten Radierungen enthalten sein sollen. Ich nannte ihm den Sebaldus (Neman), „Sebaldus Nothanker“ von Friedrich Nicolai. Da er zu lange blieb, ließ mir meine Mutter sagen, der Herr von heute früh ließe mich zu sich bitten: dies veranlaßte ihn zu gehen.

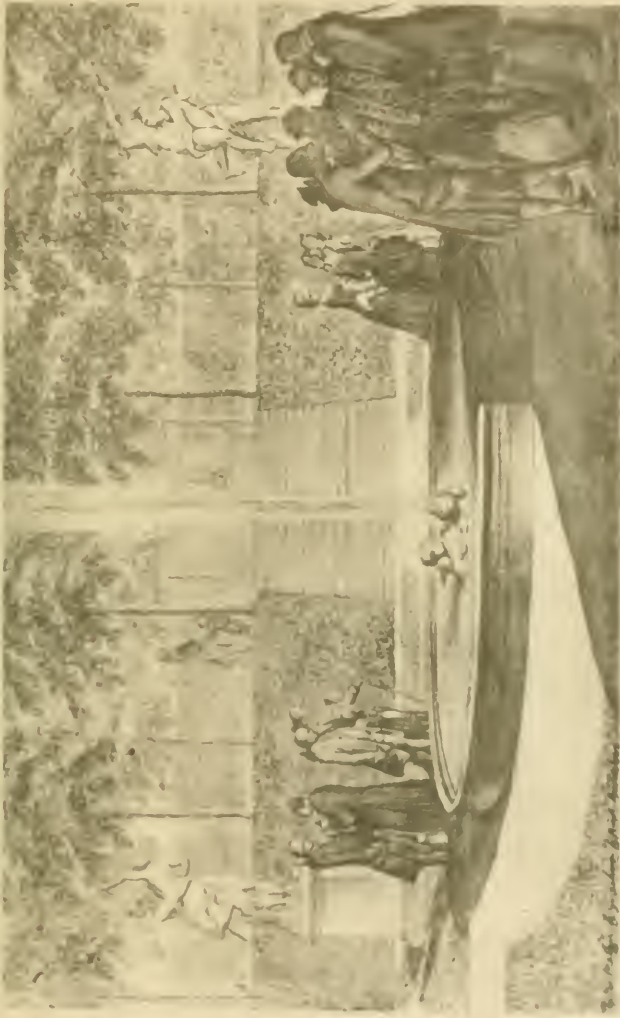
24. Juni. Ich wohnte um drei Uhr der Predigt des Herrn de la Motte bei, er begann mit einer Einleitung, las ein oder zwei Kapitel aus der Bibel, sprach das Gebet und ließ zu Anfang und Ende des Gottesdienstes ein Kirchenlied singen. Ich sprach bei Mons. Diecks vor, um zu sehen, ob er mir die 150 Gulden 6 Groschen in Dukaten umzuwechseln könne, er bejahte, worauf ich ihm sagte, ich würde sie ihm morgen früh bringen.

Da ich um 10 Uhr ausreiten wollte, suchte ich den Reuter auf, doch der war in der Kirche.

Während ich auf ihn wartete, war ich beim Kupferstecher Deisch, um ihn zu fragen, ob er mit nicht vier Probedrucke der vier Zeichnungen (Ätzungen) machen könne, was er versprach. Er hatte ein Papier großen Formates, mindestens von der Größe des großen Alderpapiers, welches er von Augsburg kommen läßt. Er zeigte mir das Porträt seiner Frau in halber Lebensgröße. Gegen 10 Uhr kam ich zum Stall zurück. Der Reuter war noch nicht aus der Kirche gekommen. Als er kam, war das Pferd noch nicht gestriegelt, endlich konnte ich abreiten nach Strieß zu Mad. Kottenburg, wo ich um 11 Uhr ankam. Bis gegen 12½ Uhr arbeitete ich, man wollte mich zum Diner dabehalten, doch verabschiedete ich mich. Mons. Mathis, Gatte der Tochter der verstorbenen Mad. Brunati der älteren, welche letztere in zweiter Ehe mit Mons. Schulz vermählt war, trat ein. Ich erfuhr, daß der Dominikanerpater Mathis derselbe Louis Mathis ist, den wir früher kannten. Nach unserer Rückkehr speisten wir um 5 Uhr und machten mit meinen beiden Schwestern eine Promenade beim unteren Tor.

25. Juni. Meine Schwester Louise gab mir hundert Gulden, um sie ihr in Dukaten umzuwechseln. Von Berlin erhielt ich einen Brief mit einer Einlage von Schwester (Schwägerin) Chodowicka für meine Mutter. Sie wünscht, daß ich Mons. Vernegebre oder Mons. Eichmann gelegentlich frage, wie groß das Vermögen des jungen Lainez sei, und ob er es schon habe, auch ob er nach Danzig kommen wird; aber nur bei Gelegenheit.

Ich wechselte meiner Mutter 250 Gulden in Dukaten ein. Um 11 Uhr war ich bei Mons. Orischow, um mit ihm nach Strieß zu gehen, er bat um meine Miniaturen, die er einem polnischen Edelmann zeigen will. Ich gab ihm die des Prinzen Heinrich, der Königin von Schweden und der Prinzessin von Dessau, morgen will er sie zurückschicken. Dann fuhrten wir in einer Halbkarise nach Strieß. Ein Frühstück, das man uns hier präsentierte, lehnte ich ab. Wir begannen nun das Retuschieren des Porträts der Mad. Kottenburg, dann speisten wir mit besagter Dame, deren Tochter, ihren vier Söhnen, dem Präzeptor, ihrer Nichte und Mons. Brunati. Es wurden drei Fischgerichte serviert, Kabeljau, Seebarfisch und Steinbutte, grüne Erbsen mit Wurst und Hühnerkaffee, denn es war Fasttag. Nach dem Essen gingen wir im Garten spazieren und fütterten die Karpfen. Nachdem wir dann in dem anderen Garten Kaffee getrunken hatten, machten wir uns wieder an die Arbeit. Mons. Orischow scheint sehr im Banne von Madames Reizen zu stehen. Er versorgt sie mit Pariser Coiffüren, Schuhen, Hüten usw. und erzählt, daß dies die neuesten Pariser Moden seien. Um 5½ Uhr machten



Chodousteck in Gesellschaft der Herren Uphagen, Grischow, Brunati, des Dominikanermönches Mathis u. a.
im Garten des Herrn von Rottenburg am 21. Juni.



1871, Juni 21. In der Zeit von 1871 bis 1872.

Die Zeichnung ist von der Hand des Künstlers.

Chodowickas Abendbesuch bei Herrn Gerdis am 22. Juni. Links Madame Claude, Mademoiselle Kämmerer, Mademoiselle Ledkowska die kleine Grischow, rechts u. a. Monsieur Wolters.



Der Bankier Dirksen. — Zeugwärter Gellentin. — Pater Ludwig Mathis.

wir noch einen Spaziergang durch das Dorf, welches sehr hübsch und ländlich ist. Ins Haus zurückgekehrt, fanden wir Herrn Inspektor Endow vor, der Madame seinen Besuch machen wollte. Er hat das Lieber gehabt. Nachdem sie ihn Lee präsentiert hatte, nahm mich Madame beiseite und verständigte mich, daß sie gern ihr Porträt in Kreide haben möchte nach einem Schattensitz, ebenso das ihres Sohnes Jeannot, des Lieblichen ihres Gatten. Die Zeit wird sie mich wissen lassen. Danach bestieg Madame um 7 Uhr mit ihren Kindern ihren Wagen, wir gingen zu dem unfreigen. Auf der Landstraße sahen wir, daß die Damen ausgezogen waren und unter den Vätern hin spazieren gingen. Wir stiegen gleichfalls aus und begleiteten sie bis ans Olivier Tor, wo sie ihren Wagen wieder bestiegen. Mons. Grischow frag mich, ob ich lieber zu Fuß oder im Wagen durch die Stadt möchte, ich antwortete, ich möchte gehen, werauf er seinen Kutscher bezahlte und wir heimgingen.

26. Juni. Um 9^{1/2} Uhr besuchte ich Mons. David Vertuezebré. Der junge Lainez ist im vergangenen Jahr in Danzja gewesen, um die Abrechnungen der Vormundschaft, die damals ablief, zu unterschreiben. Sein Geld hatte er noch nicht in Händen, aber 300 Taler. Die 18000 Gulden, die beim Tode seines Vaters vorhanden waren, sind teilweise noch in Händen Mons. Eichmanns, teilweise in Grundstücken angelegt. Er hat während seines Aufenthalts in Frankfurt sächlich 3 bis 600 Gulden ausgegeben. Er soll sehr schlecht schreiben. Von hier aus war ich bei Mons. Grischow, der mir seine Bilder, 3. B. zwei von Lohrmann nach Laurens, zeigte, die er für eine Schuld von 40 Talern übernommen hat. Dann besah er noch vier Pastellbilder eines Warschauer Malers, die recht hübsch sind, unter anderem ähneln eines sehr der Mad. Kottenburg. Die drei Porträts, die ich ihm gestern gegeben habe, gab er zurück. Danach waren wir bei dem Malstheren Mons. Schwarz, der einen heiligen Sebastian in seinem Vestibül hat, der von Tintoretto sein soll. Er ist mit großer Kraft recht gut gezeichnet. Auch eine heilige Familie aus der Klucht nach Lapporten hat er, von der er sagt, sie sei von G. Vetti, obgleich sie viel eher von Verdans sein könnte. Auch außerdem hat er noch einige leidliche Sachen; wir sahen Köpfe, die der selbe Meister gemalt hat, von dem Mons. Meil Kupferstecher in Berlin ein Bild hat, einen Oris, Halsfigur und halbnackt. Des ist ein sehr gutes Bild. Er hat denselben Boutermann, den auch Mons. Kottenburg besitzt, dies ist gewisseltes eine Kopie. Er hat noch eine andere, einen Kater zu Pferd und einen kleinen Kater in der Ferne, diese ist sehr originell und sehr gut erhalten. Dann hat er noch ein Bild, welches ansieht, als sei es aus einem größeren herausgeschritten, oder als habe es früher ein anderes Format gehabt, doch scheint es ein Original zu sein. Es stellt einen Türken dar, der ein schönes weißes Pferd am Jügel

zieht, welches sich aufbäumt, um sich vor den Klauen eines Löwen zu retten, der seine Lape auf den Kopf des Mannes schlägt und ihn in die Schultern beißt. Auch besitzt er den Kopf eines Orises, der Reinbrandt zugeschrieben wird, was ich jedoch nicht glaube, ferner ein sehr schönes und gut erhaltenes Werk von Bergheim, eine Landschaft von Dietrich, die ganz im Stile Bouvermanns gehalten ist, ein Schlachtenbild von Peter Bouvermann, ein schönes Stück von Backhuisen, zwei Stücke Halbfiguren von Catron des P. Vetti, eines mit dem Namen Zeniero (?) von Lechner gemalt, den Stich von Le Bas „La bon Menage“, den er für sehr originell hält, einen Kopf, den er für einen Van Dyck hält, weil es mit diesem Namen bezeichnet ist, doch stammt es nicht von ihm, ein Mienenstück von Abraham Mignon, zwei Kirchen des Peter Neefs und zwei andere, von denen ich nicht weiß, von wem sie sind. Aber auch viele minderwertige Bilder hat er. Nicht vergessen werden darf ein großes Werk, Kinder darstellend, ein Flachrelief des de Witt, welches sehr schön gearbeitet ist. Alle diese Bilder sind unvorteilhaft gehängt, durchaus nicht in der Beleuchtung, die sie erfordern, da er zu viele hat für so wenig Räume. Ich nenne noch zwei Werke des Jan Bloemaerts, eines mit Rindvieh, das andere Pferde und Soldaten aus einer Marktlenderin gruppiert.

Mons. Grischow hat mich auch dem Woyproden von Pometellen empfohlen. Ich ging mittags hin, um das Porträt von Madame zu begunnen, sie ist eine hübsche Frau von 40 Jahren und spricht ziemlich gut Französisch und Deutsch. Sie will mir die Bekanntschaft mit einer anderen französischen Dame vermitteln, die radiert und malt. Ich begann ihr Bild, und ihr Gatte gab mir das seinige, ein in Italien sehr hübsch gemaltes Miniaturbild, damit ich ihm eine Kopie davon aufsetze. Für Dienstag hat er mit einer Sitzung zugesagt, damit ich es vollende. Sie will mir Montag um 11 Uhr sitzen. Sie war sehr froh, einen polnischen Maler gefunden zu haben.

Mad. Claude hatte mich für Sonntag zu Kaffee und Abendessen eingeladen, doch ließ ich mich entschuldigen, da ich nach Weichselmünde wollte. Mons. Ordis war gekommen, um mich zu sprechen, hatte mich aber nicht angetroffen. Deshalb ging ich zu ihm, um zu fragen, was er wünsche. Er wollte mich zum genannten Palatin bringen und wollte mich überreden, zu Madame Claude zu kommen, wenn es auch erst um 9 Uhr sein konnte, denn dort würde ich eine polnische Dame treffen, die ein Madonnenbild für einen Ring wünscht.

Mons. Grischow ließ nochmals die drei Porträts holen, die er mir zurückgegeben hatte, um sie dem Primas zu zeigen, auch das des Königs. Er sandte sie mir zurück mit der Aufforderung, mich morgen um 1^{1/2} Uhr zu besagtem Edelmann zu begeben. Mit ihm hat er zehn

Dukaten und mit der Palatine 8 Dukaten vereinbart. Als sie mich nach dem Preis gefragt hatte, nannte ich 8 Dukaten, was sie zu teuer fand, da ihr Gatte, wie sie sagt, in Italien nur 5 gezahlt habe. Um zwei Uhr war ich bei Mons. Weisch, um die Probeabzüge der vier Porträts zu machen. Da er keinerlei Bezahlung nehmen wollte, gab ich seinem Drucker 3,60 und ihm ein Porträt. Er gab mir von seinen Arbeiten ein Porträt von Wessel, das von Hoffmann, das des Königs von Polen, der Kaiserin von Rußland und zwei Sachen nach den Leppichen, die man dreimal im Jahr im Junkerhof aushängt. Ich versprach, ihm einiges von meinen Sachen zu schicken. Dann zeigte er mir noch Etliche nach Marchesini, Holzer u. a. in sehr schönen Abdrücken.

Um 4 Uhr war ich bei Mons. Kottenburg, der mir das kleine Porträt eines jungen Mädchens, das in Paris gemalt worden ist, zeigte. Madame zeigte mir das ebenfalls in Paris von Mad. Piguet gemalte Porträt ihres Gatten. Es ist sehr ähnlich und sehr fein in der Farbe. Sie las mir ein Billet der genannten Dame vor, worin diese schreibt, daß sie sehr stoch darüber sei, daß man an ihrem Bilde nur kritisiert habe, die Augen seien nicht genügend geöffnet, aber sie sagt, hätten sie diesen Vorzug, so würde das Gesicht einen ersaunten Ausdruck haben, während wenn die Augen ein klein wenig geschlossen wären, man ihm eine lächelnde Miene geben könne. Auch das des Herrn Lohrmann zeigte sie mir, dieses ist abschaulich, weder ähnlich, noch taugt es etwas in Kolorit und Zeichnung; die Augen sind tot und die Züge grob.

Der Sohn des Mons. Brumati kam hierher, er ist ein junger Mann von 25 bis 26 Jahren und reichlich fady in der Konversation. Um 5 Uhr mußte ich sie verlassen. Zu Haus habe ich nach dem Abendessen noch ein wenig retuschiert. Dann ging ich aus, um mir ein Buch zu kaufen und die Pension für mein Pferd zu bezahlen.

27. Juni. Um 8 Uhr war ich in der Elisabethkirche, um Herrn de la Motte predigen zu hören über die Worte Christi: „Ich bin nicht in die Welt gekommen, um die Menschen zu verderben, sondern um sie zu retten.“ Nach dem Diner war ich beim Primas, um ihn zu malen. Er bat mich gleich, ich möchte ihn auf ein Pergament von der Größe eines Viertelbogens malen, worauf ich erwiderte, ich sei mit Pergament nicht versehen. Er sagte, solches gäbe es hier überall, für Montag wolle er welches besorgen. Ich antwortete ihm, wenn er wolle, könne ich ihn immer gleich auf Elfenbein malen und später in Berlin das Bild auf Pergament kopieren in einer ihm beliebigen Größe. Er erwiderte: „Ich hätte dann nur eine Kopie, aber ich möchte Ihr Gemälde stechen lassen. Jhents gegnete, wenn dies sein Wunsch sei, so würde ich seinen Kopf nach dem auf Elfenbein gemalten Original radieren, die Kleidung aber nach dem Pergament. Diesem stimmte er bei, und wir begannen die Arbeit. Doch es kam viel

Gesellschaft, es wurde viel geschwatzt, und man wollte mein Porträt des Prinzen Heinrich sehen, das man ähnlich, aber geschmeichelt fand. Dann wollte man die der Damenbildnisse sehen. Ich zeigte das Porträt der Mad. Kottenburg, die man erkannte. Ich soll am Mittwoch um 9 Uhr wiederkommen der Kleidung wegen. Zu Haus arbeitete ich noch ein wenig. Der Regen hatte uns verhindert, den geplanten Spaziergang nach Weichselmünde zu machen.

28. Juni. Um 9 Uhr begab ich mich zum Fürstprimas. Mons. Grischow, der ebenfalls dorthin gekommen war, hatte ihm eine Kommode und eine Pendüle gebracht. Um 11 Uhr war ich bei der Wojwodin von Pomerellen. Sie zeigte mir das Porträt ihres Gatten und das ihrige, welches Gobel in Warschau gemalt hat. Beide sind ganz verblühen und das von Mons. hat einen schiefen Mund. Beim Weggehen traf ich auf dem Weischlag den Pater Mathis. Nach dem Diner ging ich aus, Zeichenpapier zu kaufen. Da ich kein passendes fand, ging ich zu Mons. Lohrmann, um ihn um Rat zu fragen. Der sagte mir, es gäbe hier nichts anderes. Er zeigte mir mehrere Gotthaische Hofkalender mit unbedeutenden Bildern, unter anderen einen mit Stichen von Meil, den er mir schenkte. Auch mehrere Zeichnungen zeigte er mir, desgleichen Blätter, die er gemacht hat, um sie in Berlin radieren zu lassen. Sie sind ebenfogat wie die ersten. Auch ein ziemlich schlechtes Titelpapier hat er angefangen und ein Trachtenbild eines Schimki (polnischen Flößers), welches absolut wertlos ist. Schließlich zeigte er mir noch Bücher mit in Kraponmanier gestochenen Zeichnungen, gedruckt in Paris; sie enthalten alle Arten Skizzen, Kopien nach Raffael, Guido Reni, Domenichino u. a. Figurenstudien, Landschaften usw. Während ich vom Haus abtessend war, war Mons. Peltre gekommen, um mich zu besuchen, er wird morgen wiederkommen. Zur selben Zeit will der Schneider Schmitt mich besuchen, er sagte den Meinen, er habe eine Schuld von 70 Gulden.

29. Juni. Mons. Peltre kam; er wünscht, ich solle ihm eine Kopie eines Porträts der Mad. Mathis machen, die eine sehr schöne Frau sein soll. Ein italienischer Maler habe sie vor einiger Zeit ohne ihr Wissen gemalt, er will sie mir zeigen, damit ich es vervollkomme. Diesen Auftrag wies ich zurück. Als er nach dem Preis seines Porträts frug, nannte ich acht Dukaten.

Ich erhielt einen Brief von Mons. Nicolai mit den Drucken der Etiche zum Cebaldus Notstanker und der Anstache, ob es nötig sei, für die Neuaufgabe neue Platten anzufertigen, oder ob man sie nicht retuschiern könne. Ich teilte ihm mit, daß man diese nicht mehr retuschiern könne, und daß ich beabsichtige Montag hier abzureisen, also in vier Wochen in Berlin sein würde. Demnach wäre noch Zeit genug, die Etiche und die zu Basedows Buch, welche ich schon begonnen hätte,



Im Hause des Herrn von Hottenburg in Strieß, woselbst Chodowicki am 24. Juni die Hausfrau zeichnet.

Im Hause des Herrn von Hottenburg in Strieß, woselbst Chodowicki am 24. Juni die Hausfrau zeichnet.



Der junge Herr Brunati.



Der Ratsherr Gottfried Schwartz.

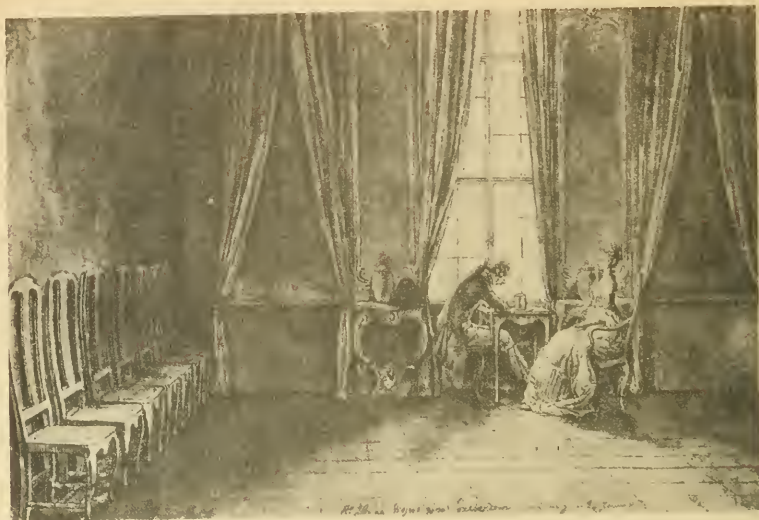


Der Kaufmann Pierre Vernezobre.

Der Zollinspektor Sydow.



*Chodowiecki zeichnet am 30. Juni den Fürst Primas von Polen und den Erzbischof von Gnesen
Gabriel Johann Graf von Podolski; links im Vordergrund dessen Intendantin Madame Olmichen,
neben ihr die Gräfin Potolska im Gespräch mit Chevalier Du Bouloir.*



Chodowiecki porträtiert am 26. Juni die Gräfin Przebendowska, Gemahlin des Wojwoden von Pomerellen Grafen Ignaz Franz von Przebendowski. — Chodowiecki fährt am 29. Juni in Gesellschaft des Kaufmanns Grischow in einem Taradei nach Strieß zu Madame Rottenburg.

fertiggestellten. Auch sagte ich ihm, daß es nicht allein die Schuld Bergers (des Kupferdruckers) sei, wenn die Platten keine Abzüge, so wie er sie wünscht, ergeben hätten, hierzu sei das Kupfer zu schlecht gewesen. Das hätte man aber weder voraussehen, noch ihm abhelfen können. Diesen Brief sandte ich ihm in einen solchen an meine Frau eingeschlossen, der ich schrieb, was ich hier täte und ihr den Tag meiner Abreise von hier bezeichnete. Auch daß ich mit dem Sobu der Kinderfrau gesprochen hätte, schrieb ich ihr. Als ich den Brief zur Post trug, sprach ich mit bei Mons. Grischow vor wegen des Besuchs, den wir Mad. Rottenburg schulden. Er hatte es sehr eilig dorthin zu kommen und fand Mittel gegen alle meine Bedenken. Von da ging ich gegen 11 Uhr zum Weywooden von Pomerellen. Er war in die Messe gegangen, Madame ließ mich heraufbitten, um alles vorzubereiten. Eine Stunde wartete ich, bis er endlich kam, wir arbeiteten dann bis 12 1/2 Uhr. Er hat große Reisen nach Frankreich, Italien und Deutschland gemacht, hat mit Erfolg die Werke der großen Meister gesehen und spricht sich Anerkennend über Barteni und Mengs aus. Die Porträts des Kaisers und des Großherzogs von Toscana lobt er.

Als ich nach Hause kam, erschien Mons. Grischow, um mich nach Etieff abzuholen. Es regnete, und wir gingen zu zweit unter einem Regenschirm. Als wir am Stadttor ankamen, regnete es stärker, wir warten eine halbe Stunde, der Regen ließ ein wenig nach, da gingen wir vors Thor in der Hoffnung, dort einen Taradei zu begegnen, da wir jedoch keinen erblickten, beschloßen wir umzukehren und in der Stadt zu speisen, zuletzt aber sagten wir doch Mut und marschirten los. An der großen Allee trafen wir einen Taradei, der uns in starkem Regen und Sturm noch Etieff brachte. Ein Taradei ist ein hübsches, sehr leichtes, mit zwei Pferden bespanntes Kabinett für zwei Personen, das die Leute auf dem Lande von einem Ort zum andern bringt. Mons. Grischow bezahlte dafür zwei Dütchen. Man war schon bei Tisch, wir speissen mit dem Inspektor Endow, und dem Sobu des Mons. Brunati, der ein junger, fast unenträgliches Ock ist. Er war zu Pferd und zwar auf einem Kupfschiff geblommen.

Wenn er reitet, muß er nach Tisch mindestens drei Stunden warten, ehe er aufsteigt, sonst muß er sich übergeben und ist dann mehrere Tage krank. Da Mons. Rottenburg nicht zu Hause war, durchsuchten wir das ganze Haus nach einem Zimmer, das sich verdunkeln ließe, sodas man darin einen Schatten ist zeichnen kann. In einem solchen richteten wir uns ein, zuerst wurde Mad. Rottenburg und dann der kleine Jeannot, ein drei- bis vierjähriger Knabe, gezeichnet. Als wir von Mad. und dem Kleinen je eine Zeichnung brennet hatten, erschienen Mons. Rottenburg. Wir versteckten alles und

legten ihm die Nötelzeichnungen: Bildnisse meiner Kinder, meiner Frau und das meinte vor, die ich mitgebracht hatte, um sie Madame zu zeigen. Als danach auch Jeannets Bild in der Folge erschien, zeigten wir ihm dieses auch. Er erkannte es nicht sofort, dann jedoch siente er sich sehr darüber. Danach wurde noch ein wenig an Madames Miniaturporträt gearbeitet. Als ich die Bildnisse des Primas und der Weywoodin zeigte, wurden diese von fast allen erkannt. Gegen 8 Uhr machte mich Mons. Grischow aufmerktsam, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Wir gingen also und kamen um 9 Uhr vor Mons. Gerdis Thür an, der uns beide zum Abendessen eingeladen hatte. Mad. Claude, Mademoiselle Kämmerer und ein Unbekannter waren noch anwesend. Nach dem Essen zeigte Mad. Gerdis Porträts des Weywooden und eines gewissen Caspi, Gipsabdrück nach Eisenarbeiten eines gewissen Luch, der in Danzig lebt (Vohrmann hatte mich zu ihm bringen wollen, doch soll er am kalten Fieber erkrankt sein), das Porträt ihres Vatters in Eisenbein, das alten Arbeiten dieser Art ähnlich sieht, eine nackte Frau von vorn in Gladruf; ein „Herkules und Antäus“ und ein „Herkules mit dem Himmelsglobus“ sind sehr sauber gearbeitete Figuren, aber hier und da mit Fehlern in der Zeichnung. Das Profil eines Papstes in Holz geschnitten von Meißner und zwei Holzschuereien, die Kinder darzustellen, eines in der Stellung des Hermaproditen auf dem Baude, das andere auf dem Rücken liegend. Als wir vom Tisch aufstanden, gab mir Mons. Gerdis ein Bild der Muttergottes von Gensschow, welches einer sehr frommen Starosin gehört, die eine Kopie davon für einen Ring wünscht. Auch ein Orfeingmaß gab er mir. Ich kam endlich um 11 Uhr, nachdem ich in Ablösung zweier anderer Herren die Damen Kämmerer und Claude nach Hause begleitet hatte, heim.

30. Juni. Der junge Schmidt besuchte mich. Er versicherte mir, er arbeite bei Ödrick, doch wisse sein Meister nicht, daß er jetzt in Berlin lebe. Seit er mich zuletzt gesprochen, habe er 30 Gulden von seinen Schulden abbezahlt, er sei mithin nur noch 30 Gulden schuldig. Verschuldet wäre er hier angekommen, habe aber nicht um Gesangsniß gefressen, sondern eine Festigkeit seinen Meister habe ihm eine Geldstraf von 60 Gulden zugezogen; wenn er das Glück habe, Arbeit zu finden, könne er sich wohl etwas verdienen, mit leeren Händen wolle er nicht nach Berlin zurückkommen.

Mons. Peltre hatte anfragen lassen, wann er kommen könne, um sich malen zu lassen. Ich habe ihn auf morgen früh um 8 Uhr bestellt. Der Resident von Polen, Kammerherr Huzardewski, ließ mich durch Herrn van Waaberghe bitten, ihn um 11 Uhr zu besuchen, doch ließ mir später Herr van Waaberghe sagen, ich solle nicht hingehen, sondern zu ihm kommen. Als

ich um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr dorthin kam, sagte er mir, der Statt-
halter sei zum Grafen Solowkin eingeladen, was ihn
verhindere mich zu empfangen. Er bat mich, ihm das
Portrait meiner Mutter, das des Fürstprimas und
die anderen, die ich gemalt habe, zu zeigen. Alle fan-
den seinen Beifall, nur das des Primas erschein ihm
nicht ähnlich. Von einem Danziger Dilettanten Husland
zeigte er mir Arbeiten, Simon und Perikles nach dem
Stich von Simon Vouet, eine Tabatsdose und einen
Ring mit dem Bildnis des Königs Stanislaus. Die
Zeichnung ist sehr fein, doch taugt das Kolorit nichts.
Der Diener Herrn von Waasberghes meldete, Mons.
Gerdis wüßte mich zu sprechen. Als ich zu ihm hin-
überkam, traf ich den Starosten Ledikowski bei ihm, der
die Porträts des Fürstprimas und des Palatin zu
sehen wünschte. Als er beide betrachtet hatte, sagte er,
er fände das Bild des Palatin ähnlicher als das des
Primas. Die Mad. Rottenburg fand er sehr gut ge-
troffen, besonders aber gefielen sie Mad. Gerdis.

Um 9 Uhr ging ich zum Fürstprimas. Die alte
Dame war da, sie ist sehr dick und fast nackt unter
ihrer Enveloppe. Ich zeichnete an der Kleidung des
Primas, und um 11 Uhr begann ich am Kopf zu retu-
schieren. Er fand das Portrait heute ähnlicher als gestern.
Er ist nichts weniger als bigott und glaubt, daß alle
Religionen ihre Licht- und Schattenseiten haben und daß
diejenige die beste sei, die uns lehrt, Gott und unseren
Nächsten zu lieben. Seinen Andreasorden gab er mir
mit. Die sehr hübsche junge Demoiselle Gcalath, die
französisch spricht, kam zu ihm und ein französischer
Kavalier. Er möchte, daß ich ihm sein Portrait, sobald
ich es nach meiner Skizze gemalt habe, stechen ließe.
Ich versprach, wenn ich es gemalt habe, mit Herrn
Schmidt (Georg Friedrich, neben Chodonwieki, der bedeu-
tendste Kupferstecher Berlins im 18. Jahrh.) zu sprechen
und ihm, falls dieser es machen wolle, dann zu schreiben
und seine Adresse zu schicken. Auch sagte ich ihm, daß
er für ein Portrait in Druckgröße des großen Adler-
papierses 1000 bis 1500 Gulden nehme.

Nachmittags arbeitete ich an der Kleidung des Pa-
latin Przebendorfski. Seine Sitzung ist auf morgen
11 Uhr verlegt.

1. Juli. Um 8 Uhr kam Mons. Peltre, um sich malen
zu lassen. Ich begann sein Portrait. Er ist dreimal in
Rußland gewesen, vor wenigen Monaten kam er erst
von seiner Reise nach Moskau zurück, er scheint ein gut
situirter Junggesell zu sein. Man habe Nachricht, erzählte er,
daß der König von Preußen durch Rußland und andere Mächte
veranlaßt worden sei, der Stadt Danzig ihren Hafen zu
lassen und seine Truppen auf 6 Meilen hinter Danzig
zurückzuführen. Beim Weggehen fragte er mich, ob ich
Geld brauche, ich antwortete ihm, die Bezahlung erfolge
erst nach Vollendung des Porträts.

Um 11 Uhr ging ich zum Primas. Ich gab ihm seinen
Andreasorden zurück. Das rote Gewand habe ich in
etwas verblühenerm Rot gemalt, das Gesicht aber rot
untermalt, beides zur vollen Zufriedenheit des Primas
und seiner Intendantin. Dann löste ich das Portrait
von dem Papier, auf das es gelehnt war, und kratzte
ein wenig das Rot ab. Das bemerkten Alle, und der
Primas frug mich, was ich da mache. Ich zeigte ihm,
daß ich Farbe auf die andere Seite gesetzt hätte und
erklärte, ich tue dies, um das Rot haltbarer zu machen.
Dies erschien ihm und den anderen verständlich. Die
Demoiselle, die gestern kam, war Demoiselle Grodeck,
die Tochter des Bürgermeisters. Dann ging ich zur
Palatine, die mich schon erwartete.

Sie frug mich, ob ich das Bild des Palatin da hätte;
ich zeigte es ihr und sie fand es sehr ähnlich, ebenso
das des Primas. Ich arbeitete an dem ihrigen, sie be-
merkte, es beginne bereits ihr zu ähneln.

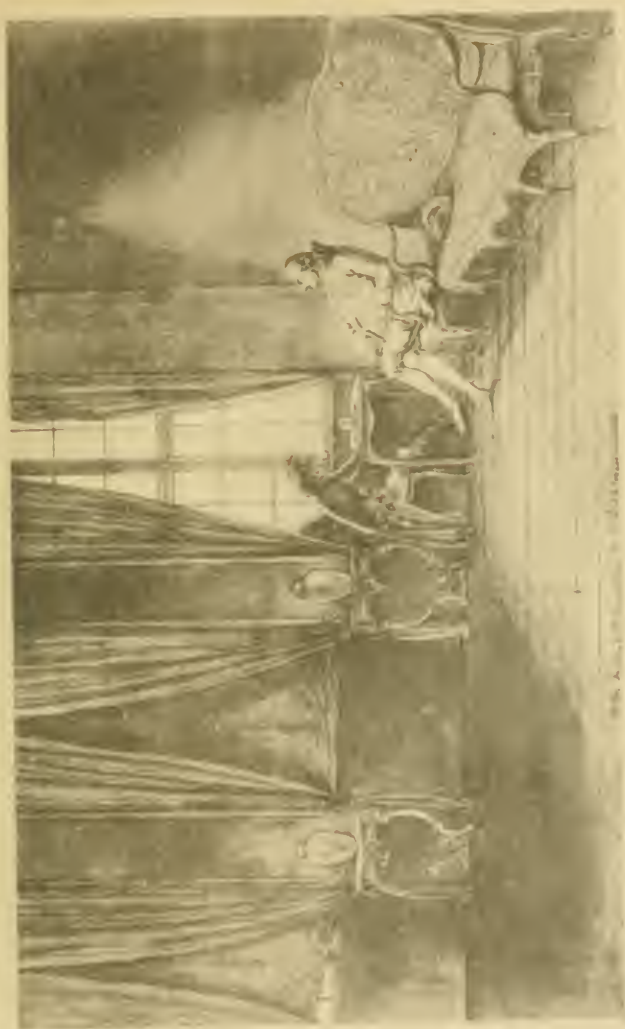
Um 12 $\frac{1}{2}$ war ich bei Mons. Gerdis, der mich durch
ein Billett gebeten hatte zu seiner Frau zu kommen,
da sie mir ein Geheimnis mittheilen wolle. Das Geheimnis
besteht darin, daß sie gemalt sein will, ich soll hierzu
am Samstag zu ihrer Schwester kommen.

Um 2 $\frac{1}{2}$ bin ich hingegangen und habe ihr Portrait
begonnen. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der verstorbenen
Dame Duin. Mons. Gerdis, der auch anwesend war,
erzählte, daß Mons. Boquet zu ihm gekommen sei, um
mich zu sprechen, da er bei mir zu Hause erfahren habe,
ich sei bei ihm. Er wollte gern das Bild der Mad.
Rottenburg sehen. Mons. Gerdis hat ihm gesagt, ich
sei nicht mehr bei ihm, ich sei morgens dagewesen und
habe ihm das Bild gezeigt, welches sehr ähnlich sei.

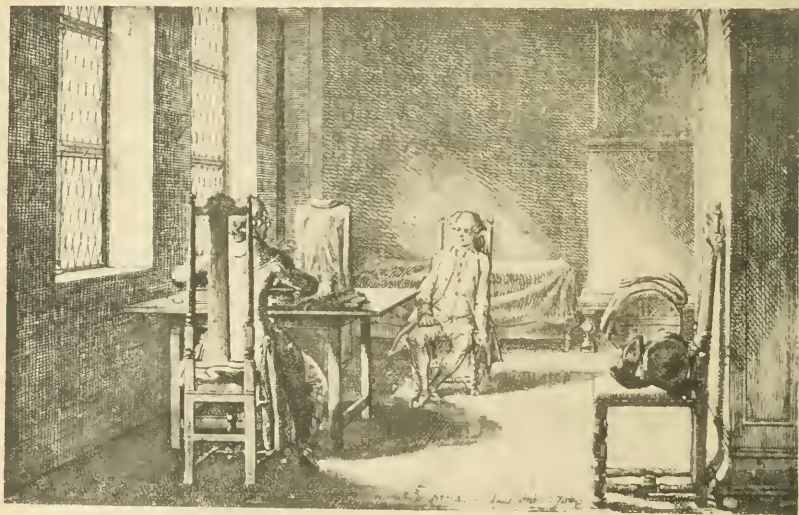
Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr kam ich nach Haus zurück. N. B. der
Starost, der immer bei Mons. Gerdis ist, heißt Led-
kowski, und der junge Mann, der Dienstag abend dort
speiste, heißt Legier und ist von Hamburg gekommen.
Meine Tante war in Gesellschaft bei der Familie Kul-
merus. Anlässlich des Vorübergehens des Primas am
Hause, in dem sie sich befanden, sprach man auch von
mir. Ich sollte demnach wohl den Doktor Kulmerus
besuchen, zumal da er ja bei mir gewesen ist, wo er
Kaffee getrunken haben soll. Ich mache mir noch
keine Gedanken deswegen, aber ich versprach hinzugehen.

2. Juli. Ich erhielt Nachricht von Berlin.

Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr kam Mons. Peltre. Früher hat er
mehrere Porträts hübscher Demoisellen besessen, die er
hatte eintahmen lassen, doch einstmals, als er gefährlich
erkrankt war, hat er sie alle vernichtet. Er wollte nicht,
daß man sie nach seinem Tode fände; wenn Mad.
Mathis erfuhr, daß er sie malen lassen wollte, würde
sie ihm das nicht verzeihen. Ich ergriff diese Gelegen-
heit, um ihm zu sagen, daß seine Forderung mir nicht
konvenire, und er gelangt mit Alodann, daß ich dies



Chodowiecki porträtirt den Wejuoden Graf Ignaz Franz von Przeboudowski.



*Das älteste Fräulein von Rosenberg, Tochter des Rittergutsbesizers von Rosenberg. —
Chodowiecki porträtiert in seinem Zimmer den Kaufmann Paul Peltre.*



*Chodowicka malt am 30. Juni das Miniaturbildnis des Fürst Primas. Die junge Dame, die dem Primas den Armel
kauft, ist Demoiselle Gralath, rechts der Chevalier Du Boulour.*



*Madame Gerdts sitzt sich am 3. Juli in der Wohnung ihrer Schwestern, der Damen Kammerer und Claude,
von Chodowicki porträtieren.*

erste sei, der soviel Delikatesse des Oewissens besäße, um ihm das zu verweigern. Er hat, seitdem er die Porträts vernichtet hat, sich verschiedene andre wieder anfertigen lassen.

Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr machte ich Visite bei Mons. Boquet. Ich zeigte ihm die angefangene Porträts mit Ausnahme der des Herrn Peltre und der Mad. Herdis. Er hat Verse gemacht und wünscht, daß diese unter die Bilder gesetzt würden. So z. B. unter das des Primas:

„De Podoski ce brillant équipage

Vous dit quel rang a vos yeux;

Le rang qui lui convient dans tout cœur généreux,
Vous le lisez sur son visage.“

Er hat mich für Montag zum Diner eingeladen und will nach dem Diner mit zu den Demoisellen Rosenbergs führen, die sehr aimable und berlieulich sein sollen. Von hier aus ging ich zu der Palatine, deren Porträt ich vollendete. Ich versprach ihr, es zusammen mit dem ihres Gemahls anfangs nächster Woche zu bringen. Sie sagte mir, wenn ich morgen zum Residenten von Velen zu gehen wünschte, so brauche ich bloß zwischen 8 und 9 Uhr zu ihr zu kommen, sie würde mich dann durch einen ihrer Diener dorthin führen lassen.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei den Damen Kämmerer und Claude, Mad. Herdis war noch nicht da, man ließ sie holen, dann kam sie. Sie erzählte mir, sie habe geträumt, der junge Mann, den ich jetzt male, sei der junge Obison. Ich ließ sie bei diesem Glauben.

Um 4 Uhr kam ich nach Hans, und wir, meine Mutter, meine älteste Schwester und ich gingen Herru Sabritinus zu besuchen, der uns sehr gut ausnahm. Er zeigte mir das Porträt seines Schwiegervaters, des Pastor Jenin, von Sabritinus selbst ziemlich schlecht gemalt. Zu Hans arbeitete ich noch ein wenig.

3. Juli. Um 8 Uhr ging ich zu Mons. Peltre, um ihn zu malen. Ich wollte verhindern, daß er zu mir käme, da ich schon um neun Uhr zur Palatine gehen wollte. Er lag noch im Bett. Im Stiegenhaus hängt ein Gemälde mit Widpriet, das von einem guten flämischen Maler zu sein scheint, mit Figuren von Jordans. Ebenso ein Triumphzug Silens von van Valen, ein Gemälde mit Tieren, das an Pergem erinnert. Er hat in goldenen Rahmen die 14 französischen Höfen (Niederungen von Caliot), die er zum Preis von 1 Louis 9 das Stück aus Paris erhalten hat. Auch seine Familie, von Messel gemalt, zeigte er mir. Die Figuren sind von außerordentlicher Länge und schlecht gezeichnet, doch sind die Köpfe ziemlich hübsch gemalt. Auch hat er eine Porträtszeichnung von demselben Meister nach dem Stich der beiden Freunde, die Männer im mohrischen Habit sind ziemlich schlecht gemacht. Von Teresi hat er den Kopf eines jungen Mädchens mit Hut

Von ihm ging ich um 9 Uhr zur Palatine, die mich mit einem ihrer Heidenen zu dem Kammerherrn Hugardevisti schickte, dessen Sammlung ich sehen wollte. Er hat einen sehr schönen Kopf eines alten Mannes von Rembrandt, eine gute Kopie nach Raffael, die Jungfrau mit 2 Kindern, eine stark beschädigte Andromeda eines Italieners, von der er sehr viel hält, eine gute Miniatur, eine bl. Jungfrau, 2 Piecen, Pländerungen darstellend von Chabillon, 2 gute, aber stielige Tierstücke, die mir von Van der Kabel zu sein schienen, sie sind gut gemacht, aber stark nachgedunkelt. Ein gutes Bildnis eines plämischen Meisters, vielleicht Moetsfeld (?), ein Martirium eines Legionärs von Diepenbeek, zwei sehr schöne, aber kleine Ansichten von Enon von Grewentel, 2 Piecen mit Halbsfiguren des Konzertes von Kane (?), ein sehr gutes Bruststück von van Denen, einen wunderschönen Kopf mit Hut von Rembrandt, ein Stück von Peltre, Banen in einer Tabagie darstellend. Er priess mir einen Firnis von in Wasser aufgelöstem Gummiarabikum. Ich erklärte ihm die Nachteile, die dieser hätte. Auch einen Gürtel zeigte er mir, der den im Wasser Gesunkenen vor dem Ertrinken bewahren soll.

Es wurde mir gemeldet, die Kammerherrin Mad. von Keyserling wünsche mich zu sprechen. Ich war dort, sie will sich malen lassen. Vor 20 Jahren ist sie bei meiner Mutter in die Schule gegangen. Sie erinnert sich noch recht genau an das Gesicht meiner Mutter, das sich, nach meiner Miniatur, seitdem nicht verändert haben soll. Donnerstag nachmittag um 2 Uhr soll ich ihr Porträt beginnen.

Von da ging ich um 11 Uhr zu Mlle. Kämmerer, wo ich Mad. Herdis schon antraf. Ich arbeitete an ihrem Porträt weiter und zeigte das des Mons. Peltre, den man erkannte; dies bewies, wie man sich getäuscht hatte, als man glaubte ich male Mons. Obison.

Um 2 Uhr kam Mons. Peltre und saß bis ziemlich gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr. Ich wollte ausrücken, um mein Pferd zu bewegen, doch war es zu requerrisch.

Mons. Hugardevisti hat zwei Profilbildnisse von Männern, die gut zu Eizlans Zeiten gelebt haben könnten. Der eine ist im Panzer mit einem Pferdeköpf im Hintergrunde, der andere ist im bürgerlichen Gewand. Beide sind in Stollen in farbigem Wachs modelliert, aber mit solcher Smeisse und Naturtreue, die alles andere, was ich in der Art gesehen habe, übertrifft.

4. Juli. Das Porträt der Mad. Herdis habe ich etwas retuschirt und das der Palatine Prebenowska beendet.

Um 8 Uhr ging ich in die Peterskirche, wo ich den Pastor Jenin hörte, einen alten Mann von gutem Aussehen, dem das von Herrn Sabritinus gemalte Porträt, das sich bei Pastor Sabritinus befindet, nicht sehr ähnelt. Er predigt gut, aber mit affektierter Stimme, wie alle

Danziger Prediger. Auf dem Rückwege sah ich mit die Katharinenkirche in der Altstadt an. Dies ist die Kirche, die das zweite Glockenspiel hat. Sie ist lutherisch. In Gemälden sieht man hier nur einen Christus auf einem Eselsfüßen in Jerusalem einreitet. Dies befindet sich unter der Orgel links vom Altar. Das Stück ist ganz gut in den Farben, nur hier und da etwas zu braun. Man sieht darauf sehr gute, aber auch sehr schlechte Köpfe, die Zeichnung selbst taugt nichts. Der Ausdruck in den Gesichtern ist flach. Es wirkt im ganzen konventionell.

Ferner sind noch zwei Gemälde auf Holz vorhanden, die von mehreren hier genannten Personen der Kirche gestiftet wurden, mit folgenden Darstellungen: der Herr ruft die Mühseligen und Beladenen. Es ist nicht schlecht gemalt in der Art des de Bruyn, mit guten Köpfen und gut gezeichneten Gestalten, doch ohne viel eigene Erfindung. Ferner ist die Hure der Apokalypse auf dem Tier dargestellt mit vielen Menschen, die ihr zu Füßen liegen, Könige, Priester u. a. m. Ferner findet man hier einige gut gemalte Porträts von Geistlichen, darunter eines im Stile des Mons. Falbe. Von hier ging ich nach Haus zurück. Im Vorbeigehen betrachtete ich im Junkerhof noch ein wenig das große Gemälde des jüngsten Gerichts, auf dem sich viel Schönes befindet. Nachmittags arbeitete ich noch ein wenig. Um 4 Uhr ließ mich Mons. Voquet bitten, den ihm zugedachten Besuch auf Dienstag abend und bei den Demoisellen Rosenberg auf Dienstag nachmittag zu verlegen. Ich dankte ihm.

5. Juli. Der Schneidergeselle Schmidt hat mir einen Brief für seine Mutter gebracht. Er kennt den Weg von Grüneberg nach Dresden, wieviel Meilen es sind von Grüneberg nach Görlitz weiß er nicht, aber von da nach Dresden sind 14 Meilen, von da nach Leipzig noch-mals 14. Die Wege sollen sehr gut und leicht einzuhalten sein.

Wegen des Regens und Windes konnten wir nicht spazieren gehen.

Um 8 Uhr ging ich aus, um die Pension für mein Pferd zu bezahlen. Seine Hinterfüße waren angeschwollen, weil es nicht geritten worden war. Braßch führte es in die Reitbahn, um es zu bewegen. Das hat ihm sehr gut getan.

Um 6 Uhr war ich bei meinem Glaser, um 8 viereckige Gläser für die begonnenen Porträts schneiden zu lassen. Er hatte an jedem Fenster (es waren deren 9 oder 12) seiner Werkstatt eine recht hübsch gemalte Scheibe. Auch solche, die aus Fenstern herausgenommen waren, zeigte er mir, mit sehr gut gezeichneten farbigen Figuren. Er sagte, sie seien von einem Manne Namens Ehlers.

Ich kaufte noch braunes und grünes Papier zum Aufziehen der Bilder.

Das Porträt der Mad. Rottenburg habe ich beendet und aufgezogen, ebenso das der Palatine Przebendowska; dann arbeitete ich weiter an dem des Palatin und begann das des Primas fertig zu machen.

Um 11 Uhr war ich bei Mad. Serdis, um mit ihrem Bilde zu Ende zu kommen. Sie lud mich für morgen zum Mittagessen ein, worauf ich ihr mittheilte, daß mich Mons. Voquet bereits eingeladen habe. Da kam Mons. Serdis und bat mich, ihm das Porträt der Mad. Rottenburg anzubetrachten. Ich tat es, und er brachte es, noch bevor die Sitzung beendet war, zurück.

Um 1 1/2 Uhr begab ich mich zu Pferd nach Strieß zu Mons. Rottenburg, um ihm das Porträt von Madame zu überbringen. Dort war eine junge Demoiselle, ich vermute eine Tochter des Mons. Mezel, und die Demoiselle Adalgunde Brunati. Diese fand das Porträt sehr ähnlich, doch als ich das der Serdis zeigte, erkannte es niemand, man vermutete, es sei jemand von der Verwandtschaft des Wojwoden. Als ich sagte, wen es vorstelle, fand man es sehr geschmeichelt, doch Demoiselle Rottenburg erklärte, sie habe schon sagen wollen, daß es Mad. Serdis sei, doch habe es sie getäuscht, daß Mad. Serdis eine andere Coiffüre trage als sonst. Ich zeigte ihnen die anderen Porträts, die alle ihren Beifall fanden, besonders das der Palatine Przebendowska fand man sehr ähnlich und erkannte auch Mons. Pelte. Ich machte ihnen den Vorschlag, die Köpfeporträts mit nach Berlin zu nehmen, und sie durch den Courier zurückzuschicken, was ihnen zusagte. Um 3 Uhr ging ich dort fort und begab mich nach Oliva. Der Abbé, dem ich einen Besuch machen wollte, war nicht zu Haus. Ich ließ mir dann die Jakobskirche öffnen, eine kleine, aber sehr hübsche Kirche, sie ist sehr reich dekoriert. Ein Gemälde von van Dyck, die heilige Familie darstellend, ist ein Geschenk Mons. Rottenburgs. Es ist ein schönes Bild, die Gestalten in Lebensgröße und ganzer Figur, der Kopf der Jungfrau, fast Profil, ist sehr schön und gut erhalten. Sie hat schwarzes Haar und betrachtet mit Wohlgefallen den kleinen Jesus, der, die Augen auf sie gerichtet, den kleinen Johannes liebkost. Zu Füßen des kleinen Heiligen liegt ein Lamm. Sanct Joseph sitzt hinter der Jungfrau und hat den Kopf in die Hand gestützt. Das Gemälde ist teilweise gut erhalten, teilweise aber auch verdorben und restauriert. Die Köpfe der Jungfrau und des Joseph sind gut, der des Jesus leidlich erhalten, aber sein linker Arm ist ganz entstellt. Der kleine Johannes ist von sehr angenehmer Farbe, die linke Hand der Jungfrau, die auf eine Säule gestützt ist, ist ganz bleich. Auch Körper und Beine des Kindes haben sehr gelitten, doch das hindert nicht, daß dies ein sehr schönes Bild ist, das, wenn ich mich nicht irre, von Bolstwert gestochen wurde. Aber dies ist auch das einzige hier; der ganze beträchtliche Rest ist den Teufel nichts wert.



Chloubecki begibt sich am 2. Juli mit Mutter und Schwester nach dem Buttermarkt, um dem dort wohnenden Pastor der franzosischen Gemeinde in Danzig, Herrn Ludwig Jakob Fabritius, einen Besuch abzustatten.



Der Pastor Jenin, Schwiegervater des Pastors Fabritius.



Der Glaser, der die Gläser für Chodowieckis Miniaturbildnisse schnitt.



Die Demoiselle Metzler, eine Nichte des Herrn von Rosenberg.

Pastor Jenin, Schwiegervater des Pastors Fabritius, gleichfalls Prediger an der französischen Pfarrkirche Sankt Peter. — Der Glaser, der die Gläser für Chodowieckis Miniaturbildnisse schnitt. — Demoiselle Metzler, eine Nichte des Herrn von Rosenberg.



*Die Gemahlin und die vier Töchter des Herrn von Rosenberg empfangen am 6. Juli in ihrer Villa
vor dem Olivier Thor den Besuch Chodowieckis und des Pastors Boquet.*



Der Leuchtturm von Weichselmünde, den Chodowiecki am 5. Juli besuchte. — Chodowiecki arbeitet am 6. Juli am Bildnis der Gemahlin des Kammerherrn Grafen von Keyserling.

Von hier aus war ich in der großen Kirche, die auch sehr reich verziert ist und gefüllt mit Gemälden, aber ich sah nur ein einziges gutes, von einem italienischen Meister, dessen Namen ich nicht mit Sicherheit angeben kann, doch könnte es sehr wohl von Giordano sein. Es stellt den toten, in einer Grotte liegenden Christus dar, der von zwei Engeln angebetet wird. Es ist ein Stück von außerordentlicher Schönheit, gut gezeichnet, komponiert, gemalt und erhalten. Der Ausdruck in den Gesichtern ist gut wiedergegeben. Christus halb liegend, halb sitzend, den Körper gegen den Felsen gelehnt, die Reime ausgestreckt, die rechte Hand auf den Schenkel gelegt, dies alles ist mit großer Zartheit gemalt, aber mit viel Schatten, so daß die Figur gut heraustretet. Die unbestimmte Farbe ist nicht unangenehm und auch nicht übertrieben. Der Kopf ist schön, der Körper, Arme, Beine, Knie, Schenkel alles sehr natürlich und in hellem Tageslicht. Die beiden Engel auf der andern Seite des Bildes sind in kräftigen Farben gemalt, die Gewänder sind bunt. Dieses Bild ist länger als hoch und ist in einer Nischenkapelle posiert und stark beleuchtet, was ihm sehr wohl tut. Auf diese Weise macht es außerordentlichen Effekt. Die andern in großer Anzahl vorhandenen Bilder taugen alle nichts.

Es gibt hier eine Unmenge kleiner Altäre, von denen einige sehr originell sind, was die Architektur anbelangt. Als ich die Kirche verlassen wollte, begann ein Mönch vom Orden der Zisterzienser eine Unterhaltung mit mir. Er hatte mich für einen Polen gehalten und war erstaunt darüber, daß die Polen noch nach Danzig kämen, trotz des hohen Jolles, den sie dem König von Preußen zahlen müssen. Auf meine Frage, ob viele Brüder in seinem Kloster seien, sagte er, gegenwärtig seien es zu viele, da der König ihnen ihre Revenüen so stark herabgesetzt habe.

Von hier aus war ich im Garten des Abtes, wo ich nichts Bemerkenswerthes entdeckte, sowohl was die Größe als die Anlage anbetrifft. Eine große und zwei kleinere Fontänen sind da und 4 Wasserfälle, die aus Felsstein hervorquellend über sehr hübsch arrangierte, mit Moos und Wasserpfützen bedeckte Steine herabstürzen.

In den zwei Galerien, die sich an beiden Seiten der Fassade des Gebäudes erstrecken sind schlechte Comaieur Gemälde angebracht. Beim Fortgehen trat ich in eine Schenke, wo ich eine Flasche Bier trank und ein Brotchen aß. Dann eilte ich nach Weichselmünde. Ehe ich dort ankam, näherte ich mich der Küste. Das Meer war vom Sturm heftig bewegt. Es ist ein schönes Schauspiel, die aufeinanderfolgenden Wellen zu beobachten, die sich, Schaum bildend, eine an der andern brechen. Die Farbe ist ein gelbbraunliches Grün. Man sah viele große Schiffe, die draußen vor Anker lagen, da sie der Stadt des Sturmes wegen nicht näher kommen können

Weitergehend kam ich an die Weichsel, wo ich ebenfalls viele Schiffe sah. Hier ist sie nicht so breit, aber an ihrem Ufer sah ich eine Erde, die ausfas, als sei sie mit viel Wasser vermischt und sei dann dem festen Lande entlang laufend, eingetrocknet, wäre dann in Stücke gesprungen, die oft voneinander getrennt, meinem Pferde und selbst mir Angst einflößten, daß wir dort versinken könnten. Weiterhin erblickte ich den Leuchtturm, der von beträchtlicher Höhe, verhältnismäßig breit und oben platt ist. Er ist aus Ziegelsteinen erbaut und mit Kalk überlüncht. Oben befindet sich der eiserne Krahn. Dieser Turm ist ganz von Bäumen und einem Pallisadenzaun umgeben, er steht auf einer kleinen Anhöhe, was ihm ein sehr angenehmes Aussehen gibt.

Endlich kam ich nach Weichselmünde, einer kleinen, von Wasser und Sumpf umgebenen Festung. In ihrer Mitte erhebt sich ein kleiner, runder weißer Turm, die Festungsmauern sind rot. Er liegt etwas abseits, sodas man schon von ferne die Schilderwachen patrouillieren sieht. Da es schon spät und mir der Weg unbekannt war, kam ich nur bis in die Nähe und informierte mich über den kürzesten Weg, der zur Stadt zurück führt. Ich kam durch Neu-Schottland (einen sehr hübschen Ort mit artigen Landhäusern: von preussischen Soldaten bewacht), durch die Allee, die von Langfuhr zur Stadt führt und war dann um 8 Uhr zu Haus.

6. Juli. Ich begann mein Tagebuch mit Schreiben nach Berlin, wozu ich den Brief des jungen Schmidt an seine Mutter sandte. Ich teilte mit, daß ich noch zwei Porträts angefangen habe und im Begriff sei, ein drittes zu beginnen, aber mein möglichstes tun würde, um Ende nächster Woche abreisen zu können. Das Porträt des Palatin Prebendorffs habe ich vollendet und an dem des Primas gearbeitet. Mons. Veltre ließ sich entschuldigen. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr speiste ich bei Mons. Berdis mit den Damen Claude und Kammerer und Mons. Wolters. Man erzählte mir, daß Mons. Mara sich von neuem Unannehmlichkeiten mit der Verwaltung zugezogen habe, da er sich weigerte, sich am Brandenburger Thor visitenen zu lassen. Man zeigte mir ein Miniaturporträt der Mad. Berdis von Herrn Kleins Sohn in Öl gemalt, ebenso das Miniaturbild der Kammerherrin Mad. von Kersseling von einem gewissen Schults, welches abschlechtig ist.

Um 3 Uhr war ich bei genannter Dame und begann ihr Porträt. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr kam ich wieder nach Haus, wo ich den Pastor Poquet erwartete, der mich um 5 Uhr zu den Damen Rosenbergs abholte. Dies sind vier Weichseln, von denen die älteste und die jüngste sehr hübsch sind. Die älteste ähnelt sehr der Prinzessin Jermand in ihrer Jugend. Sie haben eine französische Gouvernante, eine Demoiselle Aubonne aus Berlin, die von einer Madame Carn (?) erzogen worden

sein soll, und die aus Papier mit außerordentlicher Feinheit und Sorgfalt sehr hübsche Kränze und Blumen arbeitet. Sie haben den „Paroc“ und „Les russes“ (zwei Kupferstiche von Chodowierki). Bei Mons. Lohrmann haben sie zeichnen gelernt, aber sie sind nicht zufrieden mit ihm. In einem der Zimmer hängen Stücke, in einem anderen Bilder, aber unter den ersteren ist nichts Besonderes, unter den letzteren nichts Gutes. Sie haben mich für Freitag vormittag eingeladen. Um 7 Uhr verließen wir sie, nachdem wir noch ihren Garten gesehen hatten, der sehr hübsch ist, wenn auch die Figuren, von denen ich glaube, daß sie von Meißner sind, nichts taugen. Wir begaben uns zu Mons. Boquet, wo wir Mad. Ercott fanden und Mad. und Mons. Koß mit zwei Demoisellen. Während des Essens erschien Mons. Orschow. Um 10¹/₄ verließen wir die Gesellschaft. Mons. Boquet hat sich von Mons. Schmidt, Schüler und Schwiegersohn von Gabritius, in Pastell malen lassen. Ebenso wie beim Porträt seiner Frau ist eine Ähnlichkeit vorhanden, trotzdem ist es schlecht. Er besaß auch das Porträt des Mons. Saine, welches sehr ähnlich sein soll, doch hat er eine säuerliche, widerwärtige Miene und gelben Teint, aber schöne Haltung und die Malerei daran ist gut. Doch scheint es mir für ein Werk von Monf. Lefant nicht gerade bedeutend zu sein. Auch ist es durch Abwaschen stark beschädigt.

Hier in Danzig soll ein junger Bildhauer namens Eggertsen gelebt haben, der sehr geschickt gewesen sein soll; man vermutet, daß die zwei Gruppen bei Lohrmann von ihm stammen.

Man ist sehr unzufrieden mit Mons. Lohrmann, weil er die Bilder der Schiffe, für die er das Geld auf Subscription im voraus erhalten, noch nicht vollendet hat, wie er es seit langem versprochen. Er legte die Subscription auf, als in Danzig die Unruhen wegen der Landesländer des Königs von Preußen begannen, die dieser zurückverlangte, und als viele Leute Pässe von Herrn Jung brauchten; da Lohrmann im Hause des Befragten viel aus und ein ging, versuchte man, sie durch seine Vermittlung zu bekommen, man opferte deshalb fünf, acht und zehn Dukaten, um ihn sich günstig zu stimmen.

7. Juli. Um 7 Uhr kam Mons. Lefier sich malen zu lassen. Er fragte nach dem Preis, ich antwortete acht Dukaten, er wird um 4 Uhr wiederkommen. Ich machte das Bild des Primas fertig, beschchnitt es und legte es unter Glas ebenso wie das Porträt des Palatin und der Palatine Przebendorfska. Um 11 Uhr war ich bei der Kammerherrin von Kepsfeling, sie stieg gelieren nach dem Preis der Porträts. Acht Dukaten.

Um 12¹/₂ Uhr war ich bei der Palatine und brachte ihr die beiden Porträts und die Armbänder. Sie sagte mir, sie fände die Malerei sehr gut, das Porträt ihres Gatten sehr ähnlich und das ihrige geschmeichelt, doch sagte sie das mit einer Miene, die ausdrückte, daß ihr

das durchaus nicht mißfiel. Als sie mich bezahlte, versicherte sie mir, sie würde immer und überall sagen, sie habe zehn Dukaten bezahlt. Auch daß die Komtesse Czapska sie gebeten habe, mich zu ihr zu schicken, sagte sie, und daß sie mich von einem Domestiken dazu würde abholen lassen.

Nachdem ich sie verlassen hatte, ging ich zum Primas, um ihm sein Porträt zu bringen, er war bereits bei Tisch, deshalb zog ich mich zurück. Ich ließ mich von dem Domestiken der Palatine nach dem Damm führen in ein gelbes Haus fast am Ende links an der Ecke in die zweite Etage. Auch hier war man bereits bei Tisch, trotzdem wurde ich gemeldet. Eine junge Dame, die ich für die Hausfrau hielt, erschien und führte mich in ein anderes Zimmer. Ich begrüßte sie und sagte, die Palatine habe mich geschickt. Sie erwiderte, sie sei nicht die Dame des Hauses, aber eine ihrer Freundinnen, sie ließe sich entschuldigen, um 1 Uhr könne sie nicht sitzen, doch könne dies morgen zu jeder von mir gewünschten Zeit geschehen. Ich sagte ihr, daß ich um 11 Uhr wiederkommen würde und ging heim. Meine Schwester bat mich um das Porträt des Primas und meiner Mutter, da sie sie dem Pastor de la Motte zeigen wollte. Ich gab ihr diese und meiner Tante die Porträts der Königin von Schweden, der Prinzessin von Dessau, die sie Mons. Mädelar zeigen wollte, der Lust habe, seine Tochter malen zu lassen. Ich kehrte zu der Mad. von Kepsfeling zurück. Sie erzählte, es ginge ein Gerücht um, der König halte Fahrwasser besetzt, das für die Stadt von Wichtigkeit sei. Von hier ging ich wieder nach Haus, wo ich Mons. Lefier vorfand, der mich erwartete. Ich begann sein Porträt und bestellte ihn auf morgen früh 6 Uhr wieder.

Ein Bonmot: Ein Mennonit trifft einen anderen Mennoniten, der auf einem kleinen Wägelchen zur Stadt kommt und ohne Überrock nur mit Weste bekleidet ist. Der erstere fragt ihn: Was sind Sie vor einer Landsmann? Antwort: Ich bin von West-Preuße (der König nennt seine Eroberungen in Polen Westpreußen). Warum sitzt jeh denn so in der Weste? Antwort: Eben deswegen, weil ich von Westpreuße bin, der König von Preuße hat uns den Rock utgetrocken um man de Westen hett he ons gelatten.

Ein anderes: Der General von Stuttersheim, durch Schottland (kleiner Ort in der Nähe von Weichselmünde) reisend, sieht einen Mennoniten im Hausgewand vor seiner Thür, seine Pfeife rauchend. Auf die Frage, wer und was er sei, wird ihm geantwortet, er sei Mennonit. Der General, begierig, von ihm selbst zu erfahren, was sein Glauben sei, fragt ihn, was er mache. Er antwortet: Ich handele so een beetiken. Womit denn? Eh, met allerhand Saacken; zugleich zeigt er ihm allerhand Kleinigkeiten, wie Bänder, Schnürsenkel usw. Was



Das Abendessen am 6. Juli bei Pastor Boquet, bei dem außer Clodowitschs auch Herr Grischow, Madame Scott und das Ehepaar Hoß mit zwei Töchtern anwesend sind.



Demoiselle Chrzaszczowska und Pater Mathis. — Eine Danziger Bürgerfrau. — Chodowiecki zeichnet den Kaufherrn Texier am 7. Juli.

glaubt ihr denn? frug ihn der General. Ja, det darff ich wohl nich sagen. Warum denn nicht? Jo, ich würden böse wären. Er warum? sagt nur. Ich, ich glowe, wir wären alle arme Liede wren.

Als der König den Primas fragte, warum er nicht in Polen sei, antwortete ihm dieser: Eure, meine Gesundheit erfordert, daß ich beständig in freier Luft atme.

Eines Tages sagte der König zum Primas beim Fortgehen: Betet zu Gott für mich, damit ich in das Paradies komme. Der Primas, der ein Stück Land, das Paradies genannt, besaß, das sich auf vom König ererbtem Boden befand, antwortete: Seit Ew. Majestät im Besitz des Paradieses ist, habe ich dort nichts mehr zu sagen.

In Oliva sprach ein Mönch mit mir von den gegenwärtigen Vorgängen, er sagte: Der König von Preußen gibt uns brave Soldaten, die werden uns beschützen, daß man uns nicht noch das, was er uns gelassen, nehme.

Am 6^{ten}, kam Mons. Felice. Wir setzten das Porträt fort. Er frug mich nach einer Dame, die von Mons. Jordan geerbt haben soll.

8. Juli. Um 10 Uhr war ich beim Primas, den ich nicht zu Hause traf. Von da ging ich zur Gräfin Caspka, einer geborenen Prinzessin Sangierka. Sie erzählte mir, sie habe das Porträt des Wojwoden von Pomerellen und das der Wojwodin gesehen, fände aber das erste ähnlicher als das zweite, man erkenne sie wohl, doch seien die Augen nicht ganz richtig, sie glaube gern, daß es sehr schwer sei, jemanden richtig zu treffen, schon mindestens zwölf Maler hätten versucht, sie zu malen. Ich antwortete, daß ich ja dann dies als Dreizehnter recht gut probieren könne. Auf ihre Bitte, ihr das Porträt des Primas zu zeigen, gab ich es ihr. Sie sagte, er habe eine sehr ernste Miene, zweifellos schlechter Nachrichten wegen, die er während des Malens erhalten habe. Ihr Gemahl, ein schöner Mann mit schwarzem Knebelbart und schwarzen stehenden Augen, trat ein. Sie ließ auch ihn das Porträt sehen und, soviel ich verstehen konnte, fand er es gut. Nach ihm erschienen zwei junge Demoisellen, die eine von beiden hatte ich gestern gesprochen, die andere war eine Bräutling mit einer großen schwarzen Haube. Während die erste die Hand der Komtesse mit vieler Bescheidenheit küßte, küßte sie ihr die andere wohl größtmal und versuchte auch ihre Knie zu küssen. Dies führte sie auch tatsächlich aus, küßte dann wieder die Hände, wieder die Knie. Die Gräfin küßte sie währenddem auf den Nacken und den Hals. Beim Abschied wurden dieselben Zeremonien wiederholt, alsdann küßte die junge Demoiselle noch die Hände und die Augen, während sie zur Tür ging. Ich hatte immer Lust, die Gräfin zu fragen, ob diese jungen Demoisellen allen denjenigen, die ihnen begehrten eine gewisse Anzahl Küsse

zu verabreichen gewillt seien, aber ich hielt mich zurück um nicht über Angelegenheiten, die ihnen Religion zu sein schienen, zu scherzen.

Indem wir von diesem und jenem redeten, frug mich die Komtesse, ob ich Mademoiselle Gouffeau aus Berlin kenne. Ich bejahte und sagte, daß ich in Gesellschaft mit ihr zusammengetroffen sei, und daß sie bei der Gräfin Ledikowska wohne. Die Gräfin sagte mir, daß die Demoiselle, die gestern mit mir gesprochen habe, ihre Tochter sei (sie war mit der Anstiehbaherin eingetreten). Ich machte meine Neugierz und fuhr fort zu arbeiten. Man hatte dem Grafen vorgeschlagen, sich malen zu lassen, aber er lebte es ab und Madame sagte, er fürchte das Gemaltwerden. Ich riet ihr, sie sollte ihn sich hier auf einen Stuhl niedersetzen lassen, dann würde ich ihn malen.

Das Porträt des Primas war auf dem Tisch liegen geblieben, man zeigte es Mademoiselle Ledikowska, die es sehr lobte, ebenso mehrere Herren, die auch eingetreten waren. Sie fand, daß ihm nichts als die Sprache fehle. Ich zeigte ihr den König, den man sehr ähnlich fand, aber die Komtesse erklärte ihn als zu schön, da sie das Porträt nach anderen, die sie von ihm besaß, beurteilte. Die anderen fanden, daß es gut sei.

Dann zeigte ich noch das Porträt der Kammerbetriu von Kesselring, die von allen erkannt wurde und die Porträts der Königin von Schweden und der Prinzessin von Dessau.

Endlich nach zwei Stunden Arbeit empfahl ich mich der Komtesse und kündigte dem Grafen an, nachmittags würde ich zu ihm kommen. Er antwortete: „Nai, nai!“ aber einer seiner Kavaliere sagte: „Er wird wohl kommen.“ Draußen kam mit Mademoiselle Ledikowska, die in einem andern Zimmer gewesen war, nach, um mit Adeu zu sagen. Um 4 Uhr erschien Mons. Felice, um sein Porträt vollenden zu lassen. Er bat, mich mit einem Auftrag an den alten Herrn Wenda beschwerten zu dürfen. Dann erzählte er mir, Graf Solowkin habe der Stadt durch eine Stafette mitgeteilt, daß man die Ansprüche des Königs auf Johanniswasser als gerecht anerkenne und mithin die Kaiserin nicht helfen könne.

9. Juli. Gestern habe ich mit jeder meiner Schwwestern um vier Dukaten gewettet, daß die Tante (wenn die Demoisellen Näher in die Kosterie gesetzt hätten, die gestern nachmittags in Langsübe gezogen wurde, und sie mit besagten Demoisellen dorthin gegangen wäre, um der Ziehung beizuwohnen) mindestens vierzig Taler gewonnen haben würde. Da ich die Wette verlor, wollte ich heute beim Frühstück meine Schuld bezahlen, was Veranlassung zu großem Wortwechsel gab. Endlich nahmen sie das Geld an, aber mit dem stillen Vorsatz, es mir gelegentlich doch wieder zurückzugeben.

Um 8 Uhr gingen wir, meine Mutter, Schwester Luise und ich in die Peterstraße, wo wir Herrn Pastor Sabrinus



Starosta Ledikowski w domu swym w Chodowiecu

Die Tochter des Starosten Ledikowski begrüßt Chodowiecki im Hause der Gräfin Czapska.



Christine ki kōshō ni tsuki ni yori die Gräfin C. um sie zu sehen. Links der Gemahl der Gräfin von Schlesien
Christine ki kōshō ni tsuki ni yori die Gräfin die Hände waschen. Links der Gemahl der Gräfin von Schlesien
Christine ki kōshō ni tsuki ni yori die Gräfin die Hände waschen. Links der Gemahl der Gräfin von Schlesien



11. 58.
Herr Humbert Gros



12. 58. M.
Herr Mila



13. 58. M.
Herr Eduard Friedrich Conradi

Herr Humbert Gros, Kantor an der französischen Kirche. — Ein englischer Kaufmann, dessen Bekanntschaft Chodowiecki im Hause des Herrn von Rosenberg machte. — Der Bürgermeister von Danzig Herr Eduard Friedrich Conradi und Herr Mila.

10. Juli. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr kam Mons. Legier, ich vollendete sein Porträt. Um 9 Uhr brachte ich Herrn Pelzer das feine und empfang das Geld dafür. Er zeigte mir das Porträt seines Großvaters, das von Dubuisson recht gut gemalt ist, es soll auch ähnlich sein. Von hier aus ging ich zu Mons. Rosenbergs, dessen Porträt ich begann. Der Gehring Kenners kam auch hierher.

Als ich nach Hause kam, hörte ich, Mons. Grischow sei dazugekommen, ohne zu hinterlassen, was er gewollt habe.

Mittags kam Mad. Gerdis, mich um das Porträt der Mad. von Kerseling und das der Komtesse Czapska zu bitten. Sie lud mich am morgen zum Diner ein, doch entschuldigte ich mich. Nach einer halben Stunde sandte sie die Porträts zurück. Sie ließ auch den Ring mit dem hl. Nepomuk holen.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei der Gräfin Czapska, sie befand sich noch unter den Händen ihres Coiffeurs. Ihr Porträt hat sie ihrem Kessen geschickt, einem kleinen zwölfjährigen Knaben. Er hat sie erkannt, aber zu dick befunden. Auch ihrem Dominkaner hat sie es gezeigt, der bei ihr war, er erkannte sie auch und lobte das Bild. Ich überbrachte ihr die Komplimente meiner Mutter und teilte mit, daß sie ihr die Folge unster Familienbilder bringen würde, das machte ihr Freude. Mons. Deisch kam und lobte das Porträt. Nach beendeter Sitzung wünschte sie, das Porträt des Königs zu sehen. Sie fand es sehr ähnlich und möchte es gern in Kupfer stechen. Auch die anderen Miniaturen hat sie sehen zu dürfen, während ich sie suchte, nahm sie mir das Portefeuille weg, damit ich ihr nichts verberge. Sie lobte besonders das Porträt der Mad. Weerde, ebenso auch das der Kerseling. Auch erkannte sie Mons. Legier, dergleichen Mons. Rosenbergs. Sie zeigte alle den anderen Anwesenden. Als sie an das des Vaters (im Familienkreise übliche Bezeichnung des Schwiegervaters) kam, rief sie aus „Wie häßlich“, es war die farbige Kopie. Trotzdem sagte ich ihr, es sei das Original und das Porträt meines Schwiegervaters. Als sie dies vernahm, entschuldigte sie sich vielmals. Endlich empfahl ich mich. Sie teilte mir mit, sie ginge aufs Land, Lame Mittwoch erst zurück und bestellte mich auf Donnerstag nachmittag wieder. Deisch hat um Erlaubnis, meine Mutter besuchen zu dürfen.

Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr ging ich von Hans weg um anzukommen. Ichritt den Wall entlang, vom hohen Tor bis an das Jakobstor, dies passierte ich und ging zu den Demoisellen Rosenbergs. Ich bat sie, mir das Gemählchen zu zeigen, das ich gemacht haben soll, doch konnten sie dies nicht, da ihr Vater nicht anwesend war, der es eingeschlossen hätte. Aber er sollte bald kommen. Während wir ihn erwarteten, zeigten sie mir ein Porträt ihres Vaters, das der jiddische Arzt gezeichnet hat. Einige Ähnlichkeit ist vorhanden, doch erscheint er viel zu jung. Ebenso zeigten sie ein Bildnis des zwölftelsten Fräuleins, ein betz-

lich schlechtes Amateurbüchchen. Eine Überlegung der Geßnerschen Idollen wurde mir auch vorgelegt, die in Lyon im Jahre 1762 gedruckt und mit ziemlich schlecht gezeichneten Bignetten Pouffins, von Batelet gezeichnet, versehen ist. Ich zeigte ihnen die Porträts, die ich bei mir hatte, sie erkannten das der Mad. Gerdis und lobten das ihres Vaters, ebenso wie das des Mons. Legier. Als der Vater ankam, ließ er mich zu sich kommen. Ich fand bei ihm den Bürgermeister und Magistratspräsidenten Mons. Conradi, dem er mich vorstellte. Dieser kam mir sehr freundlich entgegen, sagte mir, meine Verwandten hier seien die gottesfürchtigen und bishilg denkenden Leute in der reformirten Gemeinde, er kenne sie wohl, habe sie auch gesprochen, sie seien die besten Menschen. Er informierte sich auch über meinen Bruder und Mons. Hyeret, auch dieser sich etabliert habe. Auch lud er mich ein, ihn zu besuchen und versprach mir, falls ich Weichselmünde zu besuchen wünsche, einen Passierschein, den er in Wahrheit vor einigen Tagen erst einem preussischen Kapitän verweigert habe, ihn aber mir, in dem er immer ein Kind der Stadt sieht, noch zu verweigern, wäre ihm unmöglich. Ich zeigte ihm alle meine Porträts, doch machte es ihm einige Mühe, die Ähnlichsten aufzufinden.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr empfahl ich mich. Unten fand ich Mons. Misa bei den Damen, er ist in der Tat so klein, wie man mir erzählt hat. In der großen Allee begegneten mir die Damen Kämmeter, Claude und Gerdis mit Fromey und seinen Kindern, die auf der rechten Seite der Allee promenierten. Ich trat zu ihnen, um sie anzusprechen. Sie hatten geizert beim Primas souper, der außerordentlich zufrieden mit seinem Porträt sein soll, das er an der ganzen Tafel herumgezeigt hat. Die Dame Ohmschen (Hausdame des Primas) hatte gedürstet, sie erwartete mich heute um 11 Uhr, doch war niemand gekommen mich zu ihr zu rufen. Ich ging also und wandte mich nach dem Meere zu, doch da ich mich im Weg geirrt hatte, mußte ich umkehren und einen neuen einschlagen. Nahe am Meer gekommen, erblickte ich ein Schiff, das mit vollen Segeln näher kam, nach und nach sah man sie alle ein. Ich wollte mein Pferd ins Meer reiten, damit es die Küste bade, aber es hatte Furcht vor den Wellen, die gegen den Strand schlugen. Lange der Küste ritt ich hin bis nach Sahrawasser, das zwischen ein Kanal ist, den man gebaut hat, um die Weichsel mit dem Meere zu verbinden. Ich ritt Sahrawasser entlang, es war von vielen Schiffen, die hier günstigen Wind erwarteten, belebt. Endlich geriet ich an einen Plantagenau. Dann versuchte ich den Weg, der zur Stadt führt, wiederzufinden. Ich passierte Neu Schwetland, die große Allee, den Wall und war um 9 Uhr wieder zu Hans. Die Gräfin Czapska hatte um zwei Porträts gebittet, die sie jedoch nicht erhalten konnte, und Mons. Lehmann hatte mich besuchen wollen, als ich nicht zu Hause war.

11. Juli. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr ging ich mit meiner Mutter, meinen Schwestern und meiner Tante Justine in die Elisabethkirche, wo wir Herrn Pastor de la Motte hörten. Nach dem Gottesdienst wollte ich Monf. Wilhelm Junderts besuchen, doch war er nicht zu Hause. Ich ging also, nachdem ich noch die Marienkirche besucht hatte, heim.

Nach dem Mittagessen begab ich mich mit meiner Mutter, meinen Schwestern und der Magd nach dem Fischmarkt, wo wir uns für 1 Schilling pro Person über den Fluß setzen ließen, dann gingen wir bis an die Weichsel. Barren nennt man die fliegende Brücke, die man hier passieren muß. Kaum waren wir an die Weichsel gekommen, da traf auch schon die Treckschute von Weichselmünde ein, doch war sie bereits voll besetzt, so daß es unmöglich war, an Bord zu gelangen, man hätte riskiert ins Wasser gestossen zu werden. Die Leute drängten in solcher Eile vorwärts, daß wir kein Mittel fanden, hindurchzukommen. Also mußte am Ufer eine Stunde gewartet werden, bis die nächste Treckschute kam. Unterdessen hatte sich die Menschenmenge wieder vergrößert, es waren wieder genau so viel, wie das erstemal, aber da wir jetzt vor den anderen waren, kamen wir doch, indem wir uns schieben ließen, an Bord. Meine Mutter, meine Schwestern und die Magd gingen in die Kajüte, wo sich ein Tisch und an beiden Seiten Bänke befanden. Die zwei Bänke waren besetzt und auf dem Tisch saß man von beiden Seiten Rücken an Rücken, hier und da auch einer auf dem anderen. Vorder- und Hinterteil des Schiffes waren mit stehenden und sitzenden Menschen angefüllt.

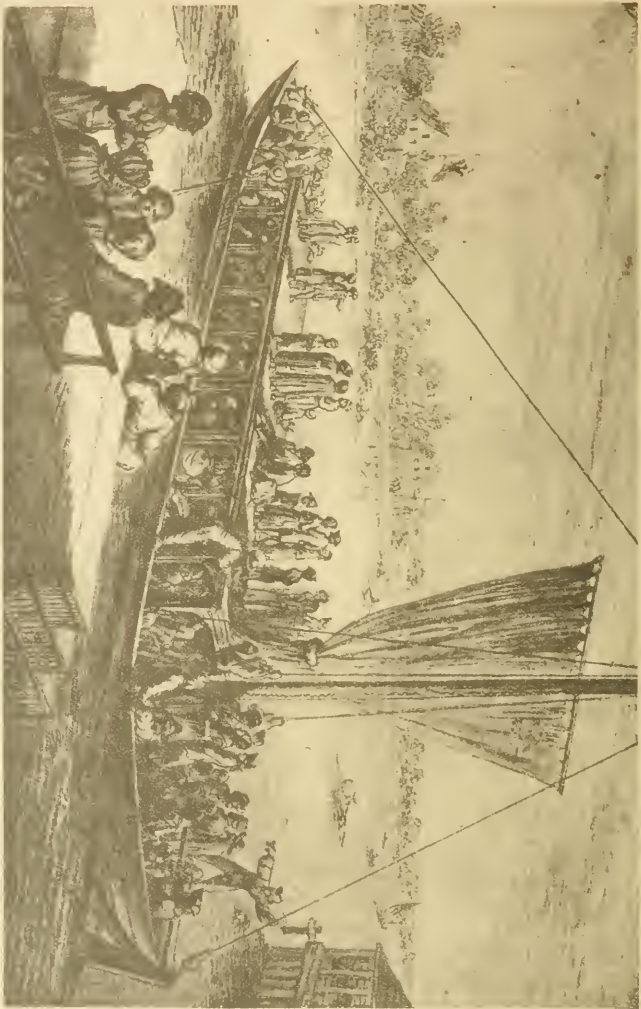
Im ganzen waren es mindestens 100 Personen, denn auch auf dem Kajütendache hatten sich Leute plaziert. Ich meinerseits saß auf dem Hinterteil des Schiffes zwischen dem Mast und einer jungen Bürgersfrau, die meinen Arm umklammert hielt aus Furcht, ins Wasser zu fallen. Dabei erklärte sie mir die Orte am Ufer, die wir passierten. Die Treckschute, die bei der Abreise stark die Ruder gebrauchte, die Weichsel ist hier ziemlich breit, wendete beim Holm, einer Insel, von der der König Besitz ergriffen hat, in ein schmales, rechts von dieser Insel, links vom festen Lande begrenztes Wasser ein. Auf dem Holm sieht man Bauernhäuser und Felder, ebenso am Ufer des Flusses auf dem festen Land. Man spannte ein Pferd vor die Treckschute, welches dieselbe zur Seite des Flusses entlang gehen, bis nach Weichselmünde zieht. Nahe Weichselmünde kommt man wieder in die Weichsel und landet rechts bei zwei Gasthäusern. Wir traten in das erste ein und tranken Bier mit Zucker. Während ein Gericht Aale zubereitet wurde, das wir bestellt hatten, machte ich mit meiner jüngeren Schwester einen Spaziergang bis zum Tor der Festung, doch gingen wir nicht hinein, da der Eintritt verboten ist. Jetzt wurde

uns eine Schüssel mit drei ungeheuer großen Aalen serviert, die wir sehr gut fanden. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr schiffen wir uns wieder nicht ohne Schwierigkeiten ein, aber doch etwas besser als vorher. Die Menge derer, die hinein wollten, war weniger groß. Wir kehrten auf demselben Weg zurück und kamen um 8 Uhr zu Haus an. Auf dem Schiff traf ich mit dem Kantor der französischen Kirche zusammen, mit dem ich mich über die Zeitereignisse unterhielt. Er sagte mir, wo er herkam und frug mich, woher ich käme, seit wann ich in Danzig sei usw. Als ich sagte, ich sei aus Danzig, frug ein gut gekleideter Mann mit dem Aussehen eines Kaufmanns, der zu meinen Füßen saß, denn ich saß wieder am Schiffsende neben dem Mast, nach meinem Namen und erzählte mir, daß er mich vor meinem Wegzug gekannt habe, daß ich am Damm in dem Haus neben der Ecke gewohnt hätte, er selbst habe gegenüber gewohnt, er hieße Godoff, doch sagte er nicht, daß er der Sohn des Schusters meines Vaters war. Meine Mutter erzählte mir das später. Über die Weichsel kam man sich auch auf von Männern oder Frauen gelenkten Schaluppen übersetzen lassen und dann den Weg, den das Pferd der Treckschute läuft, zu Fuß entlang gehen; man kommt auf die Art ebenso schnell ans Ziel wie das besagte Schiff. Der Weg beträgt eine gute halbe Meile.

12. Juli. Nach dem Aufstehen vollendete ich das Porträt des Monf. Legier. Als er um 8 Uhr gekommen war, bat er mich, ihm auch die andern Porträts, die ich noch in Arbeit habe, zu zeigen. Er erkannte Mad. Keyserling, Mad. Gerdis usw., aber bei letzterem meinte er, daß die Nase nicht genügend hervortrete. Ich sagte ihm, das ließe sich noch machen.

Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei Mad. Gerdis, um sie auf eine halbe Stunde am Nachmittag zu bitten. Sie lag noch zu Bett, ihr Gatte empfing mich und sagte, sie sei nicht wohl, sie habe Kopfschmerz. Dann nahm er mich am Arm und lud mich ein, mit ihm zu ihr zu kommen. Beim Eintreten meldete er mich als ihren Arzt. Ich sagte ihr guten Tag, erkundigte mich nach ihrem Befinden und machte ihr meinen Vorschlag, doch wurde er nicht angenommen. Mad. Gerdis wollte am Nachmittag aufs Land gehen und erst Mittwochabend zurückkehren. Die Sitzung wurde deshalb auf Donnerstag nachmittag 2 Uhr verschoben. Von hier ging ich um 9 Uhr zu Monf. Rosenbergs, wo ich an seinem Porträt weiter arbeitete. Er ist ein sehr geschwätziger Mensch und redet fast nur von sich, seinen Reichthümern und seinen Rittergütern. Auch ein Engländer kam, den ich schon mit Monf. Gerschow am Abend auf der Rückkehr von Etiefz gesehen hatte.

Hierauf besuchte ich Mad. Hymchen, eine dicke Frau von 60 Jahren, Intendantin des Primas und wahrscheinlich seine Busenfreundin. Diese Frau scheint ein-



Chodowicki macht am 11. Juli mit Mutter, Schwester und Magd einen Ausflug auf der Treckschute nach Weichshünde.

mal schön gewesen zu sein, sie hat sehr gute Mame-
ren, viel Geist und viel Lebensart. Ich sagte ihr, Mad.
Gerdis habe mir berichtet, daß sie mich am Sonnabend
um 11 Uhr erwartet habe, ich sei aber nicht gekommen,
weil der Primas mir die Stunde habe mittheilen wollen,
doch sei niemand zu mir gekommen. Mad. erwiderte,
wenn ich wolle, könne ich sofort beginnen. Da ich mit
dem Nötigen versehen war, machte ich mich an die Ar-
beit. In ihrer Gesellschaft befanden sich der Arzt Mons.
Wolff, die Komtesse, Nichte des Primas, kam ebenfalls
und ein anderer Herr, Offizier der Danziger Bürgerwehr,
der manche Verbindungen gegen den König vorzu-
bringen wußte. Ferner kam ein Schneider, der Komtesse
Maß zu einem Hauskleid zu nehmen. Mad. Ohmchen
bevorzugte uns mit einem sehr guten Likör, den sie selbst
aufgesetzt hatte, sowie mit schönen Kirichen. Der Kava-
lier machte, ehe die Gräfin erschien, einige Ausschneide-
reien über seine Ausschweifungen, auf die Mad. Ohm-
chen mit viel Zierste antwortete und sie auf sein ironische
Net ins Lächerliche zog. Um 1 Uhr wollte ich weggehen,
aber Mad. Ohmchen lud mich ein, zu Mittag zu bleiben.
Da sie dies jedoch meinem Empfinden nach nicht mit
dem nöthigen Nachdruck tat, so dankte ich. Aber da kam
der Primas selbst herein und nöthigte mich. Ihm glaubte
ich es nicht abzuschlagen zu dürfen. Ich bat Mad. Ohm-
chen nur um die Erlaubnis, auf einen Augenblick nach
Haus gehen zu dürfen; sie gestattete dies und erinnerte
mich dabei an mein Versprechen, ihr einiges zu zeigen.
Es fiel mir ein, daß dies die Profilbilder meiner Familie
seien, und ich ging nach Hause, sie zu holen und meine
Mutter zu benachrichtigen, daß ich beim Primas speise.

Mons Wilhelm Junders war dazugewesen und hatte
mich eingeladen, ihn zu einer Tasse Kaffee um 5 Uhr
und zum Abendessen zu besuchen, auch sollte ich ihm die
Porträts meiner Angehörigen zeigen.

Als ich zum Primas zurückgekehrt war, saßen wir uns
zu Tisch. Der Primas, die Komtesse, Mad. Ohmchen,
der Oberwälder, Mons. Gelschow, der Starost Ledikowski,
der Graf, ein Domherr, zwei polnische Einbalkenbeamte
und ich. Außerdem besaß sich noch ein Tisch im Zimmer,
an dem zwei Herren vom Hause und drei Kinder saßen.
Vor dem Diner fragten der Graf und Mad. Ohmchen,
jeder einzeln, nach dem Preis einer Kopie vom Porträt
des Primas. Ich erwiderte: 8 Dukaten. Bei Tisch stellte
Mons. Gelschow dieselbe Frage im Auftrage des Pri-
mas und empfing dieselbe Antwort. Er bat mich, das
Porträt der Mad. Rottenburg klein im Platsformat zu
malen und es ihm zu schicken, ebenso das des Primas.
Ich bot ihm an, sein Porträt im Profil zu zeichnen. Er
nahm es an für morgen abend um 8 oder 9 Uhr. Nach
dem Diner ging man ein wenig vor die Thür, wo ich Mad.
Ohmchen die Porträts meiner Familie zeigte. Der Fürst
trat hinzu und spendete seinen Besal. Ich bot ihm

wie auch Mad. Ohmchen an, sie ebenfalls so zu zeich-
nen, was beide akzeptierten. Darauf wurde zum Kaffee
gerufen, den wir um 4 Uhr eben nahmen. Ich empfahl
mich, und als ich nach Hause gehen wollte, bat mich der
Oberwälder noch, ihn für 5 Dukaten zu malen, was ich
jedoch abschlug. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr machte ich mich auf den
Weg zu Mons. Junders, aber da es noch reichlich früh
war, besuchte ich vorher die Damen Kämmerer, die ge-
rade im Begriff waren, mit ihrer Schwester aufs Land
zu reisen. Ich zeigte ihnen meine neuesten Sachen und
ging dann zu Mons. Junders, wo ich Kaffee trank. Alles
was ich an Zeichnungen und Malereien bei mir hatte,
legte ich ihm vor, was ihm viel Vergnügen bereite. Er
hat zwei ziemlich große Töchter. Nachdem ich ihm ver-
lassen hatte, war ich bei einem Bildhauer (im Karthäuser
Hof, Heiliggeiststraße, nicht weit vom Glockenturm), den
mir Mons. Junders zur Anfertigung von Rahmen für
die meiner Mutter mitgebrachten Porträts empfohlen
hatte, doch machte er mir wegen der Schreinerarbeiten der
Rahmen so viel Umstände, daß ich zu einem Tischler im
Klosterhof der Dominikaner ging, den ich nicht zu Haus
traf, doch führte man mich zu seiner Frau herein, die ich
mit ihren beiden Töchtern antraf. Ich gab mich zu er-
kennen, indem ich sie daran erinnerte, daß ich mit ihr und
ihrem Bruder bei Mons. Gossmann gewesen sei, und daß
wir uns gegenseitig bei der Konfirmation besucht hatten.
Das erinnerte sie daran, daß sie mich gekannt hatte, sie
stellte mit ihre beiden Töchter vor und erkundigte sich
nach meinem Ergehen. Ich erzählte ihr, daß ich verhei-
rathet sei und 5 Kinder habe, was ihr viel Vergnügen
machte. Auch zeigte ich ihr die begangenen Porträts,
von denen sie einige erkannte. Um 6 Uhr kehrte der
Schreiner zurück und wir einigten uns auf einen
Dukaten für 13 Rahmen. Ich gab ihm 2 Gulden An-
zahlung, wofür er mir versprach, sie Mittwoch abend
abzuliefern.

Von da ging ich nach Hause. Mons. Henry Junders
schickte mir gegen 10 Uhr eine Einladung, morgen um
8 $\frac{1}{2}$ Uhr mit ihm nach Schwitz zu gehen und dort bis
zum Abend zu bleiben. Ich entschuldigte mich.

13 Juli. Um 9 Uhr war ich bei Mons. Rosenbergs,
seiner jüngeren Tochter war da, weiter ging ich zu Mad.
Ohmchen, bei der sich auch die Komtesse Podest, Schwä-
gerin des Fürsten, befand. Kaum hatte ich zu arbeiten
begonnen, als sie mich fragte, wie wir unsere anderen
Malereien in der Akademie machten usw. Der Fürst er-
schien mehrmals während der Sitzung, lobte jedesmal
meine Arbeit und zeigte mir ein Porträt, das ein Italiener
in Warschau gemalt hatte, und das sehr schön ist. End-
lich gegen 1 Uhr wollte ich noch empfehlen, aber Mad.
Ohmchen bat mich im Auftrage des Fürsten zu bleiben.
Ich ging also nach Haus, sagte dem Weichsel und kehrte
gegen 1 Uhr zurück. Man rief zu Tisch, es waren die-

selben Leute da wie gestern, mit Ausnahme des Starosten Ledikowski, den beiden polnischen Subalternbeamten und Monsf. Grischow. Dafür waren anwesend ein junger französischer Malteserritter und eine Madame Wolff. Nach dem Diner waren wir vor der Tür (auf dem Weisschlag). Auf die Bitten der Gräfin zeigte ich dem Malteserritter das Porträt der Mad. Gerdis, das die Gräfin reizend fand und glauben machen wollte, es sei das ihrige. Aber er erkannte es sofort. Hierauf zog ich mich nach Hause zurück.

Monsf. van der Smiffen brachte mit um 1 Uhr einen Brief für Monsf. Vernoulli. Monsf. Deisch kam und erzählte uns viel von Augsburg und den Augsburgern, unter anderem von Rugendas. Er soll ein kleiner Mann gewesen sein, der seine rechte Hand nicht gebrauchen konnte; er hatte nur zwei Söhne, von denen der ältere ein sehr kluger Mensch, der jüngere aber ein kompletter Narr war; daß er in seiner Jugend immer auf dem Lande gelebt habe, um Tiere zu zeichnen, was er sehr gut konnte, daß er dort nur mit Kindern, Hirtin und Schweinen verkehrt und sich dabei wenig umgängliche Manieren angeeignet habe. Er verheiratete sich mit einer Frau, die sich ihm gar nicht anpassen konnte, sie waren beständig in Meinungsverschiedenheiten. Wenn er sich mit ihr gezannt hatte, was oft vorkam, so ging er seinen Ärger in einem Bierhaus, wo auch Brauntwein geschmeckt wurde, zu erfrischen und blieb dort längere Zeit, je nachdem der Streit mehr oder weniger lebhaft gewesen war. Dann schickte seine Frau den Sohn von Schenke zu Schenke, um ihn zu suchen. Eines Tages traf er ihn mit einem Werber, der einem Erbsagmann, der es an Respekt hatte fehlen lassen, 50 Stockschläge geben ließ. Dies löste ihm Verlangen ein, den Effekt kennen zu lernen, er bot dem Unteroffizier Geld, damit er ihm eine gleiche Bastonnade gäbe. Dieser frug nach 25 Schlägen, ob er nun glaube, den Effekt beurteilen zu können. „Nein,“ sagte er, „ich bin ja sehr zufrieden mit den 25, aber ich weiß doch noch nicht, wie 50 tun. Ein andermal, am Karfreitag, als man die Prozession hielt, sah er, wie sich viele Leute in einem großen Zimmer eines großen Hauses versammelten, sich entkleideten, einen Kelch aufstellten und sich auf dem Rücken bis aufs Blut geißelten; nach dieser Beschäftigung gingen sie in Prozession. Das wollte er auch probieren und probierte es auch tatsächlich. Als er eines Tages einen großen Lärm mit seiner Frau hatte, tat er ein Gelübde, sich seinen Schnaubart während eines ganzen Jahres wachsen zu lassen, das hielt er auch und führte hundert andere ähnliche Narbeiten aus. Kilian (auch ein Augsburger Kupferstecher) soll außerordentlich rasch gearbeitet haben.

Um 3 Uhr ging ich zu Monsf. Grischow, der nicht zu Haus war. Doch traf ich Mad. Scott mit ihrer Tochter Mad. Boquet vor ihrer Haustür. Sie baten

mich zu sich und wollten meine Arbeiten sehen. Auch Monsf. Boquet erschien, sie fanden Monsf. Rosenberg sehr ähnlich und erkannten alle anderen. Was Monsf. Grischow anbetrifft, so erkannte er, da er die Bilder bei Kerzenlicht betrachtete, nur Mad. Gerdis. Nach dem Abendessen zeichnete ich noch die Profile dieser vier Personen. Um 10 1/2 Uhr ging ich mit den Boquets. Kaum hatte ich sie verlassen, so fiel ich lang hin auf die Nase.

14. Juli. Um 9 Uhr ging ich zu Monsf. Rosenberg, um sein Porträt zu beenden. Von da ging ich zum Neugarten. Die Kirche war geöffnet, ich trat ein, doch fand ich nicht ein einziges passables Bild außer den Porträts einiger Geistlichen, die leidlich waren. Neben der Kanzel befindet sich ein Gemälde, das Kniestück eines schwarz gekleideten Mannes darstellend, und ein vom Sturm gegen Felsen geschleudertes Schiff. Unter dem Gemälde ist in Goldbuchstaben zu lesen, daß dieser Mann auf dem Meer an der schwedischen Küste in großer Lebensgefahr das Gelübde tat, die Kanzel neu aufzubauen, was er auch tatsächlich ausführte.

Ferner sah ich das Palais des Grafen Mainzjlek (?), von dem viel geredet wird; es ist ein sehr weitläufiges Gebäude mit 2 vorspringenden Flügeln, hat aber nur ein Erdgeschloß mit ziemlich hohem Mansardendach. In der Mitte springt ein Halbbrunn von dorischen Säulen in Etagenhöhe hervor. Auch zum Palais des Residenten von Russland kam ich; es ist ein geröthliches Haus, wie die Bürgerhäuser, jedoch sehr breit und hoch. Zu beiden Seiten sind Nebengebäude aufgeführt, doch nicht zusammenhängend mit dem Mittelgebäude. An der Fassade befindet sich ein Portal, über dem der russische Adler angebracht ist, auch ist sie geschmückt mit 2 Reihen jonischer Säulen, die wiederum kleine, unbedeutende Vasen tragen.

Von hier ging ich zu Mad. Schmägen, die schon vollständig geschmückt war. Während ich ihr Porträt vollendete, erschien der Primas verschiedene Male und lobte meine Arbeit stets sehr. Nachdem es beendet war, trug sie es zum Primas, der mich durch den Hausmeister zum Diner bitten ließ. Ich entschuldigte mich mit anderweitiger Verabredung. Nachmittags war ich bei Mad. Scott. Ich begann Monsf. Grischows Porträt zu beenden und sing um 3 Uhr das der Mad. Scott an. Gegen 4 Uhr kamen Monsf. und Mad. Boquet, ebenso Monsf. Mila. Zuerst beendete ich das Porträt von Monsf. Boquet, dann das von Madame. Beide Porträts ließ ich hier, da man sie Monsf. Grischow zeigen wollte. Morgen um 7 1/2 Uhr versprach ich beide abholen zu wollen, dann ging ich.

15. Juli. Um 7 1/2 Uhr ging ich in die Elisabethkirche. Monsf. de la Motte predigte über den Text, daß wir nur durch den heiligen Geist befähigt seien, Jesum Christum unseren Herrn zu nennen.



4. Bild 582



5. Bild 60



Gräfin Podolski, Schwägerin des Fürst Primas und Chévalier Du Rocher — Stenit Lubkowski, der Gräfin I-Liebe die Hand küßend — Mons. Gombis fährt den in einer Portraitsitzung gestatteten Chévalier zu seiner Frau, die in der Bild in Bild liegt



*Chlodowicki zeichnet am 12 Juli Madame Ulmelen, während der Chirurrg Wolff mit ihr sich unterhält. Im Hinter-
grund rechts nimmt der Schneider der Gräfin Podolska Maß, am Klavier steht deren kleine Tochter.*

Nach der Predigt war ich bei ihm, ich traf ihn in seinem Garten. Man richtete den Kaffeetisch. Ich zeigte ihm das Bildnis der Mad. Duhnden und die anderen. Den Mons. Rosenbergs und einige andere erkannte er. Dann erschien seine Tochter und eine Dienerselle Correns, denen ich sie auch zeigen mußte, doch erkannten sie fast niemanden.

Mons. de la Motte süßete mich nach oben, um mir die Bildnisse seiner Kinder zu zeigen und von mir ein Urtheil über die Ähnlichkeit zu hören. Ich sagte ihm ein Mittel, wie man defekte Stellen überarbeiten oder ergänzen könne, darauf stellte er die Anfrage, ob ich sie nicht ausbessern könne, doch entschuldigte ich mich. Er teilte mir noch mit, daß im September sein Sohn durch Berlin käme und mich besuchen würde. Ein Entleben hat er noch, welches seine Mutter mit 99 Talern bezahlt haben soll. Zuletzt schlug er mit eine Partie Willard vor, ich spielte und verlor 2 Partien an seinen Sohn.

Mons. de la Motte macht sehr vielerlei Schreiner- und Drechslerarbeiten. Um 10 1/2 Uhr empfahl ich mich und ging Herrn Bürgermeister Conradi zu besuchen, der mich sehr gut empfing. Er hat, meine Porträts sehen zu dürfen, die ich ihm auch zeigte. Bel ihm weilte ein schwarz gekleideter Herr, der sie auch betrachtete. Besonders gut fand er den Mons. Rosenbergs. Dann sagte er mir noch viel Schönes über meine Familie, auch von meinem Vater sprach er, von dem er glaubte, er habe fallirt, doch bewies ich ihm das Gegentheil. Dann kam noch Mons. Junken, ein Agent, ich weiß nicht von welcher Brände, dem er mich auch vorstellte. Er erzählte mir, Mons. Diez von Berlin sei vom König auf dessen Kosten nach Rom geschickt worden, um dort zu studieren.

Nach diesem erschien noch der lutherische Geistliche, dem er mich gleichfalls vorstellte, worauf sich dieser viele fleißige Komplimente machte. Endlich empfahl ich mich, Mons. Conradi noch bittend, sich meiner Angehörigen anzunehmen, was er versprach.

Ich ging nach Hause, um eine kleine Platte für das Porträt der Gräfin Podvitz vorzubereiten, zu der ich mich gegen Mittag begab. Sie war schon vorbereitet und erwartete ungeduldig mein Kommen. Ich brann ihr Porträt. Man bot, die anderen sehen zu dürfen, die ich zeigte. Man fand sie alle recht ähnlich. Sie wünschte auch, der Penmas möge das Porträt meiner Mutter sehen, ich zeigte es ihm, und es fand seinen Besfall. Monsieur hatte ein kleines französisches Buch mit bon mots, aus dem er ihr vorlas, unter anderem von zwei Mädchen, die Vaquet spielten und von einem Herrn gefragt wurden, wie hoch sie spielten? Sie antworteten: „Wir spielen nicht um Geld, wir spielen um die Ehre.“ „Na ja,“ sagte der, „aber da habt ihr doch nichts zum Bezahlen.“ Diese Lektüre gab zu verschiedenen Diskursen von Seiten der Gräfin Anlaß. Auch von

Mons. Conradi, dem Sohn des Bürgermeisters, sprach man, der gestern bei ihnen gewesen war. Die einen fanden ihn außerordentlich häßlich und dumm, die andern, jedoch mit Ausnahme der Gräfin, erklärten, wenn es sein müsse, so würden sie ihn heiraten. Das gab Monsieur Anlaß zu erzählen: Sein Schwiegervater hatte eine recht hübsche Tochter, die unter seiner Aufsicht erzogen wurde, und die viel von ihrer Großmutter und ihrer Mutter geerbt hatte. Ein junger Mann, auch aus reicher Familie, namens Howard, bot um ihre Hand und gefiel ihr sehr gut. Der Vater gab seine Einwilligung, aber als er von einigen untrügligen Streichen hörte, die der junge Mann auf seinen Reizen gemacht hatte, ebenso daß dieser bereits einen Teil seines Vermögens veräußert hatte, bereute er sein Versprechen und änderte seine Gesinnung. Da er nun fürchtete, seine Tochter möchte ihm einen Streich spielen, ließ er eines Tages den jungen Conradi zu sich kommen, der gerade von einer Reise zurückgekehrt war. Als Potziger, von guter Familie und vermögend bot er ihm seine Tochter und sein Vermögen an, wenn er sich entschließen könne, diese auch gegen ihren Willen zu heiraten. Der Vorschlag wurde akzeptiert. Der Vater ließ einen Geistlichen kommen und beide kopulieren, trotz der Tränen und Verzapfstellung der Tochter. Einige Zeit danach sandte der Vater des jungen Howard zwei Boten zu der Neudermählten und ließ ihr sagen, daß, wenn die Heirat nicht ihrem Wünschen entspräche, so glaube er, es würde ihm leicht fallen, Mittel und Wege zu finden, sie für nichtig zu erklären. Doch ließ sie ihm zurückfragen, daß es jetzt eine vollendete Tatsache sei. Einige Jahre lebte sie recht gut mit ihrem Gemahl und hatte zwei Kinder von ihm. Aber mit einmal begann sie melancholisch zu werden, ja fast irakunfähig. Sie sprach nur von Howard und rief nach ihm. Man bewachte sie gut, doch fand sie eines Tages Gelegenheit, aus dem Hause zu kommen und in das des genannten Howard zu flüchten, der so ehrenhaft war, ihren Gemahl hiervon zu be- nachrichtigen, der sie bereits überall mit vieler Mühe suchen ließ. Danach konnte sie den Anblick ihres Gatten und ihrer Kinder, von denen das älteste gestorben ist, nicht mehr ertragen. Mad. Duhnden bot mich noch zum Diner eingeladen, ich wollte abjaagen, aber da ich als Grund mir angeben konnte, ich müsse zur Gräfin Gaviska gehen, sagte sie, sie würde zu jeder von mir gewünschten Zeit servieren lassen, auch könne ich die Tafel verlassen, wann es mir passe. Da akzeptierte ich.

Um 2 1/2 Uhr stand ich von der Tafel auf und ging zu Genesolin Gaviska, die mich jedoch nicht empfing, sondern auf meinen wiederbestellte. Danach war ich bei dem Tachler, ihn wegen der Rahmen zur Gese zu mahnen. En passant ging ich zu Mons. Henry Junkers hinauf. Ich fand aber nur seine zwei Töchter, die mir sagten, ihr Vater sei nicht zu Haus, wohl aber die

Mutter, die ein krankes Bein habe, doch verhindere sie dies nicht mich zu empfangen. Die ältere ging zu ihr, aber als sie zurückkam, jagte sie, die Mutter habe sich ein wenig aufs Bett gelegt, doch würde sie bald erscheinen. Was den Vater beträfe, so habe dieser sich auch hingelegt, würde jedoch ebenfalls kommen. In der Tat kamen beide, empfangen mich sehr wohl, präsentierten Kaffee und baten mich, ihnen die Porträts, die ich gemacht habe, zu zeigen. Sie ließen einen gewissen Monsieur holen, der über ihnen wohnt, damit dieser sie auch sehe, leider war es diesem nicht gegeben, sich mit Leichtigkeit zu erkennen. Als ich mich hier verabschiedet hatte, wollte ich noch der Mad. Gerdis einen Besuch machen, die mir am Morgen hatte sagen lassen, daß sie krank sei. Ich fand sie in Gesellschaft des Starosten Ledikorski und Monf. Wolters und seiner Gemahlin. Sie klagte über heftiges Kopfstreß und versprach mir sagen zu lassen, wann sie mir wieder sitzen könne. Um 5½ Uhr kehrte ich nach Haus zurück und begann an dem Porträt der Mad. von Keyserling zu arbeiten. Nach dem Abendessen kam der Tischler und brachte die dreizehn bestellten Rahmen.

16. Juli. Das Porträt der Mad. von Keyserling habe ich beendet und ausgezogen, ebenso das des Monf. Rosenberg, den Hintergrund auf dem der Podofsta und die Augen der Czapka habe ich verbessert. Der Geistliche de la Motte ließ im Namen der Mademoiselle von Dären anfragen, ob ich sie porträtieren wolle. Ich ließ zurückfragen, daß ich Montag abzureisen gedächte und deshalb nichts mehr annehmen könne.

Um 10½ Uhr ging ich aus. Zuerst war ich bei dem Tischler, wegen des Glases für die Bilder meiner Familie; von da bei Monf. Rosenberg. Die älteste Tochter führte mich zu ihrem Vater hinauf. Ich übergab ihm sein Porträt; als ich es der Tochter zeigte, küßte sie es. Ein anwesender, vermutlich reformierter General fand, daß die Augen der Mad. von Keyserling nicht blau genug seien. Monf. Rosenberg lud mich auf Sonntag zum Diner ein, ich entschuldigte mich, doch versprach ich beim Abschied der ältesten Tochter, daß ich versuchen würde zu kommen. Von hier aus ging ich zum Primas. Mad. Komtesse Podofsta war noch nicht anwesend, doch kam sie bald. Sie hatte sich noch mehr gepußt als gestern, auch war sie heute viel leutseliger, nur mit dem Chevalier schmollte sie. Man lud mich zum Diner ein, doch entschuldigte ich mich. Nach 1 Uhr ging ich zu der Palatine und brachte ihr das kleine gewünschte Porträt. Sie bot mir ihre Dienste, ich ihr die meinigen an.

Von hier aus begab ich mich zu Mad. von Keyserling. Man war dort gerade bei Tafel, mid der General, den ich am Vormittag bei Monf. Rosenberg getroffen hatte, war auch anwesend, ebenso Monf. von Keyserling.

Man lud mich ein, mit an der Tafel Platz zu nehmen oder wenigstens ein Glas Wein zu trinken, doch dankte ich für beides. Das Porträt von Madame fand man sehr wohl getroffen, ebenso die anderen, die ich zeigte. Man fragte nochmals nach dem Preis und versprach das Geld zu schicken.

Danach ging ich zur Generalin Czapska, die sich noch unter den Händen ihres Coiffeurs befand. Während ich auf sie wartete, unterbielt mich ihr Neffe. Ich zeigte ihm die Porträts der Mad. Schinchen und der Komtesse, er erkannte sie und auch die anderen. Während der Arbeit zeigte sie mir Porzellan, welches sie selbst sehr hübsch gemalt hatte. Sie bat es in einem Topf gebannt wie Emaille. Auch Stiche und Zeichnungen, sowie ihre Radierungen zeigte sie mir.

Um 3 Uhr ging ich zu Mad. Scott, um die Profilbilder, die ich vorgestern dort gezeichnet hatte, zu holen.

Zu Hause zeigte ich sie meiner Mutter und meinen Schwestern, die kleine Maclean, der die Familie bekannt ist, erkannte sie alle.

Um 4 Uhr kehrte ich zum Primas zurück, man war gerade beim Kaffee und lud mich dazu ein. Ich dankte jedoch und bat den Grafen zu mir. Wir etablierten uns im Refektorium. Der Chevalier erschien, um uns Gesellschaft zu leisten, mit ihm seine Gemahlin, und Demoiselle Schinchen, eine Nichte der Mad. Schinchen, die Tochter eines Staatsrates. Sie hat etwas affenähnliches an sich und ein tolettes Wesen, aber sonst scheint sie eine gute Tochter zu sein. Nach der ersten Sitzung ging ich nach Haus. Auf dem Wege dahin sprach ich bei Wasch vor, um ihm zu sagen, daß ich ausreiten wolle. Ich machte mich zurecht,ritt dann durch die Lange Gasse, den Langen Markt, den Langen Garten den Wall rechts entlang, so daß ich bei meiner Rückkehr durch das hohe Tor eine Tour um die halbe Stadt gemacht hatte. In den Stall gekommen, machte mich der Reitknecht darauf aufmerksam, daß mein Pferd ein Eisen verloren habe.

Um 8 Uhr kam ich nach Haus. Nach dem Abendbrot sagte meine Schwester, sie wolle mir Geld geben, damit ich es für Anton (den schwachsinnigen Bruder) aus Zinsen lege. Ich sagte ihr, Anton brauche nichts, sie solle ihr Geld behalten, um sich etwas zugute kommen zu lassen, aber sie behauptete, genug für ihr Auskommen zu haben.

Man wollte mir ein Fußbad bereiten, aber da meine Füße noch nicht genügend abgeschwollen sind, wollte ich das nicht riskieren.

Um 9 Uhr kam der Chevalier, mich zu fragen, ob ich eine Kopie des Porträts der Komtesse Podofsta machen könne und machen wolle. Ich antwortete, wenn er sich gedulden wolle, so würde ich ihm eine solche anfertigen. Für den Preis . . . für den Preis? Ich verlangte acht Dukaten. Dann sprach er noch von seinem Porträt,

für das er sechs Dukaten bot. Er scheint zu glauben, wenn ich den Primas für zehn Dukaten male, müßte ich alle anderen für fünf Dukaten machen. Daraus sagte ich ihm, ehe ich für diesen Preis arbeitete, würde ich lieber meinen Fuß in den Streigügel setzen und mich aus dem Staube machen.

Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei Mlle. von Düren, der ich gelten auf Zureden meiner Schwester hatte sagen lassen, ich würde kommen, und wir kamen überein, morgen um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr zu beginnen.

Von hier aus ging ich wieder nach Haus und arbeitete noch ein wenig an den begonnenen Porträts. Um 11 Uhr begab ich mich zum Primas, um am Porträt der Gräfin Podosta weiterzuarbeiten, die mir, seit ich bei Demoiselle von Düren gewesen war, weniger unangenehm erschien. Der Resident von Frankreich war hier und wünschte das Porträt der Generalin von Czapska zu sehen, da, wie er sagte, bei mehreren Leuten sich Meinungsverschiedenheiten darüber gebildet hätten, die einen sänden es ähnlich, die anderen behaupten das Gegenteil. Nachdem er es gesehen hatte, versicherte er, es sei ähnlich, nur dürfe die untere Partie des Gesichts ein wenig schmaler sein.

Um 1 Uhr zog ich mich zurück, obgleich mich Mad. Ohnchen zur Tafel einlud. Ich entschuldigte mich damit, zu Haus schon gegessen zu haben. Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr begab ich mich zu genannter Dame Czapska, der ich erzählte, was mir Mons. Gerard, der Resident von Frankreich, gesagt hatte. Nachdem ich mit Malen aufgehört hatte, spielte sie mit ein Remett, das sie für ihre eigene Komposition ausgab, auf ihrem Reiseklavier, welches aus vier Theilen zusammengesetzt ist, die man auseinandernehmen kann. Sie spielt mit zartem Anschlag und viel Geschmack. Nachdem ich sie verlassen hatte, war ich beim Grafen Podosta, doch merkte ich, als ich mit Malen beginnen wollte, daß ich meine Pinself vergessen hatte und eilte, sie zu holen. Wir sprachen viel über Moral und Politik, doch ist er über alles, was nicht sein Land betrifft, nicht sehr unterrichtet. Er ist durchaus kein Republikanist und behauptet, es sei das Unglück des Landes, wenn ein Priester auf dem Throne säße, denn, sagte er, er hat nicht soviel Anhänger wie ein fremder Fürst und besetzt alle Ämter mit seinen Verwandten, was andere am Einkommen hindert.

Man sagt, der König habe ein starkes Mauerwerk um das Elbinger Schloß zerstören lassen, dabei habe man im Keller mehrere Kisten mit Reliquien, Kirchenschätzen und Heiligenfiguren gefunden, alles aus gediegenem Golde, mit Edelsteinen besetzt. Ein Kasten, den man öffnete, soll auf dreißig Sonnen Gold geschätzt worden sein.

Man schreibt aus diesem Fund, daß der König nun alle alten Gebäude niederreißen lassen wird. Mad. Lu

Reintesse erschien, um das Porträt zu sehen, sie findet, es sei heute schon besser als gestern, und nahm es mit, um es in einer Gesellschaft beim Primas zu zeigen. Man brachte es später wieder zurück. Der Graf erkundigte sich, soviel ich es verstehen konnte, bei denen, die das Porträt zurückbrachten, wie man es gefunden habe. Man antwortete ihm: Bardzo dobrze, Bardzo podowna, das heißt also: sie ist vollkommen gut, vollkommen ähnlich. Ich kehrte nach Hause zurück und versuchte, am Porträt der Gräfin Czapska weiterzuarbeiten.

Schwester Luise gab mir hundert Taler, um die Zinsen für Antons Unterhalt zu verwenden; nach einigen Debatten nahm ich es an.

18. Juli. Ich vollendete das Porträt der Gräfin Czapska und brachte es ihr. Sie war sehr zufrieden damit, daß ich es unter Glas gelegt hatte und tat es in das Portefeuille ihres Gatten. Dann ließ sie mich durch einen polnischen Diener zehn Dukaten übergeben mit vielen Dankfugungen für meine Mühe und der Bitte, noch dazukleben bis zur Rückkehr des Straenik, um ihn ebenfalls zu malen. Allerdings würde das noch vierzehn Tage dauern. Ich versprach ihr, ehe ich abreiste, sie nochmals zu besuchen, damit sie von meinem Weggange unterrichtet sei.

Da es bereits zu spät geworden war, um noch in die Elisabethkirche zu gehen und noch zu früh für die französische Kirche, ging ich zu Mons. Voquet. Er stand gerade aus dem Bett auf, sah ganz vererit aus und wuschte sich beständig mit einem leuenen Tuch ab. Er hat einen polnischen Offizier, geborenen Engländer, gemalt, ein recht guter Kopf. Wie er sagt, hat er da bei sein Schächeln gelehren. Dann klagte er, daß er viele Entwürfe gemacht habe, die aber in der Ausführung alle mißglängen, worauf ich ihm erwiderte, daß es dann doch besser wäre, wenn er sie unangeführt ließe. Die Koch hat er auch in Öl gemalt nach dem Stich von Banse, sie ist recht gut geworden, aber ich weiß nicht, ob es jemand abruelt. Auch das Porträt einer Frau von Berlin hat er gemalt, die sich jetzt als Gastwirthin hier niedergelassen haben soll. Als ich um 11 $\frac{1}{2}$ zur Kirche gehen wollte, rief mich Mons. Voquet vom Fenster aus zu sich. Ich ging zu ihm hinaus, Mons. Voquet der Vater und der Kanter waren bei ihm. Mons. Voquet ist immer noch krank, deshalb soll der Kanter die Predigt lesen. Um 9 Uhr ging ich mit Mad. Voquet zur Kirche, sie lud mich zum Abendessen ein, ich versprach zu kommen, wenn es mir möglich wäre. In der Kirche waren nur wenige Leute anwesend, unter ihnen der Niemenräster Weidmann und der Schiffe Wolters. Der Kanter, der sehr schlecht liest, las eine Predigt Mons. Mahans von Frankfurt am Main über die Gottesfurcht.

Nach der Kirche war ich zu Haus. Ich übergab meiner

Mutter eine Rolle mit 50 Dukaten und eine andere mit 19½ Louis, um sie mir aufzubewahren. Hierunter befinden sich die hundert Taler, die mir meine Schwester gab, damit die Zinsen für Anton verwendet würden.

Um 1 1/2 Uhr begab ich mich zu Demoiselle von Düren, um ihr Porträt zu beginnen. Ihr Bruder spielt recht gut auf einem Klavier, dem ein Flötenregister verbunden ist, was einen ganz reizvollen Effekt macht.

Als ich dahin ging, traf ich den Polen Lautier, der sehr erkrankt war, mich zu sehen. Er war vor zwei Tagen aus Königsberg gekommen.

Als ich Demoiselle verlassen hatte, suchte ich noch den Kenter auf und bestellte mein Pferd auf 5 Uhr, ging dann in die Kirche der grauen Mönche, die hier in der Nachbarschaft ist. Ich fand hier nur ein einziges passables Bild, es ist ein Ecce-Homo, eine Komposition mit drei Personen in Lebensgröße. Der Christus ist recht gut gemacht. Das Altarbild, welches das heilige Abendmahl darstellt, ist recht gut und im Stile der alten deutschen Bilder.

Diese Kirche hat, was das Innere angeht, einige Ähnlichkeit mit der der Dominikaner. Der Hochaltar ist mit einer Decke aus karmesinrotem Samt bedeckt, die mit Goldborte geschmückt ist und dem ebenso eingeschnittenen Namenszug des Spenders und der Jahreszahl. Eine gleiche Decke schmückt das Evangelium. Hiernach ging ich nach Haus, wo ich meiner Mutter und meinen Schwestern Wechsel gab, jeden auf 300 Taler, meiner Schwester Luise einen besonderen auf 68½ Dukaten und eine Quittung über die 100 Taler, deren Zinsen für Anton's Unterhalt verwendet werden sollen. Um 5 Uhr machte ich mich zum Ausreiten fertig. Ich ritt durchs hohe Thor, passierte den Langen Markt, den Langgarten und schlug den Weg links am Wall ein, der nach der Schiffsbrücke führte, wo mich das Wasser am Weiterkommen hinderte. Ich ritt denselben Weg zurück und nahm den Weg am Wall seitwärts vom Hohen Thor bis ans Wasser; nun hätte ich wohl weiterreiten können, konnte aber nicht beurteilen wie. Also kehrte ich um, ritt zurück bis ans Jakobstor, durch dieses hindurch, schlug die große Allee ein, passierte Strieß, ritt bis halbwegs Oliva und kehrte über Langfuhr zurück. Auf dem Rückwege begegnete ich in der Nähe von Langfuhr dem Inspektor Sydow. Nachdem ich mein Pferd abgegeben hatte, speiste ich zu Abend bei Herrn Pastor Boquet, wo auch Mad. Scott, Mademoiselle Maclean, ein Monf. Simon anwesend waren und während des Essens noch Monf. Maclean erschien. Monf. Boquet zeigte mir Stiche, und zwar Porträts, zum größten Teil von Bernigerodt, und zwei Gemälde, eines von Romanelli, das andere von Domenichino.

Nach dem Essen wollte ich die kleine Boquet zeichnen, doch fand ich zu ihrem eigenen Schaden kein Mittel, sie

nur für einen Augenblick lang ruhig zu halten. Ich zeichnete den Umriß von Mademoiselle Maclean und verabredete mit ihr ein Rendezvous bei Monf. Boquet für Dienstag um 4 Uhr. Nachdem ich Mad. Scott zurückbegleitet hatte, kam ich um 10½ Uhr nach Hause. Gestern abend hat der Glaser die Rahmen und die Gläser für die Porträts geschickt.

19. Juli. Ich habe die Porträts des Grafen und der Gräfin Podoska und das der Demoiselle Düren ein wenig retuschiert. Um 10 Uhr ging ich zu genannter Dame. Während ich dort war, schickte meine Mutter und ließ sagen, ich solle nicht zu Gräfin Keyserling gehen; zweifellos glaubte sie, ich würde hingehen, um mein Geld zu holen, welches die Dame in meiner Abwesenheit geschickt hatte. Da ich jedoch nicht verstand, was das heißen sollte, so ging ich zu genannter Dame, um mich zu erkundigen; der Lafai, der das Geld gebracht hatte, klärte mich auf.

Ich trat einen Augenblick bei Mad. Junckers ein, die ich an ihrem Fenster erblickte. Dieselbe Demoiselle, die zu ihr kam, als ich sie das erstemal besuchte, kam auch heute, welches sie mich sah, wollte sie sich zurückziehen, doch blieb sie, und ich ging. Von hier aus ging ich zum Primas, die Komtesse war noch nicht anwesend. Ich begann mit Mad. Ohmchen zu plaudern, die mir viel Nachrichten von Mad. la Komtesse erzählte, unter anderem, daß sie sich ganz sans gêne gäbe, auch teilte sie mir mit, daß sie die zweite Frau des Grafen sei, die erste sei die Witwe eines Holzhändlers und von sehr niedriger Herkunft gewesen, endlich setzte das Erscheinen der Komtesse dieser Unterhaltung ein Ende. Die Gräfin hatte üble Laune und schob dies auf den gestrigen Abend, wo ich sie auf dem Wall angetroffen hatte mit der Nichte der Mad. Ohmchen, der Demoiselle Graloth, dem Grafen, dem Chevalier u. a. Sie gaben ein eigenartiges Bild, wie sie so auf dem Grafe einherkamen. Als ich ihnen nahe kam, sagten sie mir, es hätte allen Anschein, daß ich hier ein Rendezvous habe. Ich sagte ihnen, man ginge nicht zu Pferd zu einem Rendezvous und verließ sie dann nach einigen Neckereien. Der Graf soll geäußert haben, mein Pferd ginge gut, doch der Chevalier soll es zu mager befunden haben. Auch der Primas erzählte mir, er habe mich zu Pferd gesehen, ich sagte ihm, das sei mein Reiskamerad, ich hätte es bestiegen, um ihm ein wenig Bewegung zu machen, was auch er für nötig hielt, um es nach und nach wieder an die Schwerden der Reise zu gewöhnen.

Bei Tisch erzählte Monf. le Docteur Wolff, er habe ein Etui mit chirurgischen Instrumenten von Gold, welches er schon achtzehn Jahre besäße, aber der Chevalier Boulois meinte, das wolle nichts heißen, denn da er sich dessen ja höchstens eine Viertelstunde des Tages bediene, mache es bloß einige Monate aus, zum Austretchen



Die Malinowski-Mahlzeit beim Fürst Prina im 12. Juh. Anwesend sind: der Fürst, Graf Polowski, Grafin Polowska, Graf Ludowski, Christianer Du Bouhar, M. as. Grischow, ein Doublerr, zwei Subalternbeamt und Chodowiecki selbst.



Demoiselle Gousseau, Erzieherin der Töchter des Grafen Ledikowski, einem Pater nach polnischer Sitte die Hand küssend. — Betende Danziger Damen in der Dominikanerkirche.

brauche er Papier, Feder und Zeit. Ich rechnete es im Kopfe aus und sagte dem Doktor, daß das ungefähr zweieundsechzig Tage wären. Er war erlaunt, daß ich das so im Augenblick errechnet hatte und zweifelte an der Richtigkeit, und der Chevalier zweifelte noch mehr und wollte ein sehr mühsames Exempel vorschlagen, doch sagte ich ihm: sie brauchen nur ein Jahr oder dreihundertsechszig Tage durch vier zu dividieren, dann haben sie einundneunzigundvierzig Tage, teilen sie diese Tage nochmals durch vierundzwanzig, so erhalten sie ungefähr vier Tage. Multiplizieren sie diese mit achtzehn, so werden sie auf zweieundsechzig Tage kommen. Der Chevalier konnte nichts tun, als diesem Kalkül beizustimmen, und man schenkte dem Primas Aufmerksamkeit, der folgendes Problem aufstellte: Zwei Bäuerinnen be gegnen sich, die eine trägt Eier in einem Korb, die andere auch. Die erste sagt zur zweiten: gib mir eins von deinen Eiern, damit ich ebensoviel habe wie du. Die andere sagt: nein, gib du mir eins von den deinigen, dann werde ich noch einmal so viel haben wie du. Alle Welt gerach sich nun den Kopf, aber keiner fand die Antwort. Der Doktor Wolff glaubte das Richtige gefunden zu haben und gab an, die erste habe zwei, die andere vier Eier gehabt, aber der Primas bewies ihm den Fehler in dieser Aufschöpfung, endlich sagte er, die erste habe fünf, die zweite sieben Eier gehabt, das vertrug keinen Widerspruch. Nach dem Diner ging ich mit dem Grafen Podolski in das Zimmer des Primas, um dort während drei bis vier Stunden an seinem Porträt weiter zu arbeiten. Der Kaffee wurde serviert; nachdem wir ihn genommen hatten, gingen wir hinunter in den Speisesaal, um dort noch eine Viertelstunde zu arbeiten; um 4 $\frac{1}{4}$ Uhr ging ich nach Hause. Monf. Gerdis war dagesessen und ließ mich bitten, im Vorübergehen bei ihm vorzusprechen.

Meine Tante erzählte mir, Monf. Sichmann habe von mir reden hören und stürbe vor Begierde, meine Arbeiten zu sehen, ich solle doch hingehen und sie ihm zeigen.

Ich erwiderte ihr, das würde ich nur tun, wenn er sich oder eins der Einigen malen lassen wolle, wenn er nichts wolle, als meine Porträts sehen, so könne er zu mir kommen. Da ich dem Grafen versprochen hatte, ihm morgen das Bildnis seiner Gemahlin zu bringen, begann ich es fertig zu machen, nach dem Abendessen räumte ich die Porträts meiner Angehörigen ein.

20. Juli. Ich beendete das Porträt der Königsle Podolski. Aus Berlin erhielt ich Briefe.

Ich antwortete nach dort, daß ich versuchen würde, so bald als möglich abzuweifen und daß Monf. Oskowski die versprochenen fünfzig Taler noch nicht gezahlt habe. Nach Schlessen würde ich nicht gehen.

Ich war auf der Post und bei Demoiselle von

Düren, alsdann um 1 Uhr beim Primas, um dem Grafen Podolski das Porträt seiner Gemahlin zu bringen. Weder ihn noch den Primas traf ich an, sie waren zusammen aufs Land gegangen. Mad. Obmchen lud mich zum Diner ein, bei dem ihr Schwager und Schwägerin anwesend waren, ebenso der Starost Ledikowski. Nach dem Diner begann die Komtesse dem Starosten pikante Geschichten über den Grafen zu erzählen. Nach Tisch ging ich Mademoiselle Kammerer und Mad. Claude zu besuchen. Das Porträt der Demoiselle von Düren, welches ich ihnen zeigte, fanden sie gut getroffen, und sie erkannten auch den Grafen Podolski. Von hier ging ich mit Mad. Claude zu Mad. Gerdis. Als wir eintreten wollten, sahen wir, daß er den Tisch voll Gold hatte, das veranlaßte uns, uns nach Mademes Etube zurückzuziehen, Mad. litt an einer Indisposition. Bei Monf. Gerdis befand sich Monf. Ledikowski. Mad. Claude ging zu Mad. Gerdis hin, lebte wieder zu uns zurück, und endlich teilte man uns mit, daß Mad. uns empfangen wolle. Wir traten bei ihr ein, sie sah recht bleich aus, war stark abgemagert und litt an Kopf- und Magenkrämpfen. Dennoch will sie versuchen, mir Donnerstag zu sitzen. Von hier aus ging ich nach Haus. Bis 4 Uhr hielt ich mich bei meiner Mutter auf, dann ging ich zu Monf. Voquet, bei dem ich Mademoiselle Maclean traf. Das Kind war nicht zu Hause. Während ich auf Mad. Ercot, die später kam, wartete, begann ich ihr Profil zu schwärzen. Auch das Kind kam zurück, und nachdem ich das Profil der Mademoiselle Maclean beendet hatte, begann ich das des Kindes zu zeichnen, das die Mutter auf dem Schoße hielt, während Großmutter, Vater und Dienerschaft ihm Nähchen vornachten. Trotzdem gelang es mir, um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr zog ich mich nach Hause zurück. Hier aß ich zu Abend und leimte dann einige Rahmen.

Der englische Memmet Mr. Oemien kam zu Monf. Voquet zum Besich. Nachmittags war Monf. Lehmann zu mir gekommen, da ich nicht zu Hause war, war er mir beim Junkterhoff nachgegangen, als er mich vom Primas kommen sah. Er hat mich, mit zu ihm zu kommen, doch hatte ich keine Lust dazu, also kündigte er seinen Besuch bei mir für morgen an.

21. Juli. Das Porträt der Mad. Obmchen habe ich fertig gemacht, um 10 Uhr ging ich zu Demoiselle von Düren und beendete ihr Gesicht. Um 11 Uhr brachte ich Mad. Obmchen ihr Porträt, von dem ich sehr befriedigt war, ebenso wie die andern Herrschaften, die bei ihr wollten. Oestern hat sie mir ihr von Mad. Caslein in Warschau im Meißner gezeichnetes Porträt gezeigt.

Als der Graf Podolski kam, vollendete ich auch sein Gesicht, er sprach mir seine Zufriedenheit mit dem Porträt seiner Gemahlin aus, die in jeder Weise sehr wohl getroffen sei.

Mittags verließ ich Mad. Dhmchen, die mich gern dabehalten wollte, doch entschuldigte ich mich. Ich ging von hier aus zu meinem Reitknecht und bestellte das Pferd auf 6 Uhr, zum Essen kam ich nach Haus.

Nach dem Essen arbeitete ich am Porträt des Grafen Podostki. Auch machte ich das Ringbild der Madonna von Egenstschau. Als ich gestern Abend Mons. Boquet davon gesprochen hatte, hatte er gesagt: Wenn man mich gut bezahle, könne ich es getrost machen, denn täte ich es nicht, so würde man eben jemand andern beauftragen. Als ich frug, ob dies genüge, antwortete er nichts.

Um 6 Uhr ritt ich nach dem Bischofsberg, den man mich nicht ersteigen ließ, dann war ich, Neugarten und Schidlitz passierend, in Tempelhof. Dies ist ein altes Schloss, das von Tempelherrn erbaut sein soll, doch hatte ich nicht Zeit einzutreten. Bei Schidlitz haben die Preußen zwei Kanonen aufgestellt und einen Wachposten. Um 8 Uhr war ich zurück und leimte nach dem Abendessen noch Rahmen.

22. Juli. Das Porträt des Grafen Podostki ist fertig aufgezo-gen. Um 9 Uhr machte ich Visite bei Mons. Junckers, den ich nicht antraf, doch kam er bald mit seinen zwei Töchtern. Er hat eine geschwollene Backe, die von einer Nisfel herrührt, welche öfters die Backe stark anschwellen läßt und sich bis in das Innere des Mundes zieht. Von hier aus war ich beim Grafen Podostki, um ihm sein Porträt zu bringen, er war vollkommen zufrieden, sprach mir seinen Dank aus und bezahlte beide.

Dann ging ich zu Mad. Dhmchen, die sich bei dem Primas befand, der gestern krank war. Zu Hause angekommen, arbeitete ich noch ein wenig am Porträt der Demoiselle von Düren.

Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei Mad. Claude, ich traf sie mit ihrer Schwester und Herrn Gerdis vor ihrer Thür, später kam auch Mad. Gerdis dazu. Als Mons. gegangen war, gingen wir hinaus. Während ich ihr Porträt noch ein wenig retuschirte, kamen einige Magistratspersonen in einer Angelegenheit, die den Sohn der Tochter eines Hausbewohners betraf, der gestohlen haben soll. Mad. Claude spielte Klavier, sie spielt recht gut. Mademoiselle Kämmerer zeigte mir ein Buch eines Londoner Verlegers mit Stichen nach Gravert von Longueil. Mad. Gerdis erzählte mir, Mr. Wolters habe mich für den Cousin der Damen gehalten, sie haben mich in der Tat überall für ihren Vetter ausgegeben. Ich speiste zu Haus.

Nach dem Essen besuchte ich den Vater des Geistlichen Nieschke, der aber nicht zu Haus war.

Dann ging ich zu Flörke, nachzuschauen, ob er Landkarten habe, doch fand ich nichts. Er zeigte mir Stiche, aber nichts Neues. Er hat einen Colas (Stich Chodo-

wicckis), den er für vier bis fünf Gulden verkauft. Ich war dann noch in der Dominikanerkirche, um mir die Gemälde anzusehen. Ich beginne an der Originalität der Kreuzigung Sankt Peters zu zweifeln. Auf dem Heimweg traf ich Joseph Brunati, der mich bat, ein Porträt ein wenig zu retuschieren, da es ihm nicht genügend getroffen erschiene. Ich erwiderte, ich müßte zuerst das Porträt sehen und das Original, er versprach mir beides zu zeigen. Dann frug er mich noch verschiedenes dieser Art, das ich nach besten Wissen beantwortete.

Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr war ich bei Mons. M., der mich sehr gut aufnahm, er hat ein junges Mädchen geheiratet, die Tochter eines Weinhändlers. Ich bot ihm meine Dienste in Berlin an.

Vor dem Abendessen hing wir Familienbilder auf, nach dem Essen zogen wir noch einige auf. Ich habe sie in zwei Reihen arrangiert. Die erste Reihe enthält das meiner Schwester, meines Bruders und ihrer Kinder; die zweite das Porträt meiner Frau, das meinige und die der fünf Kinder, darunter das Bild Jeanettes, der Stütze der Familie.

23. Juli. Ich habe die Porträts der Demoiselle von Düren und der Mad. Gerdis vollendet. Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr ging ich zur Peterkirche mit meiner Mutter, Schwester Henriette und meiner Tante. Mons. Fabritius predigte über Psalm 126: „Wer mit Tränen säet, der wird mit Freuden ernten.“ Nach der Kirche gingen wir, um die Häuser zu betrachten, die wir von der verstorbenen Tante Chodorwiecka geerbt haben. Es sind wahre Hütten, Kasernen gleich, stets eine Wohnung oben, eine unten, zu 20 bis 21 Gulden Miete pro Jahr. Um 11 Uhr war ich bei Mad. Dhmchen, um zu fragen, wann es ihr passe, daß ich käme, um ihre und des Primas' Silhouette anzufertigen; sie ließ die Sache noch im Ungewissen, ich sagte, daß ich am Abend nochmals versprechen würde. Ich war nochmals in der Dominikanerkirche, die Gemälde zu betrachten. Zu Mittag kam ich nach Haus. Mons. de la Motte, der Vater von drei Kindern ist, die zur Schule gehen, schickte mir eine Gefriermaschine aus englischem Ton, die ich ihm abschicken soll. Ich fertigte eine Zeichnung an. Um 4 Uhr begann ich das Porträt meiner Schwester Luise. Meine Tante hat mich genötigt, einen silbernen Trinkbecher für ihre Enkelin Henriette zu kaufen. Um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr ließ mich Mad. von Keyserling bitten, zu kommen und meine Porträts ihrer Schwägerin zu zeigen. Ich ging hin, aber als ich dort war, bemerkte ich, daß ich die Berliner Bilder nicht bei mir hatte. So konnte ich ihnen nur das des Mons. Gerdis vorlegen, welches man gut getroffen fand, aber geschmeichelt und besser gezeichnet als das seiner Frau, wie Mad. von Keyserling sagte. Ich beskrit die. Die Frau Gräfin zeigte mir unter ihren Emailen ein gut gezeichnetes Porträt, das aber im Kolorit mißlungen war,

sie hatte Schwarz für Purpur genommen. Sie bemerkt zu viel Weiß für die Coiffüre, das macht keinen guten Effect. Als Bindemittel verwendet sie Ebenholzöl. Hier- nach ging ich zum Primas, wo ich Monsf. und Mad. Gerdis, Mademoiselle Grolath und einen Domherren antraf. Der Primas erklärte mir den Umriss des Namens Silhouetten: Marquis de Silhouet, der an der Spitze der Finanzgeschäfte (des Königs von Frankreich) stand, hatte nichts weiter im Sinn, als Ersparnisse zu machen. Er sparte an den Pferden, an der königlichen Tafel, überhaupt an allen Ausgaben des Königs. Eines Tages sagte der König zu jemandem: ich möchte über Silhouettes Ersparnisse an allen meinen Ausgaben, nur auf meine Porträts hat er dieselben noch nicht ausgedehnt. Um nun auch noch dieses Gebiet zu gewinnen, ordnete Silhouet an, daß nur noch Schattenbilder vom König gemacht werden sollten. Er sagte, der König zahle für jedes Porträt, das er verschente, 100 Louis, es seien angeblich alles Originale, in Wahrheit aber fertige man sie nach einem guten Bildnis des Königs und erst zum Schlusse gäbe der König eine Signatur.

Nach dem Couper zeichnete ich die Silhouette des Primas, der Mad. Gerdis, der Mademoiselle Grolath, des Monsf. Gerdis, des Monsf. Ledtkovskt, des Domherren und des Arztes Monsf. Kandt. Der Primas lud mich für morgen zum Diner und Couper ein, damit ich noch die Silhouetten seines kleinen Neffen und des Töchterchens der Mad. Dmichen zeichne. Ich werde mich den Umständen anpassen und morgen früh 7 Uhr kommen, um die Silhouetten zu zeichnen.

Auch bat ich, den Domherren um 7 1/2 Uhr kommen zu lassen, was man versprach. Ich war noch bei Demoiselle Grolath und nachmittags bei den Gerdis. Mad. Gerdis hat erneut um ein Madonnenbild für die Eustrofin Ledtkovskt. Ich zeigte ihr das zerbrochene Porträt, worüber sie sehr betrübt war. Sie bat mich sehr, ein anderes anzufertigen. Endlich um 11 Uhr abends trennten wir uns. Gerdis und ich begleiteten Demoiselle Grolath, dann ging ich nach Hans.

24 Juli. Nach kurzer Arbeit am Porträt meiner Schwesler ging ich zu Demoiselle Grolath. Sie stand schon am Fenster, das half mir, das Haus leicht zu erkennen. Durch den schon genannten Schwund ist sie einmal in Postell gemalt worden, aber wenig gelungen. Früher war sie eine leidenschaftliche Jägerin und Reiterin, auch der Vater liebte die Jagd sehr. Einmal ist sie mit dem Bürgermeister Comradt ausgezogen, doch trübte ihr Pferd so rasch, daß der Bürgermeister vergebens versuchte, in ihrer Nähe zu bleiben. Im Gestrüpp verlor er den Hut, die Perücke, zuletzt Kopf und Herz. Ihre Mutter kam und zeigte mir ihre Malereien. Der Vater hatte auch eine große Vorliebe für Naturkunde gehabt, ihm hat sie auch Insekten und dergl. präpariert. Auch ein kleines

Tuschbildchen brachte sie, welches ein schlafendes junges Mädchen, das von einem Landmann geweckt wird, darstellt. Hierauf war ich beim Fürstprimas, dessen Bild ich fertigstellte. Gestern hatte er mich sehr mit Zureden gequält, sein zweites Porträt in der Vergrößerung hier in Danzig fertig zu machen. Ich hatte alle Arten von Gründen angeführt, unter anderen, daß ich kein Pergament habe; sofort versprach er, morgen solches mit seinem Schweizer zu schicken. Er schickte auch in der Lat, dieser Schweizer brachte zwei Bogen, den einen für das Porträt, den anderen als Geschenk für mich. Von Mademoiselle Grolaths Mutter, die durch ihre Tochter davon gehört hatte, wurde mir ebenfalls ein Blatt gebracht. Ich führte dann noch das Fehlen mathematischer Instrumente an, sofort brachte er mir eine sehr schöne englische Garnitur, die er mir leihen will. Nachdem ich seinen Schattensiß angefertigt hatte, zeichnete ich noch diejenigen der Mad. Dmichen und des Domherren. Hierauf setzten wir uns zu Tisch. Ich saß neben Dr. Wolff, er begann über die weißen Bein- kleider der Soldaten zu spotten, als ich um Erklärung bat, begann er, sich mit so viel Animosität und Grobheit über den König und die preussische Regierung auszulassen, daß ich mich indigniert abwandte und es vorzog, ihm nicht zu antworten, doch er ließ sich immer mehr fetteißen und äußerte, er möchte lieber ein Schwem sein, als ein Untertan des Königs von Preußen. Ich erwiderte ihm so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten: ich für meinen Teil bin lieber Untertan des Königs und überlasse sehr gern die Eigenschaften eines Schwemes denen, welche den Mut nicht haben, dies ebenfalls vorzugehen. Dies beendete den Streit. Danach sang er gelegentlich einer Ausrufung, daß die Berliner Ärzte Genies sein, wieder zu reden an und brachte vor, in einem Staate, in dem der Jovang herrsche, könne es keine Genies geben, was ich lebhaft bestritt, indem ich zahlreiche brandenburgische Genies nannte, die es bis zu hoher Vervollkommnung gebracht hätten. Ich wurde von Dr. Kunst (Kandt?) unterstützt, und er wurde wieder zum Schwimmen gezwungen. Nach dem Essen fragte mich der Primas, ob ich noch mit ihnen Kaffee trinken wolle, ich erwiderte, ich würde mich nach meinem Wunsche richten. Er erinnerte mich, daß ich es oft verweigert habe, ihn zu trinken. Darauf antwortete ich ihm, daß es öfters Kalle gegeben hatte, wo ich genötigt gewesen sei, direkt nach dem Diner zu anderen Leuten zu gehen. Dann waren wir noch vor der Türe (auf dem Verschlag) Monsf. Grischow hatte auch hier gesessen. Mad. und Mademoiselle Dmichen kamen, sie schalten mich, daß ich Demoiselle Grolath zu schön gemalt habe. Wir tranken Kaffee, danach rollte ich meine Zeichnungen zusammen und wollte nach Hans zurückgehen, doch bat mich der Primas zum Couper zu bleiben und

dann die Kinder Stanouch und Marouchna zu zeichnen. Als ich ging, folgte er mir und bestürmte mich nochmals mit Bitten, sein großes Porträt zu machen. Ich weigerte mich standhaft, endlich beschränkte er sich auf das Gesicht, und sagte, ich solle nur das Gesicht kopieren, er würde mir noch einmal sitzen, damit ich es beenden könne. Das Ende war, daß ich mich ergab und es ihm versprach.

Vom Primas weg ging ich nach Haus. Die Komtesse Keyserling hatte nach mir geschickt und mich zu sich bitten lassen, auch ist eine Dame im Wagen vorgefahren, man vermutet die Gräfin Czapska, und hat nach mich gefragt. Gestern abend war Monsf. Boquet zum Tee bei mir, doch trank er nur Milch. Um 5 Uhr verabschiedete er sich, ich ging mit ihm, um Mad. Claude zu besuchen, zu der auch der Starost Ledikowski kommen wollte, doch traf ich niemanden an, wohl aber wurde mir ein kleines Billekt gereicht, in welchem Monsf. Gerdis mich auf morgen zum Diner bat. Ihn und Mad. Claude, die mich auch zum Souper geladen hatte mußte ich um Entschuldigung bitten, daß ich nicht kommen könnte, da am genannten Abend um 8 Uhr die Gräfin Czapska mich erwartete. Ich bestellte mein Pferd, ging nach Haus, um die Kleidung zu wechseln, und um 6 Uhr ritt ich aus. Ich passierte den Wall bis ans Jakobstor, hier schlug ich den Weg ein, der seitlich des Hauses des Monsf. Rosenberg abgeht; es sind noch mehrere schöne Häuser und Gärten hier, doch kam ich leider nicht sehr weit, sondern mußte umkehren. Ich ritt denselben Weg zurück, passierte die große Allee, kam nach Langfuhr und Heiligenborn. In einem Garten, der dem Sohn des Herrn Lohrmann gehört, kam ich vorüber, er ist sehr schön, viele Marmorfiguren stehen darin und farbige Gnomen, auch eine Grotte gibt es, an deren Eingang zwei Nymphen sitzen. Von hier aus schlug ich den Weg nach Lempelburg ein, doch kehrte ich bald wieder um, ließ mir eine Flasche Bier geben und ritt über Schildlich heim, wo ich erst um 9³/₄ Uhr ankam. Mir war detart heiß geworden, daß ich Wäsche und Perrücke wechseln mußte. Als ich zum Primas kam, saß alle Welt bei Tafel, von Freunden waren nur Monsf., Madame und Mademoiselle Dhmchen zugegen. Weder die Gräfin noch der Chevalier saßen an der Tafel, aber sie lief herum. Ich entschuldigte mich beim Primas, als wenig und stieg dann gleichzeitig mit den Kindern nach oben, um deren Silhouetten zu zeichnen. Die Gräfin begleitete uns und bald folgte auch Mad. Dhmchen, damit ich sie ebenfalls zeichne. Ich begann mit den beiden Kindern, aber bald kamen Demoiselle Dhmchen, die ihre Mutter holte, so daß ich diese nicht mehr zeichnen konnte. Doch ließen sich die Gräfin und der Graf zeichnen. Beim Fortgehen nahm mich Monsf. Ledikowski noch mit zu sich, damit ich seine

Grau zeichne, diese war schon im Negligé und ohne Coiffüre, dennoch empfing sie mich sehr gut, wir machten uns gegenseitig viel Komplimente, ohne sie ernst zu meinen, endlich warf sie ihre Nachthaube fort, plazierte sich und ließ sich zeichnen. Dann kam ihre älteste Tochter, sie begegnete mir sehr höflich. Ich bat sie um Entschuldigung, daß ich um 1 Uhr in der Nacht zu ihnen käme, doch sei dies die Schuld ihres Vaters. Dann ließ ich sie Platz nehmen und zeichnete sie gleichfalls. Hierauf begab ich mich nach Haus.

25. Juli. Ich war in der Kirche, nachdem ich vorher Silhouettenpapier zu Mr. Gerdis gebracht hatte, weil ich dort zeichnen wollte. Bei der Generalin Czapska war ich, jedoch ohne sie anzutreffen, Mad. Gerdis ist leidend. Als ich mit ihrem Gemahl im Fenster lag, glaubte er den Wagen der Gräfin Czapska nach dem Stall fahren zu sehen, also mußte sie wieder zu Haus sein. Ich eilte dahin, doch war sie noch nicht zurückgekehrt. In der französischen Kirche hörte ich Monsf. Boquet, beim Weggehen traf ich Mad. Waasberghe mit den Damen Kämmerer und Claude. Ich trat zu ihnen, Mad. Waasberghe überhäufte mich mit Vorwürfen, weil ich ihr nicht auch die Porträts gezeigt hätte, die ich gemalt habe. Ich sagte ihr, daß sie dieselben noch bei den verschiedenen Eigentümern sehen würde.

Beim Abschied reichte ich Mad. Claude die Hand, am Wagen des Monsf. Gerdis nötigten mich die beiden Schwestern, zu ihnen mit einzusteigen, wir fuhren nach ihrer Wohnung, wo mir Mad. Claude noch einige Sachen auf dem Klavier vorspielte. Bis gegen Mittag blieb ich mit den beiden Schwestern zusammen. Als wir von Mad. Claudes Wohnung zu Monsf. Gerdis gingen, begegneten wir Monsf. van der Emissen, der sehr erstaunt war, mich noch in Danzig anzutreffen. Das hatte seinen Grund darin, daß ich bei unserem letzten Zusammensein ihm sagte, ich sei im Begriff abzureisen. Bei Monsf. Gerdis trafen wir Monsf. Wolters, wir speisten, und nach dem Essen begann ich zu zeichnen, erst Monsf. und später Mad. Gerdis. Um 2 Uhr gingen Monsf. Gerdis, Monsf. Wolters und Mademoiselle Kämmerer in die Katharinentirche, ich blieb bei Mad. Gerdis und Mad. Claude.

Schließlich wurden wir benachrichtigt, daß Mad. Valentine zu Mad. Claude zu Besuch gekommen war, so begaben sich Mad. Claude und Mad. Gerdis in die Wohnung der ersteren, und ich ging nach Haus mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Zu Haus ordnete ich die Wechselangelegenheit mit meiner Tante. Nachdem ich mit meiner Mutter Kaffee getrunken hatte, ging ich wieder zu Mad. Claude, wo ich schon Monsf. Ledikowski antraf. Ich begann seinen Schattenriß, an dem er viel Freude hatte. Die Haare hatte ich ihm an der

Stien ein wenig dichter gemacht. Dann ging ich nach Hause, nachdem ich ihm noch gesagt hatte, er solle mir seinen Sohn und seine Tochter bringen, damit ich auch ihre Profile zeichne.

Mons. Fejter kam, wir speisten zusammen, nach dem Essen zeichnete ich Mons. Fejters Profil, um 10 Uhr kam auch Mons. Ledkowski mit seinem Sohn. Nachdem ich auch diesen noch gezeichnet hatte, nahm mich Mons. Ledkowski mit zu sich, damit ich auch noch seine jüngste Tochter zeichne. Die ältere Tochter begegnete mir sehr liebenswürdig, sie erzählte mir, sie sei mit der Gaspka und der Keyserling in einer Gesellschaft gewesen, wo viel über mich gelauscht worden sei. Nachdem ich noch der Mutter meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich nach Haus. Vor dem Schlafengehen wollte ich noch mein Tagebuch schreiben, doch konnte ich mein Portefeuille nicht finden. Ich entsann mich, es auf das Klavier bei den Demoisellen Ledkowski gelegt zu haben, wo es, nachdem ich meinen Meißelstift herausgenommen hatte, liegen geblieben war. Das beunruhigte mich sehr, da ja mein Tagebuch sich darin befand, in dem ich mich wohl etwas frei über den Starost Ledkowski ausgesprochen habe. Sehr verärgert legte ich mich nieder und wachte schon am frühen Morgen sehr beunruhigt auf. Endlich war es 7 Uhr, ich begab mich zum Starosten, da ich glaubte, er würde bereits aufgestanden sein, doch war dies nicht der Fall, man sagte mir, ich solle nur hinausgehen zu der französischen Demoiselle. Das tat ich und fand eine Magd, die die Embre auslebte. In einem Alkoven sah ich etwas sich bewegen wie ein Weibchen im Hemd. Ich ließ durch die Magd anfragen, ob man nicht mein Portefeuille gefunden habe. Während diese in den Alkoven trat und dort mit Jemandem sprach, erblickte ich es mit mehreren Sachen, die auf einem Fensterbrett lagen. Als sie wieder heraustrat, zeigte ich es ihr und ließ es mir geben. Dann ging ich, sehr froh, es gefunden zu haben, fort. Um 9 Uhr kehrte ich zurück, um die Bilder zu retuschieren. Während ich an dem von Madame arbeitete, kamen Mons. und Mad. Gerdia, dann ging Mad. mit der älteren Komtesse weg. Sie hat uns alle zum Mittagessen gebeten. Das Porträt der älteren Komtesse hatte ich schon gemacht und arbeitete nun an dem der jüngeren. Mons. Gerdia erzählte mir, die Damen Goussou und Langakowka machten mir schöne Augen, um auch gemalt zu werden, und steng an, wieviel ich von ihnen fordern würde. Ich antwortete ihm, ich würde sie gratis zeichnen. Das hat ihnen viel Vergnügen gemacht. Endlich erschien noch Mademoiselle Hazargewiska, die Tochter des Residenten von Polen, mit ihrer Gouvernante, einer alten Schlesiern. Sie spricht recht schlecht französisch. Dieser Tag war gerade Mademoiselles Geburtstag, beide blieben um Diner. Als die Essenszeit heranrückte und man uns aufsahe, daß serviert

sei, gingen wir hinunter. Man hatte gewünscht, daß ich die junge Hazargewiska zu Tisch führte. Der Marschall Piedrozewski saß mit an der Tafel. Mein Platz war zwischen Mad. Gerdia und Mademoiselle Goussou, die mir viel von ihren Eltern in Berlin erzählte. Nach Tisch gingen wir wieder hinauf. Nachdem Mademoiselle Ledkowska einige Piecen auf dem Klavier gespielt hatte, gestattete sie mir, ihr Porträt zu zeichnen und danach machte ich das ihres Bruders.

Um 4 Uhr ging ich mit Mad. Gerdia zu Mad. Claude. Verber hatte ich das Porträt Mademoiselle Gerdia' vollendet, dann machte ich das der Mad. Claude. Verber war noch Mons. Welters gekommen und hatte Mad. Claude sehr hübsch mit der Violine begleitet.

Gegen abend sandte uns Mons. Ledkowski eine Melone, die wir miteinander verpeissten.

Um 8 Uhr kam ich nach Haus zurück, ob zu Abend und ging wieder zu Mons. Ledkowski, um von den Mademoisellen Goussou und Langakowka und den Damen Chrzaszewiska und ihrer Begleiterin aus dem Haus der Generalin Gaspka Silhouetten zu zeichnen. Der Marschall Piedrozewski brachte uns von dem Dessert. Nachdem ich fertig war mit Silhouettenzeichnen, ging ich nach Haus.

27. Juli. Ich arbeitete am Porträt meiner Schwester Luise weiter. Das des Primas begann ich zu vergrößern.

Der Mad. Gerdia brachte ich das ihrige.

Mons. Uphagen ließ mich bitten, bei ihm vorzusprechen, ich war vor Tisch dort, und er machte mir den Vorschlag, seinen Vater in Ettrich zu malen. Ich sagte ihm, daß ich, da ich nur noch kurze Zeit in Danzig bliebe, keine Zeit habe, noch auswärtige Aufträge auszuführen, wenn aber sein Vater geneigt sei, nach Danzig zu kommen, so würde ich ihn noch malen.

Dann arbeitete ich am Porträt meiner Schwester Luise weiter. Bei Mad. Claude schwärzte ich die Silhouetten von Jeannot und Henriette, den Kindern der Mademoiselle Gerdia, und zeichnete ein Muster für einen Schol, den Mad. Kämmerer sticken will.

So schwärzte ich die Silhouette der Mad. Langakowka und die der Mademoiselle Goussou. Mademoiselle Chrzaszewiska kam, nach ihr die Frau eines Kaufmanns, die im Dienste der Fürstin Lagutka steht. Nach dem Abendessen ging ich noch hin, um die Silhouette des Mons. Piedrozewski zu zeichnen. Als ich vor einem der letzten Häuser in der Heiliggeiststraße vorüberkam, sah ich vor einer Tür junge Demoisellen, die mich wiederholt anriefen. Ich kehrte um, um zu sehen, wer das wäre, ich erkannte Mademoiselle Goussou mit der jungen Komtesse und Mons. Piedrozewski, die zum Wandersbündchen bei der Frau des oben genannten Kaufmanns gewesen waren. Mit ihnen zusammen ging ich nach Haus und machte dann die

genannte Silhouette. Danach wollte ich zu Monf. Gerdis gehen, wo ich nachmittags war, um mit ihm über die Stahlplatte zu sprechen, die ich für das Porträt des Primas herstellen ließ (um das Pergament darauf zu spannen). Er riet mir, lieber Kupfer zu nehmen und veranlasse mich, ein solches in der Nachbarschaft zu bestellen. Herr Grischow war auch da, und man bat mich, zum Abendessen zu kommen, aber als ich Herrn Piedrozewski verließ, fing es an zu dämmern, und ich beilte mich, nach Haus zu kommen.

28. Juli. Ich habe die Kupferplatte bei Monf. Gerdis holen lassen, das Pergament aufgespannt und noch andere Vorbereitungen getroffen. Nachmittags war ich bei Monf. Gerdis. Er war allein zu Haus, seine Frau war mit Mad. Claude in eine französische Kirche gegangen. Ich zeichnete aus dem Fenster einige Polen, die mit Töpfen handelten. Hierauf gingen wir zu Mad. Claude, wohin uns Monf. Terzier zur Vollendung seines Porträts bestellt hatte. Später ging ich zu Mademoiselle Gousséau, wohin ich Monf. Piedrozewski zur Vollendung des seinigen verschickt hatte. Dann kehrte ich zu Mad. Claude zurück, die inzwischen mit Mad. Gerdis auch wieder heimgekehrt war. Als sie am Fenster standen, bot ein polnischer Topfhändler seine Waren an, Monf. Gerdis sagte zu ihm, er solle seine Töpfe herauswerfen, er machte Miene dies zu tun, und hätte es wohl auch getan, wenn man ihm Vorteil davon versprochen hätte.

Als ich noch bei Mademoiselle Gousséau war, kam ein Dominikanermönch zu ihr. Sie küßte ihm die Hand, worüber ich ihr nach dessen Weggange Vorwürfe machte. Sie entschuldigte sich aber damit, daß das einmal hier so Sitte sei.

Um 7 Uhr ging ich von Mad. Claude. Vor dem Hause begegnete ich Monf. Junkers dem älteren, der mich zum Abendessen einlud. Ich ging zuvor nach Haus und begab mich um 8 Uhr zu ihm. Er zeigte mir einen Katalog von Gemälden und Stichen, von denen ein gewisser italienischer Baron eine Lotterie betraufalten wollte. Um 10 Uhr kam ich nach Haus zurück.

29. Juli. Das Porträt des Primas habe ich vergrößert und zu malen begonnen. Mittags war ich bei ihm, um den Grafen Podolski zu zeichnen, doch war er nicht da, und seine Gemahlin sagt, sie glaube auch nicht, daß er kommen würde. Sie frag mich, ob ich zum Essen bleibe, worauf ich erwiderte, das hänge vom Fürsten ab. Hierauf kam Mad. Ohmchen und frag mich gleichfalls, ob ich hier aße. Ich bejahte, ging, beim Reiknecht mein Pferd zum Ausreiten zu bestellen, und kehrte dann zum Primas zurück.

Beim Weggehen traf ich den Grafen, welcher mit seinem Diener, der einen Spiegel trug, von einer Versteigerung kam. Er bat mich, ihn für heute zu entschuldigen. Von der Tafel erhob er sich sehr bald wieder,

um nochmals zu der Versteigerung zu geben. Die Komtesse machte sich über mich lustig, daß mein Modell sich aus dem Staube gemacht habe. Zwischen dem Arzte Kunst, dem Chevalier und der Komtesse entstand ein Streit: die beiden Herren sprachen davon, daß ein polnisches Mädchen der Mad. Ohmchen hübsch sei. Kunst selbst sagte, sie habe das Aussehen einer Hirtin der Dichter, die Gräfin aber behauptete, sie sei nicht hübsch. Endlich schlug die Komtesse vor, man solle sie mir zeigen, wir stiegen also ins Zimmer der Mad. Ohmchen hinauf. Sie kam herein, Kunst zeigte sie mir, rühmte mir ihren Busen und ließ ihn mich flüchtig sehen. Dennoch konnte ich nicht sagen, sei sie hübsch, und ging schließlich.

Da ich den Damen-Kämmerer und Claude versprochen hatte, mich etwas mit ihrem Prozeß bekannt zu machen, begab ich mich zu ihnen. Mademoiselle Kämmerer stückte und Mad. Claude hatte sich hingelegt. Sie lasen mir die Fragen des Monf. Goussine vor, die er stellte, als ihm die Sache übergeben wurde. Er hatte sich nach verschiedenen Gegenständen erkundigt, die sie in Geld oder Schmucksachen von ihrem verstorbenen Onkel zum Geschenk erhalten haben. Sie haben von Grabia und Wölm (Wöler) ungefähr 400 Taler auf Rechnung der 1000, die sie erhalten sollten, bekommen, d. h. 900 von Monf. Odoul (?) und 100 vom verstorbenen Onkel, indem sie teilnahmen an dem Legat, das Odoul zu seinen Günstigen festgesetzt hatte. Es verhält sich so, wie sie gesagt haben; Grabia soll ihnen außerdem noch eine Summe von 100 Talern schulden, worüber sie ihn Rechnung geschickt haben. Sie baten mich, Goussine zu fragen, ob Grabia auf ihre Rechnung geantwortet habe. Ich versprach ihnen, mich genau über alles zu informieren und ihnen zu schreiben. Sie glauben, daß das Testament nach dem Hinscheiden Odouls gemacht sei, aber da die Herren Erman, Louis Perrot, François Roussel u. a. das Testament unterschrieben haben, ist doch anzunehmen, daß es in aller Form gemacht ist. Sie lasen mir auch einen Teil des Plaidoyers des Vaters Odoul vor, das er niedergeschrieben hatte, als er das Testament umstoßen wollte. Während wir mit dieser Affäre beschäftigt waren, hatten sich die Damen Gousséau, Langakowiska, Chraszszewska und die kleine Starostzancka an das Fenster gesetzt und wir machten nun viel Komplimente und Grimassen, endlich baten sie mich, ihnen für einen Augenblick meine kleine Sammlung von Zeichnungen zu schicken. Sie haben sie zurückgeschickt.

Von hier aus ging ich nach Hause, wo ich noch ein wenig am Porträt des Fürsten arbeitete. Um 6 Uhr bestieg ich mein Pferd. Ichritt durch das Hobe Tor, links am Wall herum bis zum Langgarten, über den langen Markt, die lange Gasse. Zuerst wollte ich vom

Hohen Tor aus durch Schottland, da aber hier das Pflaster zu schlecht ist, lebete ich kurz vor dem Ziele um und kam durch Langgarten um 8 1/2 Uhr nach Haus.

30. Juli. Ich habe meine Briefe besohlen lassen. Monf. von Rosenbergs hat mich bitten lassen, um Vorbeikommen bei ihm mit vorzusprechen; ich versprach es für morgen.

31. Juli. Ich arbeitete am Porträt des Primas weiter. Um 9 Uhr war ich bei Monf. von Rosenbergs, der mich nach dem Preis einer Kopie seines Bildes fragte. Ich verlangte 8 Dukaten. Er hat mir 10 Dukaten für das Original gezahlt und sagte dabei, dies sei mehr, als mir Monf. von Kesselring gegeben habe. Ich versuchte ihm glaubhaft zu machen, daß dies nicht der Fall sei.

Dann ging ich nach Haus zurück, um mit meiner Arbeit fortzufahren. Meine Tante sprach mich von einem Porträt der Madame Schwaße, die sich malen lassen wollte. Ich wollte es, wegen meiner baldigen Abreise, nicht übernehmen und weil sie, eine ehemals hübsche Frau, durch eine lange Krankheit und den plötzlichen Tod eines Kindes abgemagert und bleich geworden war. Man würde das Porträt unschön finden, da man sich immer noch der ehemaligen Schönheit des Originals erinnert.

Um 11 Uhr war ich bei dem Primas, um sein Porträt zu überarbeiten. Er sagte mir, er habe vermitteln wollen, daß eine hübsche Frau, Mad. Diederich, mich mit ihrem Porträt beauftrage, doch habe er nicht gewußt, wie lange ich noch hier bleibe.

Ich werde noch hier bleiben

Als das Porträt fertig war, fand man, daß es noch ähnlicher sei als das erste. Er behielt mich zum Diner da, und während der Mahlzeit wurde viel über die Schönheit und die Tugenden der Frauen geredet.

Da der Primas nun fertig war, arbeiteten wir noch ein wenig am Porträt des Grafen. Nach aufgehobener Tafel gingen wir ins Zimmer des Fürsten hinunter, um dort Kaffee zu trinken.

Danach sagte ich dem Fürsten, ich würde ihm Montag sein kleines Porträt wiederbringen, von dem er so sehr begeistert ist. Er bat mich, bei ihm zu speisen, so lange ich noch in Danzig sei.

Von hier ging ich zu den Damen Claude, um ihnen das Porträt zu zeigen. Als ich in der langen Gasse war, begegnete ich den Herren Bardin, Plagmann, Ch. Lantier, Hebelcar, Geulen, den beiden Jordan und Broch. Ich grüßte sie Alle. Monf. Hebelcar fragte mich, wie lange ich Zeit zu meiner Reise gebraucht hätte. Ich sagte, acht Tage und am neunten sei ich morgens um 8 Uhr angekommen. Darüber staunte er sehr und konnte es fast nicht glauben.

Bei den Damen Claude traf ich den Pastor Dequet, ich zeigte ihnen das Porträt und die zweite kleine Samm-

lung, wo sie Ähnlichkeit zu finden glaubten. Dann wollte ich gehen, aber sie baten mich zu bleiben, bis ihre Schwester käme, was nicht mehr lange dauern könne. Mad. Claude zeigte dem Pastor die Porträts, die unten hängen. Er spendete allen Besfall, besonders dem der Demoiselle Kämmerer, das er am ähnlichsten findet. Mad. Gerdie kam mit der Schwester ihres Gatten, welche einen kleinen Gzarst, Kessen des Ettraum, an der Hand führte. Auch sie sandten das Porträt sehr ähnlich und Mad. Gerdie bestimmte mich wieder um das Ringbild. Ich versprach es ihr Montag. Sie bat, ich solle mich für Montag mit niemand verabreden, sondern bei ihr speisen. Ich versprach es und ging dann mit dem Gesilichen, da dieser mir gesagt hatte, wenn ich wolle, würde er mit mir in den Garten des Marquet gehen, in welchen man auf dem Postensteig gelangt, doch war er geschlossen. Wir verfolgten die Straße am Wall, durch den Langgarten und über die Grüne Brücke und begegneten noch Herrn Lantier, Plagmann und der älteren Baudouin. Plagmann sagte mir, er habe vor seiner Abreise meine Frau und Kinder bei bestem Wohlsein gesehen, er habe Briefe erhalten mit der Meldung, daß der Sieur Marquet auf meine Anweisung nichts gezahlt habe, ich sollte mir nur den Brief zeigen lassen, wenn ich nach Berlin zurückkäme und ohne Gede das nächste Mal wieder auf ihn gehen. Monf. Baudouin geht von hier nach Königsberg.

Auch Monf. Vernezobte trafen wir, der uns viel von der Tausche des nachgeborenen Kindes eines Monf. Etande erzählte, die morgen in der französischen Kirche stattfinden soll, das Kind soll sehr viel Lauszeugen und Paten mit 5 Namen haben. Monf. Bequet sagte mir, ich solle versuchen, in die Academie am Hohen Tor zu kommen, es solle dort viel Seltenheiten geben. Monf. Gerdie könne mir behilflich sein, da er mit dem Baron Fern, dem Inspektor, bekannt sei. Von hier ging ich nach Hause. Das Porträt der Mlle. Gouffean habe ich beendet und es ihr mit dem der Dame Langkowitz nach dem Abendessen gebracht, ich traf da die junge Etareitzonta. Ich zeigte ihnen meine neue Sammlung, die Demoiselle Langkowitz hat herausgefunden und weiter erzählt, daß ich die Demoiselle Gouffean gemalt habe, wie sie einem Pfester die Hand küßt und mich gebeten, ihr die Zeichnung zu geben, was ich auch that. Um 9 Uhr ging ich nach Hause. Monf. Bequet bat mich auch, die drei Porträts von ihm, seiner Frau und den Kindern nicht nach Danzig, sondern an seinen Vater nach Magdeburg zu schicken.

1. August. Um 9 Uhr war ich in der französischen Kirche in der langen Gasse. Ich traf Monf. Plagmann, der die Verluste und Monf. Kuchelien erwartete, um mit ihnen nach Waagsuhr zum Diner zu gehen, sein Sohn, sein Kommiss und der junge Phöbe freuten sich sehr, mit mir zusammen die Kirche besuchen zu können.

Mr. Boquet predigte über die Segnungen der Demut. Nach dem Gebet kaufte er das Kind der Mademoiselle Etancke, ein Töchterchen, es hatte fünf Namen, zwei Pächten und drei Laufzeugen erhalten, nämlich Monsf. Kadé, Monsf. Gerdis, Mad. Boquet, Mad. Claude und Mad. Wobfer; Mad. Gerdis war Gevaterin. Vor der Kirche traf ich Monsf. de Waasberghe, der mich beklagte, daß ich ihm nicht alle Porträts, die ich gemacht, gezeigt hätte. Ich sagte ihm, er würde sie schon nach und nach bei den Personen, die ich gemalt habe, zu sehen bekommen. Den Grafen und die Gräfin Podofka hat er gesehen, er bat mich, nicht abzureisen, ohne ihn besucht zu haben.

Beim Fortgehen half ich Mad. Gerdis und Mad. Claude in ihren Wagen, sie batem mich mit einzusteigen, ich dankte, danach stiegen Monsf. Gerdis und Monsf. Wolters zu ihnen, ich besuchte mein Pferd und bezahlte seine Pension. Dann ging ich zur Dominikanerkirche und ging hinter dem Altar herum. Ich sah die Prozession aus dem Kreuzgang kommen, postierte mich an den Eingang, wo die ganze Prozession vorüberzog. Die Damen Souffreau, Lanzakowfka, Ehrzafzowfka und die andere Kammerfrau der Gräfin Czapska gingen mit im Zuge. Die Musik war sehr schön.

Dann ging ich nach Haus, wir aßen, danach war ich mit meiner Schwester in der Elisabethkirche, wo Monsf. Drusburg über die Wandlung von Wein und Brot und die Messe sprach. Nach Hause zurückgekommen, wurden wir von meiner Tante mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Das Porträt meiner ältesten Schwester habe ich beendet und das der jüngsten begonnen. Um 6 Uhr rit ich aus. Ich kam durch das Dliabar Thor, travfersierte die große Allee und passierte hinter Herrn Cotsmanns Garten. Dort kam ich in einen sehr schönen Wald, wo es viele Gafststätten gibt. Auf dem Rückweg sah ich, als ich am Haus des Herrn von Rosenberg vorbeikam, den ganzen Balkon von Leuten besetzt, die Lautiers schienen mit darunter zu sein. In den Plantagen kam ich an einem Wagen vorüber, in dem Mad. Regel mit zweien ihrer Töchter saß. Sie ist eine Brunati, die zweite heißt Adelgunde. Trotzdem sie viel jünger ist als ich, sieht sie doch recht alt aus. Nach dem Abendessen zu Haus, begann ich einen Kasten für das Porträt des Primas.

Als ich an Mr. Jundfers Hause vorbeiritt, standen da Madame und ihre beiden Töchter, ich hielt mich einen Augenblick bei ihnen auf und ging dann nach Haus.

2. August. Um 6 Uhr war ich mit Herrn Pastor Boquet bei Monsf. Unfolt, der noch schlief. Wir holten ihn ab, um gemeinsam nach Kleinhammer zu gehen, wo ein Garten sein soll, der von vielen Statuen, die allgemein als sehr schön gelten, geschmückt ist. Der Künstler, der sie geschaffen, soll den Preis von hundert Dukaten für ein Flachrelief erhalten haben, er hieß

Eggerfen, war Schwede und ist jung gestorben, er hat auch den Vorbau des Rathauses gebaut. Der Garten ist sehr schön, er hat ein wundervolles Blumenparterre, Promenaden, ein Labyrinth und ein Theater. Die Statuen stellen die vier Temperamente dar, außerdem Minerva, die ein Kind an der Hand führt, das ihr nicht folgen will, und Venus Amor küssend — es fehlt an Zeichnung, der Ausdruck in den Gesichtern ist schlecht. Neben diesem Garten liegt noch ein anderer, ebenso schöner, vom selben Meister, der der Witwe eines Ratsherrn Schmidt gehört. Der Ort ist sehr ländlich und hat dicht dabei auch einen Park mit etwa zehn Stück Damwild und zwei anderen Hirschen. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir von dort zurück, nachdem wir in Langfuhr ein Glas Branntwein und etwas Trieback zu uns genommen hatten. In der Nähe des Hohen Lozes trafen wir Monsf. Loufier, der erzählte, er sei bei den Damen Rosenbergs gewesen, die ihm das Porträt ihres Vaters gezeigt hätten, welches er vollkommen gelungen fände. Dann verbreitete er sich noch über das Reisen und über die Schnelligkeit, mit der ich den Weg zurückgelegt hatte.

In die Stadt zurückgekehrt, traten wir einen Augenblick bei Monsf. Bardin ein, wo wir noch Monsf. Meschke antrafen. Monsf. Bardin hat Etiche für ihn bestellt, die er übermorgen erhalten soll. Dann suchten wir noch Monsf. Linde auf, später auch Monsf. Plafmann.

Endlich kam ich nach Hause und fertigte das Ringbild für Mad. Ledikowfka an.

Als es fertig war, brachte ich es zu Monsf. Gerdis. Mad. Gerdis hatte mich am Freitag gebeten, für Montag mittag keine Einladung anzunehmen. Ich traf in der Nähe ihres Hauses Monsf. und einen Königsberger namens Schön, der nach Berlin reiste. Sie wollten mich nicht vorüberlassen, aber als ich sagte, ich hätte eine Madonna abzuliefern, trennte sich Monsf. Gerdis von ihnen und ging mit mir nach seiner Wohnung. Ich übergab ihm Original und Kopie, er zahlte mir letztere mit drei Dukaten.

Ich bat ihn, mir zu sagen, was ich ihm schuldig sei für die Kupferplatte, er sagte, er wisse es noch nicht und frug, ob seine Frau ihr Bild bezahlt habe, worauf ich ihm antwortete, daß dies nicht eilig sei. Wir verließen nun wieder das Haus, um den andern zu folgen, die die Schwefeln abholten, und zusammen nach dem englischen Hause zu gehen, wohin uns Herr Starost Ledikowfki alle zum Essen gebeten hatte. Außer den genannten Personen waren noch Pastor Boquet mit Gemahlin, Monsf. Wolters und Monsf. Grifchow gebeten.

Nach dem Diner führte man uns in den Turm des Hauses hinaus, um uns die schöne Aussicht zu zeigen, die man von da hat. Als wir wieder heruntergekommen waren, ging ich heim.

Mad. Croft hatte mich zum Abendessen eingeladen, doch hatte ich ihr nichts zugefagt. Beim Weggehen war



Mulame Henry, Frau eines alten Bekannten Chaulucis, und deren Tochter.



*Betende Dame. — Zwei Danziger Damen in Straßentoilette. —
Demoiselle Ledikowski mit ihrer Erzieherin Demoiselle Gousseau.*

ich bei den Damen, wo sich Mad. Ledkowska und die junge Starostzanka befanden. Ich zeigte ihnen meine neuen Sachen und nahm die Porträts der Damen Louzafkowska und Gouffreau mit. Sie sagten mir im Auftrage der älteren Starostzanka, daß diese mich zu sehen wünsche. Ich versprach morgen um 9 Uhr hinzugehen. Dann war ich zu Haus und arbeitete am Porträt meiner älteren Schwester.

3. August. Morgens arbeitete ich an den Porträts meiner älteren und an dem der jüngeren Schwester weiter. Um 9 1/2 Uhr war ich bei der Starostzanka Ledkowska, um nach ihren Wünschen zu fragen. Sie entschuldigte sich, mich behermüht zu haben, sie wolle mich nur sagen, ich solle mich erinnern, daß jemand in Danzig große Freundschaft für mich fühle. Ich erwiderte ihr, nichts käme der Ehrfurcht und Zuneigung gleich, die sie mir für sich eingelöst habe. Nachdem ich sie verlassen hatte, suchte ich noch die Damen Kämmerer und Claude auf, um das Bildnis Mad. Claudes noch ein wenig zu retuschieren. Ich bat sie, mir Taffseide für drei Enveloppen zu besorgen, was sie mir für morgen vormittag versprachen.

Von hier aus ging ich heim, um mich für meinen Besuch bei dem Primas vorzubereiten.

Ein junger Mann hat vorgeschlagen, er sagt, er wolle zwei Damen malen lassen. Man hat ihn zu Ledkowski gewiesen, wo ich nicht mehr war.

Um 12 1/2 Uhr war ich beim Primas, wo ich das Porträt des Grafen Podoski fertig machte und die andere zurückbrachte, welche mit Ausnahme des Bildes der Gräfin alle noch dort waren. Man fand es gelungen.

Es wurde gezeißt, und nach dem Dinet wünschte der Primas, daß ich Ungarwein tranke, ich habe ihn gekostet und dann stehen lassen. Nach meinem Besuch beim Fürstprimas war ich zu Hans. Ich zeichnete mehrere Bildnisse von Kindern und gab sie ihnen. Das Porträt meiner jüngsten Schwester überarbeitete ich noch, um 6 1/2 Uhr wollte ich austreten, aber kann war ich aufs Pferd gestiegen, so begreife es zu regnen. Ich holte mir einen Ubertrock und begab mich dann durch das Hohe Tor zu den Demoiselles Rosenbergs. Sie hatten etwas Neues zu sehen gewünscht, ich zeigte ihnen meine drei kleinen Sammlungen, die ihnen viel Freude machten. Um 8 Uhr kam ich nach Haus.

4. August. Morgens retuschirte ich am Porträt meiner Schwester Henriette, um 11 1/2 Uhr war ich in der Dominikanerkirche, es wurde Messe gelesen und war eine wunderbare Musik. Der Starost Gzyski und die Starostin Ledkowska, die ältere, waren auch anwesend. Ich blieb bis zu Ende.

Mittags freßte ich zu Hause.

Um 2 Uhr war ich bei den Damen Claude, sie hatten auf meinen Wunsch mehrere Sorten Taffe zu drei En-

veloppen, die ich meiner Mutter und meinen beiden Schwestern schenken wollte, gekauft, blau und für das Unterfutter damois und weiß. Auch kam ein junger Mann mit Spitzen, diesem kaufte ich 33 Ellen für 27 1/2 Gulden ab. Mad. Claude hat mir eine Silhouette ihres verstorbenen Gemahls gezeigt, sie ist von Mons. Orabia und sehr schlecht. Danach war ich bei Mons. Bardin, um ihn zu fragen, ob er sich mit meiner Geldangelegenheit befassen wolle. Nachdem ich ihn verlassen hatte, war ich in der Elisabethkirche, wo Mons. de la Motte predigte. Danach war ich zu Hans, wo ich an den Porträts meiner beiden Schwestern arbeitete. Hierauf war ich wieder bei den Damen Claude, die ich nicht antraf. Ich frag Mademoiselle Kämmerer, ob der Taff schon bezahlt sei, da dies noch nicht der Fall war, zahlte ich einhundert fünf Dukaten zur Verrechnung. Der Starost Ledkowski war da, er bat mich, morgen zu ihm zu kommen, er will mir zwei Tabatieren zeigen, die er besitzt. Ich versprach um 9 Uhr zu kommen.

Heute ist der Schweizer des Fürstprimas gestorben infolge eines Schlaganfalls, ohne im geringsten krank gewesen zu sein. Um 6 Uhr stieg ich zu Pferde, ritt durch das Hohe Tor, ich begegnete dem Primas und dem Fürsten Podoski mit den Kindern.

Ich machte einen Spazierritt in der Allee, die nach Langsübe führt, der Regen überraschte mich. Mit verhängtem Hügel elste ich zurück, das Pferd versuchte den Kopf zwischen die Beine zu stecken. Um 8 Uhr kam ich zu Hans an.

5. August. Um 9 Uhr begab ich mich zu Mons. Ledkowski, um mir seine Tabatieren anzusehen, er sagte, er habe sie zu Mademoiselle Kämmerer geschickt. Ich zeigte ihm eine von meinem Bruder gefertigte Dose, die Eigentum meiner Schwester Henriette ist, er fand sie sehr hübsch. Nachdem er mir noch ein Glas Vitor vorgesetzt hatte, verabschiedete ich mich, um zu den Damen Claude und Kämmerer zu gehen. Sie zeigten mir die fragliche Tabatiere. Es ist ein grau-bräunliches Kästchen in Gamalearmalerei mit Kinderreliefs aus Französisch-Fländern. Dann zeigten sie mir auch das Gerüst für die drei Enveloppen, ich zahlte noch drei Dukaten und einen Gulden, und sie gaben mir einen Dukaten für Mons. Legier. Ich nahm die Silhouetten, die bei ihnen gemacht worden waren und die seitdem noch dort lagen, wieder mit. Dann war ich bei Mad. Cerdis, die sich noch unter den Händen ihres Bräutigams befand, sie ließ mich in ihr Zimmer eintreten und bezahlte mir ihr Porträt. Ihr Gatte, erzählte Mons. Ledkowski, wünschte die Porträts seiner Anverwandten, die von Mons. und Mad. Cerdis und ihren beiden Schwestern in Verleuerungen zu haben. Madame beauftragte mich noch, ihr in der Porzellanmanufaktur nach Zeichnung von mir eine Ebstollade taffe aufzusetzen zu lassen. Dies wird in Danzig in

diesem Monat die vierundzwanzigste sein, die ich entwerfe.

Dann ging ich zu Herrn Pastor de la Motte, um Abschied von ihm zu nehmen. Er zog mit sofort die Rolle mit Zeichnungen aus der Tasche und betrachtete eine nach der anderen. Bei ihm weilten noch sein Sohn, seine Tochter, Monsf. Duesbourg und ein anderer Geistlicher. Das Porträt fand viel Anerkennung. Er bat mich, ihm das Kinderbuch Monsf. Basedoms zu besorgen, worin von einem König, der vor einer Schildwache passiert, die Rede ist. Auch die Bilder meiner beiden Schwestern zeigte ich ihm, die er aber nicht erkannte. Er zeigte mir eine Folge von lutherischen Geislichen, die von Wessel gemalt und von Deisch in Schabkunstmanier gearbeitet ist. Dann ging ich zu Monsf. de Waasberghe, er hatte von den Silhouetten des Primas gehört und wußte nun nicht, was das ist. Ich zeigte ihm die von mir gemachten, die ihm sehr gut gefielen. Mit Vergnügen nahm er mein Anerbieten, ihm die seinige und die seiner Frau zu zeichnen, an, und wir kamen überein, daß ich heute Abend um 8 Uhr kommen solle, um die Umrisse zu zeichnen. Er lud mich zu Mittag- und Abendessen ein, was ich jedoch beides dankend ablehnte.

Monsf. Rottenburg, den ich hierauf besuchen wollte, traf ich nicht an. Ich sprach nur Madame, die, seitdem ich sie gemalt habe, das Fieber gehabt hat. Sie bat mich, ihren Gemahl morgen um 6 Uhr zu besuchen.

Von hier ging ich nach Haus. Mad. Claude hatte mir schon den Laß geschickt. Ich öffnete das Paket und sagte meiner Mutter und meinen Schwestern, daß ich diese Seide für sie gekauft habe. Sie schalten mich heftig deswegen. Nach dem Essen nahm meine Schwester das kleine Kästchen vom Schrank meiner Tante herunter, und nötigte mich, die 8 Dukaten, die darin lagen, zurückzunehmen. Dann ließ ich mir von meiner Mutter einen Stuch mit meinem Familienbilde (le cabinet d'un peintre) geben, um ihn Mad. Czapska zu bringen, die ich aber nicht zu Haus antraf. Auch ein anderes Exemplar des Stüches gab sie mir noch, das bis jetzt an der Wand gehangen hatte und ein wenig vergilbt ist.

Von Mad. Junckers und ihren beiden Töchtern nahm ich Abschied, ihr Gemahl war nicht zu Haus. Um drei Uhr kam ich heim, verpackte und versiegelte das Porträt des Primas und arrangierte die Silhouetten. Um sechs Uhr ging ich nachsehen, ob mein Pferd gesattelt sei, da dies aber nicht der Fall war, ritt ich nicht aus und tat auch gut daran, denn es begann stark zu regnen. Auf dem Rückweg vom Reitncht ging ich über den Dominikanerplatz, wo ich einen Mann mit Kupferstichen sah.

Unterdessen war Monsf. Karphoff bei mir gewesen, um sich malen zu lassen, ebenso zwei Damen. Er kam um 7½ Uhr wieder, wir vereinbarten, daß morgen um

7 Uhr das Porträt begonnen werden und nachmittags um 3 Uhr wieder eine Sitzung stattfinden solle. Danach aßen wir zu Abend. Meine Mutter setzte mir Brathuhn vor. Um 8¼ Uhr ging ich zu Monsf. de Waasberghe, um ihn und seine Frau zu zeichnen und kehrte dann nach Haus zurück.

6. August. Nachdem ich mich für die Sitzung mit Monsf. Karphoff vorbereitet hatte, begab ich mich um 8 Uhr zu Monsf. Rottenburg, den ich noch im Bett fand. Ich ging darauf zu Monsf. de Waasberghe, der mich mit Schokolade bewirtete. Nachdem ich sein Porträt gezeichnet hatte, erschien Madame. Ich fertigte auch das ihrige an. In diesem Haus hat der Friede keine Etätte, sie ist im höchsten Grad hypochondrisch, und da er dies auch ist, so geraten diese Verrückten manchmal aneinander. Sie ist, ob schon 64 Jahre alt, eine noch hübsche Frau und wünscht sich nichts als den Tod. Gesellschaften und Prunk, wie er sie nach ihrer Aussage liebt, verabscheut sie.

Um 11 Uhr zog Monsf. de Waasberghe sein Staatskleid an und nahm in diesem Aufzug von mir Abschied, um sich aufs Schiff zu begeben. Er sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine beiden Zeichnungen, die er sehr ähnlich fand und nötigte mich zwei Dukaten auf, trotzdem doch ich selbst ihn überredet hatte, sich zeichnen zu lassen. Dann kug er mir noch Empfehlungen an Monsf. Schütz und Monsf. Reclam auf.

Von hier begab ich mich zu Mad. Verdus, um ihr die zwei Porträts zu zeigen und ihr die vier Gulden für die Kupferplatte zu zahlen. Der Staatsf. Ledikowski und alle anderen erkannten sofort Monsf. und Mad. de Waasberghe. Madame setzte mir eine Tasse Schokolade vor, dann nahm ich von ihr und ihrem Gatten Abschied.

(Lücke im Tagebuch.)

Für heute hatte sie mich zum Diner eingeladen. Später war ich bei ihren Schwestern, um auch ihnen die Porträts zu zeigen, die ihren Beifall fanden. Ich nahm von ihnen Abschied. Mittags war ich bei Monsf. Karphoff und begann sein Porträt. Er zeigte mir zwei, die in Leipzig von einem Maler namens Marino, einem Italiener von mehr denn 60 Jahren, gemalt waren, sie sind recht kraftlos, obgleich ziemlich bestimmt gemacht. Dieser Mann soll von guter Familie, aber durch ein Unglück gezwungen worden sein, Maler zu werden. Er hat eine hübsche Tochter von 18 Jahren, und wenn er einen jungen Mann malt, dem es an natürlicher Munterkeit fehlt, so läßt er seine Tochter hinter sich Platz nehmen, um ihm einen angeregten Gesichtsausdruck zu geben. Sie soll auch angefangen haben zu malen.

Zum Essen war ich zu Haus, wo ich Briefe aus Berlin von meiner Frau und meinen Kindern vorfand. Ich erfuhr aus ihnen, daß Czokowski die 50 Taler

bezahlt hat. Auch ein Billett von Mons. Cobler lag bei, der mich bittet, einen Sekretär des Residenten von Rußland, namens Wolschkow, einen Brief zu überbringen. Dieser würde mir dann für genannten Cobler ein Portrait des Großfürsten von Rußland geben. Nach dem Mittagessen kehrte ich um 3 Uhr zu Mons. Karphoff zurück. Ich hatte das Schwarz, das Karmin und das Rot zerlassen und malte nun eine Stunde lang mit Blau, Ocker und ein wenig Kauschgelb mit Rot gemischt. Um 4 Uhr verließ ich ihn, um zu Haus einen Mann zu erwarten, der morgen schon dazugewesen war, um mich zu besuchen. Ich glaube, es ist der Medailleur du But gewesen, er kam aber nicht wieder. Ich reinschickte dann die Bilder der Waasberge, nachdem ich sie meiner Familie gezeigt hatte. Auf meiner Schwester Henriettes Bitte schrieb ich an Herrn Pastor de la Motte ein Billett, in welchem ich um Erlaubnis bat, ihn heut Abend oder morgen zu einer Stunde, die ihm bequem sei, sein Profilportrait zu zeichnen. Er ließ sich mit unausschiebbaren Geschäften entschuldigen. In Haus arbeitete ich noch am Hintergrund und an der Kleidung auf dem Portrait des Herrn Karphoff und brachte dann um 7 Uhr Herrn Wolschkow den Brief Mons. Coblers. Er versprach, mit dem Residenten zu sprechen und mir dann morgen um 4 Uhr das Portrait zu geben.

Von hier passierte ich den langen Markt, die Lange Gasse und die Lungen Büden. Ich kaufte von einem Bildermann einen Stich „Meg“ (?) von Terberch (?) für 4 Gulden. Mons. Vohrmann sprach mich an, er hatte eine „Darstellung im Tempel“ nach Dietrich von Schmidt gekauft.

7. August. Um 7 Uhr war ich bei Mons. Karphoff, um an seinem Portrait weiterzuarbeiten, von 10 Uhr ab war ich wieder zu Haus und arbeitete dort daran weiter. Dann war ich beim Primas, um mich zu verabschieden, er war nicht zu Haus. Auf dem Weisschlag traf ich Mad. Ohmsden mit ihrer Nichte, der französischen Demoiselle und einem fremden jungen Manne, ich glaube, es war der junge Conradi. Man brachte Schokolade, ich trank zwei Tassen davon. Mad. Ohmsden lud mich zum Diner ein, doch entschuldigte ich mich, ich sei bereits versagt, worauf sie sagte, ich müßte unbedingt kommen. Ich versprach zu kommen für den Fall, daß ich mich freimachen könne. Dann ging ich zum Starost Vedrowski, er war oben und ließ mich durch seine Frau empfangen. Ich nahm in deutscher Sprache von ihr Abschied, sie antwortete mir auf polnisch, so daß keiner den anderen verstand. Dann ging ich zu Mademoiselle Goussreau hinauf, die junge Starosleganka übte sich im Schreiben. Mademoiselle Goussreau gibt ihr deutschen und der älteren Starosleganka französischen Unterricht. Ich schickte ihnen einige Federn, Mademoiselle Goussreau erbathe mir, daß Dan & Louie in Berlin Bankerott gemacht hätten, ebenso auch Kapo.

Von ihnen ging ich nach Haus, wo ich noch ein wenig arbeitete. Mittags war ich bei den Werdis, Madame war allein. Ich zeigte ihr das Portrait des Mons. Karphoff, welches ihr gefiel. Sie bemerkte, ich zeichne die Herren viel ähnlicher als die Damen. Dabei seufzte sie und fragte, warum ich nicht alle Portraits so ähnlich mache? Ich meinte wohl, daß sie die Rede auf das ibrae bringen wollte und sagte, daß nicht alle Physiognomien so charakteristisch seien. Dann kam ihr Gemahl mit dem Starosten Vedrowski nach Haus, sie zeigte ihm das Portrait und machte dieselben bedauernden Bemerkungen. Er fand das Bild auch gut und äußerte dieselbe Meinung wie seine Frau. Endlich sagte ich, wenn sie es wünschten, so würde ich Madame nochmals malen. Nach einigen Erwägungen nahmen sie diesen Vorschlag an. Mons. Vedrowski gab mir für die sieben Portraits und kleinen Schattenbilder 7 Dukaten, davon waren fünf Bilder seiner Familie, die andern Bilder der Dame Claude und ihrer Schwester. Ich wollte sie gar nicht annehmen, doch nötigte er mich dazu. Schließlich machte man mir noch eine kleine Tabatiere aus Papier Made zum Geschenk. Wegen Mittag kamen die Damen Claude und Kämmerei, um 1 Uhr setzten wir uns zu Tisch. Nach dem Essen forderten mich die Damen zum Rendezvous um 4 Uhr bei Mad. Claude auf, und ich ging zu Mons. Karphoff, um sein Portrait zu beenden. Um 4 Uhr war ich bei Mad. Claude, doch war weder sie noch ihre Schwester anwesend. Ich wartete ungefähr eine halbe Stunde in ihrer Wohnung, endlich kamen sie. Mad. Werdis saß mir bis gegen 6 Uhr. Sie sagte mir, sie würde nicht beide Portraits behalten, worauf ich antwortete, das läge auch nicht in meiner Absicht. Dann begann ich ihr Portrait von der anderen Seite und verließ um 6 Uhr, um zu Mons. Wolschkow zu gehen. Der sagte mir, er habe kein Portrait, und da der Resident, der eins besaß, krank sei, so könne er ihn nicht darum bitten. Ich meinte wohl, daß er keine Lust hatte und fragte ihn, ob er glaube, daß ich hoffen dürfe, das Portrait zu erhalten, worauf er antwortete, das könne er mir nicht versprechen. Da ging ich

Dann blieb ich zu Haus.

8. August. Mons. Wandown hat mir Grüße für seine Frau aufgetragen, wenn ich nach Berlin komme.

Vor dem Rückgang arbeitete ich noch ein wenig an den Portraits der Mad. Werdis und des Mons. Karphoff. Um 4 Uhr war ich in der französischen Kirche. Mons. Bequet sprach über den Text „Das Verbotene ist für die Ewigkeit, das Offenbare aber für uns und unsere Kinder.“ Seine Predigt war dreimal besser angeordnet als gewöhnlich. Es waren recht wenig Leute anwesend. Beim Fortgehen bestellte mich Mad. Werdis zu sich und Mons. de Waasberge sagte mir, die Gräfin Kenjeling wünsche eine Silhouette von sich zu haben.

Nach der Kirche begab ich mich zu Mons. Gerdis, die Damen waren noch nicht anwesend, sie hatten Mad. Wobser begleitet. Mad. Gerdis saß mir wieder. Ich ging dann zum Essen, und nach dem Essen saß sie mir nochmals, während sie auf ihren Gemahl wartete. Made-moisselle Kämmerer und Mad. Wobser gingen in die Katharinenkirche. Während der Sitzung kam Mons. Texier und nach der Sitzung ein Herr Baumgarten mit Frau und Tochter. Als Mons. Gerdis mit seiner Dame wiederkam, verschwand ich mit Mons. Texier. Ihr altes Porträt hat mir Mad. Gerdis zurückgegeben; als Mons. Texier kam, hatte ich es in meinem Busen verborgen, damit er es nicht sähe. Als ich dann ans Glockentor kam, verlor ich es, glücklicherweise hörte ich es fallen und konnte es noch aufheben. Ich traf Mad. Öhmchen in einer Portehaise, sie ließ sich zu Mad. Gerdis tragen und machte mir durch Zeichen verständlich, ich solle zum Primas kommen, um sie zu besuchen.

Um 5 Uhr kam ich nach Haus. Nachdem ich Lee getrunken hatte, rollte ich die 38 Silhouetten, die Stiche und das Pergament zusammen, um es mit der Post nach Berlin zu schicken. Um 6 Uhr kleidete ich mich zum reiten an und ließ den Stallknecht, der nicht da war, suchen. Als ich das Pferd besteigen wollte, trat es mich heftig auf den linken Fuß, doch schwang ich mich trotz des Schmerzes in den Sattel und ritt vor das Divaar Tor.

Ich kam durch Langfuhr, ein großes Stück weit ins Land hinaus bis an die Straße nach Strief. Diese passierte ich und kam durch Langfuhr die große Allee zurück. Hier begegneten mir zwei ganz von Berlinern besetzte Wagen, unter ihnen die Plagmann, Link, Karlaw, Boulon usw. Beim Eingang in die Stadt sah ich Mons. Rosenberg auf seinem Balkon, ich grüßte und ritt meines Weges. Weiterhin traf ich Mons. und Mad. Gerdis und ihre beiden Schwestern, Mad. Wobser und Mad. Valentin. Mad. Claude frug, ob ich mein Pferd abgeben wolle, doch war ich mir nicht gewiß, ob sie es nicht bloß zum Spaß sagte. Mons. Gerdis sagte, ich solle mein Pferd in den Stall bringen, sie dann wieder treffen und mit ihnen zum Abendessen nach Haus gehen. Ich sagte ihnen Adieu und machte mich aus dem Staube.

Nachdem ich mein Pferd in den Stall gebracht hatte, dachte ich, es sei wohl am besten nach Hause zu gehen. Auf dem Wege dahin traf ich Mons. und Mad. Sabritius, ich sagte ihnen Adieu und kam um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr heim.

Nach dem Abendessen war ich in der „Stadt Paris“. Bei Mons. Beauveau, oder vielleicht auch im Wagen des Mons. Hobeac hatte mir jemand gesagt, ein Jserlohner wohne dort, der den Weg nach Berlin zu Pferd zurücklegen wolle und dazu Gesellschaft suche. Doch wurde mir hier gesagt, daß kein solcher hier logierte, wohl aber ein Franzose aus Montpellier, der mit Postpferden nach Berlin

zurückreife. Zu Haus badete man meinen vom Pferd getretenen Fuß mit Branntwein.

9. August. Ich fuhr fort, am Porträt der Mad. Gerdis zu arbeiten und legte das des Herrn Karphoff unter Glas.

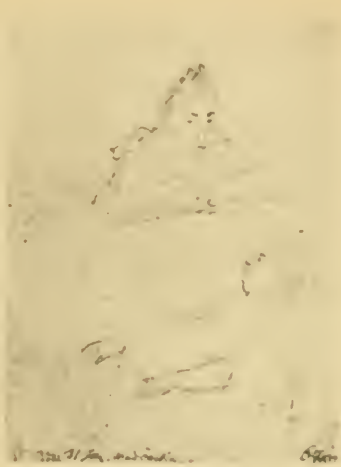
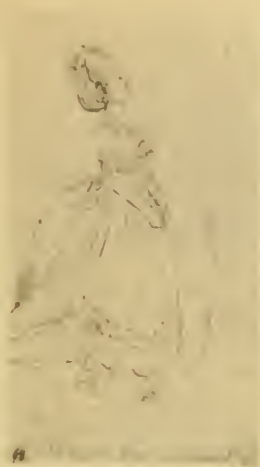
Um 10 Uhr war ich beim Primas, Mad. Öhmchen war bei der Toilette. Ich hing ihr ihre Perlenkette um den Hals. Sie gab mir acht Dukaten für ihr Porträt und führte mich zum Fürsten, dem sie sagte, daß ich gekommen sei, Abschied zu nehmen. Ich empfahl mich seinem Wohlwollen und frug, ob er alle Profile, die ich gezeichnet hatte, geschickt zu haben wünsche. Nachdem ich sie ihm alle genannt hatte, sagte er nur: „Ja“. Ich machte ihm alsdann meine Reverenz, küßte ihm dabei nach polnischer Sitte die Hand. Er hielt mir die Wangen hin und verabschiedete mich sehr gnädig, indem er noch Komplimente an meine Familie bestellte. Beim Fortgehen verweilte ich noch bei Mad. Öhmchen und sagte ihr Adieu.

Dann ging ich zu Mons. Karphoff, den ich jedoch nicht antraf; hierauf zu Mons. Boquet, von dem ich Abschied nahm. Er bat mich, sein Porträt, das seiner Frau und das seines Kindes nach Magdeburg an seinen Vater zu schicken, der an der Wallonischen Kirche dort Geistlicher ist. Von hier ging ich zu Mad. Claude, um dort das Porträt der Mad. Gerdis zu beenden. Die Herren Lediborski und Texier kamen. Nach Beendigung des Porträts ging ich zur Czapska, die schon bei Tafel war.

Ich ging über die grüne Brücke, wo ich einen Stuch für einen Gulden und ein Messer für einen halben Gulden kaufte. Dann ging ich nach Haus.

Der Resident von Polen hatte nach mir geschickt, ich solle seine Silhouette zeichnen. Als er wieder schickte, ließ ich sagen, ich reise zwar schon Sonntag ab, würde ihn aber doch noch besuchen. Um 3 Uhr ging ich nochmals zur Gräfin Czapska, um von ihr Abschied zu nehmen und sie zu bitten, mich etwas von ihren gestochenen Arbeiten zu geben. Sie gab mir das Porträt des Grafen Hodiz. Ich gab ihr mein Familienbild, was ihr Freude zu machen schien. Als ich von dort aus bei Mons. Rottenburg vorbeikam, sah ich ihn vor seinem Hause sitzen. Ich sagte ihm, ich sei bei ihm gewesen, ohne ihn anzutreffen. Er ließ mich von seiner Tochter zu seiner Frau hinaufführen, welche von neuem an Fieber leidet. Ich zeigte ihr Karphoffs Porträt, das alle erkannten. Entsetzt sagte mir Mad. Rottenburg, nicht alle meine Porträts seien so ähnlich. Nachdem ich von Mutter und Tochter Abschied genommen hatte, begab ich mich, nachdem ich auch dem Vater unten Adieu gesagt hatte, nach Haus.

Zu Haus fand ich Mons. Boquet, der mich noch einmal sehen wollte. Als er gegangen war, machte ich das Porträt der Mad. Gerdis fertig. Nach dem Abendessen



Demiselle Gralath im Sonntagstaat zur Kirche gehen — Malina Olmütz. — Stranik
Chapshi und Grafyn Ledikyska. — Zwei ledige Danjgrawen und ein Foh



Das Ehepaar Gerdis mit dem Söhnchen Jeannot spazierenfahrend. —
Reisende Landstreicher, denen Chodowiecki auf der Heimreise
am 12. August in der Nähe von Schlawa begegnete.

war ich bei Mens. Huzardgericht, um den Entwurf zu seinem Porträt zu machen, von dort trat ich noch ein wenig bei Mad. Claude ein, wo ich auch Mens. und Mad. Gerdis traf, und blieb einige Zeit.

Vor dem Haus des Mons. Koenberg sah ich dessen Tochter mit Mademoiselle d'Aubonne sitzen, ich ging zu ihnen, um Lebewohl zu sagen. Mademoiselle d'Aubonne versprach mir, durch einen Berliner Herrn eine ihrer Papierarbeiten zu senden, ich versprach ihr eine Gegengabe.

Ich packte 70 Dukaten und 19 $\frac{1}{2}$ Louisd'or in einenbeutel, um sie Mons. Bardin zu bringen.

10. August. Um 7 Uhr war ich beim Kammerherrn Huzardgericht, um sein Profilbild zu beenden. Er erkundigte sich nach einem Manne, der Gemälde ausbessert, da er seine Andenken, die er für einen Zignial hat, reparieren lassen will. Nachdem ich ihn verlassen hatte, war ich bei Mons. Gerdis. Man erzählte, der Arzt Dr. Keimiche, der hier anwesend war und dem man mich vorstellte, habe meine Mutter von einer schweren Krankheit gerettet. Mons. Gerdis nannte mir die Orte der Fahrstraße, die er mir zu passieren rät. Danach begab ich mich zu Madame. Von ihrem Porträt scheint sie jetzt befriedigt zu sein. Sie schlug mir jetzt vor, ihr das alte Porträt, das sie zurückgewiesen hatte, wiedertzugeben. Ich gab es ihr sofort. Darauf überreichte sie mir ein Etui aus grüner Fischhaut mit Justimenten und hat mich, es als Freundschafsbeweis anzunehmen und es dann meinerseits meiner Frau zu übergeben. Ich weigerte mich zuerst, es anzunehmen, doch nöthigte sie mich so lange, daß ich die Annahme nicht abschlagen konnte. Schließlich nahm ich von ihr und ihrem Gatten Abschied und zog mich zurück. Im Vorbeigehen trat ich noch bei den Damen Claude und Kammerer ein und sagte auch hier Adieu. Dann ging ich zu Mons. Bardin, um mein überflüssiges Geld in einem mit dem Psephast meiner Mutter versiegelten Beutel zu übergeben. Nachdem ich mein Pferd bestellt hatte, war ich noch bei Mens. von der Enniffen, um ihn zu fragen, was er von mir gewollt habe. Er hatte mir einen leutenden Bedienten nach Berlin mitgeben wollen, doch war dieser Bediente jetzt nicht mehr da. Bei Mens. Lieb, der mich nicht empfing, war ich noch, sein Sekretär stellte mir kostenlos einen Reisepaß aus. Ich sagte ihm, daß mir der Bruder des Residenten bekannt sei. Heimgekommen, expedirte ich meine beiden Pakete zur Post, packte meine Taschen, nahm Abschied von meiner Mutter, die an einer siebentägigen Kollik erkrankt war. Sie gab mir für meinen Beutel einen Kruf mit Gold und für meine Frau einen Brief. Meine Schwestern hatten einen Wagen kommen lassen, um mir das Geleit zu geben, meine Lante nahmen sie mit. Schwester Henrette gab mir für Henry ein in Papier gewickeltes Geldstück und meine Mutter einen halben Zebener Pfisterluchen, da ein ganzer in meinem Reisefack nicht Platz hatte.

Als ich mein Pferd holen wollte und durch die Lange Gasse kam, traf ich Mons. Plogmann, der mir erzählte, Mons. Schumann habe eine Demoiselle Hartmann bei der Prinzessin Amalie entehrt. Als diese erfuhr, was der jungen Dame zugefallen war, ließ sie den jungen Mann kommen und stug ihn, ob er in der Lage sei, der genannten Demoiselle seine Hand anzubieten. Während er noch nach Worten suchte, drohte sie ihm, falls er sich nicht ungewandig erklärte, würde sie Mittel in der Hand haben, ihn zu zwingen, ehe er ihr Palais verliesse. Da sagte er den Entschluß, sie zu heiraten, und vergangenen Sonntag sollen sie zum erstenmal aufgeboden worden sein.

Ich versprach Mons. Plogmann, seine Frau zu grüßen, wie ich das auch Mons. Bardin versprochen habe.

Endlich um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr kam ich dazu, mein Pferd zu besteigen. Bei Langfuhr botte ich den Wagen ein. Ich ließ bei Hofmann, saß in der Mitte von Langfuhr, vorsehren, wo ich Essen bestellte, eine Suppe und ein Gericht Südde. Man servierte uns Portellen und eine junge Gans für acht Gulden. Danach bezahlte ich noch den Kutscher mit vier Gulden. Im Garten waren zwei hübsche kleine Gartenhäuschen, in dem zur rechten Hand fand ich verschiedene Inschriften. Ich schrieb: Adieu, mes Amis, Adieu ma Patrie. D. Ch. 1773. le 10. Août. Wir nahmen nun voneinander Abschied, am meisten weinte Schwester Louise. Um 2 oder 3 Uhr trennten wir uns, meine Angehörigen fuhren nach Haus, ich ritt nach Berlin.

Am Ende von Langfuhr auf dem Felde traf ich zwei junge Mädchen, sie wohnten im letzten Hause links von Langfuhr. Ich sagte ihnen Adieu und setzte dann meine Reise fort. Bis Ulva wendete ich mich von Zeit zu Zeit zurück, um die Lüneburg nochmal zu sehen.

Diesen Weg war ich vor neun Wochen gekommen, jedoch mit viel anderen Gefühlen! Damals genoß ich im voraus die Freude des Wiedersehens mit den Meinigen und meinen Landleuten, heute fühlte ich Trauer, daß ich sie hatte verlassen müssen. Die Erinnerung an die in der Heimat genoßenen Freuden befruchtete von Zeit zu Zeit meinen Geist, ebenso wie der Gedanke an das Wiedersehen mit anderen ebenso geliebten Wesen. So kam ich durch die schönen Orte, die ich mandmal besucht hatte. Zur Linken hatte ich die Aussicht über diese Döner und Flecken, rechts auf das weite Meer, an dessen Küste ich bis Joppet gekommen war. In Heberwaller vorbei kam ich durch Kalibbe und Kay, sehr hübsche Dörfer, nach Orabow und endlich nach Cagors, wo ich zur Nacht blieb.

Mons. Gerdis hatte mir gesagt, es seien bis hierher drei Meilen, die Leute aus dem Orte sagten, es seien deren vier. Ich kam um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr an. Dem Pferd gab ich zwei Mengen Hafer, mir wurde eine Schüssel Zorellen serviert, die ich leerte.

11. August. Ich stand mit der Sonne auf nach gutem Schlaf. Die ganze Nacht war ich im Hause. Meins Gerdis gewesen, im Traume wenigstens. Den Tag begann ich damit, mein Pferd zu füttern, ließ mir dann ein Glas Braunwein bringen, leerte es jedoch nicht, da ich ein wenig Kopfschmerz hatte. Um 5 Uhr stieg ich zu Pferd und ritt eine Hügelkette entlang, die ich zur Linken hatte, rechts breitete sich eine schöne Ebene aus bis nach einem Dorfe, von wo aus ich, noch mehrere Dörferchen passierend, nach Neustadt kam, welches $1\frac{1}{2}$ Meilen von Sagors entfernt ist. Während mein Pferd fraß, wollte ich in die Kirche gehen, doch war sie geschlossen. Ich ritt also um 8 Uhr von hier aus weiter und kam nach einem eine halbe Meile entfernten Dorfe, wo ich mein Pferd fütterte. Um $2\frac{1}{2}$ Uhr setzte ich meine Reise fort und kam um $5\frac{1}{2}$ nach Lauenburg, das 4 Meilen von Neustadt entfernt ist. Hier wollte ich Kaffee trinken, aber die Wirtin hatte noch keinen geröstet. Ich ritt noch eine Weile weiter und kam um $7\frac{1}{2}$ Uhr in ein Dorf, wo ich frug, ob ich zur Nacht bleiben könne. Die Wirtin bejahte das. Ich stieg vom Pferd, gab ihm Heu und wollte ihm um 8 Uhr Hafer geben, doch gab es weder Hafer noch Korn. Mit vieler Mühe erhielt ich endlich eine Metze frisches Korn und 2 Messen Häcksel. Ich hatte dem Pferde schon eine Biersuppe gemacht, die es nicht freisen wollte, endlich gegen 9 Uhr gab ich ihm seine Foutage und ließ die Schüssel mit der Suppe in der Krippe stehen. Man wollte mir ein Bett geben, doch lehnte ich es ab, schlief auf Strohh, aber ich schlief fest.

12. August. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr erhob ich mich, das Pferd lag noch, es hatte sein Futter gefressen und die Schüssel auch geleert. Ich sattelte es und machte mich auf den Weg in der Absicht, ihm im ersten Dorfe, das ich erreichte, sein Frühstück zu geben, aber, wo ich auch anfragte, nirgends hatte man Hafer oder Korn, ich konnte nur Strohh erhalten. So war ich genötigt, bis Stolpe zu reiten, ohne etwas anderes als etwas kandierte Drangensichale genießen zu haben, und mein Pferd hatte von jedem Wasser, an das wir kamen, getrunken. Trotzdem lief es recht gut und brachte mich um 11 Uhr nach einem Gange von 5 Meilen nach Stolpe.

Der Weg ist sehr gut, viel besser als die Fahrtstraße, die die Post nimmt. Man rechnet 13 Meilen von Stolpe bis Danzig, die Post läßt sich für 1 5 bezahlen. In Stolpe angekommen, sattelte ich ab, ließ dem Pferd erst Heu, dann eine Metze Hafer mit ebensoviele Häcksel gut gemischt geben, ließ mir Kaffee bereiten und speiste hier mit zwei Männern aus Ectetin, die zu Pferd in die Kaffabei reisen, um Rindvieh einzukaufen. Sie zahlen für eine junge zwei- bis dreijährige Kuh 6 Dukaten. Sie nehmen einen Mann, der sie in Dörfer führt, wo sie etwas finden können. Die Stadt Stolpe ist sehr hübsch,

reinerliche Straßen, gut gebaute Häuser. Das schöne Geschlecht hat Danziger Manieren, nur die Armbänder fehlen. Um 4 Uhr verließ ich Stolpe durch die Vorstadt. Ein hübsches Mädchen sah ich am Fenster sitzen, sie arbeitete. Es schien mir das Kammermädchen der Majorin Nereberg zu sein. Ich grüßte sie im Vorüberreiten, als ich vorbei war, drehte ich mich um, sie schaute aus dem Fenster, ich ritt zurück bis an ihr Fenster, sie war es wirklich und sehr erlaucht, mich zu sehen, wir plauderten einen Augenblick und ich machte ihr meine Reverenz. Als ich sie verließ, sah ich einen Bauer zu Pferd, der mit großer Unterwürfigkeit vor mir den Hut zog. Ich frug ihn, wohin er ritt, er nannte mir den Namen eines Dorfes, dessen Amtmann er war und erzählte mir zugleich alle Einzelheiten eines Prozesses, um dessentwillen er genötigt gewesen, in die Stadt zu kommen, und es sei in dieser Affäre das achte mal, daß er habe schwören müssen. Er schien mir närrisch zu sein, das nahm mich nicht gerade für ihn ein, und ich sagte mir: lange wird nicht mit dem Manne zusammengereizt; er hingegen schlug mir vor, so lange es meine Reiseroute gestatte, mich zu begleiten. Ich dachte mir, das könne doch etwas weit für ihn sein.

Er zog noch einmal seinen Hut, bückte sich dabei tief über den Hals seines Kleppers und frug mich stotternd nach langer Vorrede, wer ich sei. Ich antwortete, das sei für ihn ganz gleichgültig. Er entschuldigte seine Kühnheit, warf die Augen auf meinen Degen, tanzelte die Stirn und sagte: „Sind Sie vielleicht von den Schwörern?“ Ich antwortete ihm: „Nein, das bin ich nicht, und wenn das auch wäre, es gibt ja ehrliche Leute darunter.“ Er bestätigte, was ich sagen wollte, durch ein „unfriedig“ und fügte dann hinzu, es gäbe unter den „Adlichen, Bürgern und Büren oder Epizubnen.“ Ich gab zurück, daß er recht habe, daß ich aber keinem dieser drei Stände angehöre. Er zerbrach sich den Kopf und begann von seinem Pferd zu sprechen, es liege gut, bloß beim Traben ermüde es schnell, und galoppieren möge es gar nicht. Ich sagte zu mir: Von, wir werden uns bald trennen. Er sagte noch, daß ein langer Weg Pferd und Reiter ermüde, ich antwortete, wenn das Pferd nicht müde würde, könne ich gut 20 Meilen im Tag machen, ohne Ermattung zu fühlen.

„D, o,“ sagte er, „wie würden Sie die rieden?“ „Das sol hee sehn“, sagte ich. Mein Pferd, das an der Seite des anderen schon starken Ehrgeiz fühlte, wartete nur auf einen Zuruf, um wie der Blitz auszugreifen, trotzdem es am Vormittag schon 5 Meilen ohne Frühstück zurückgelegt hatte. Das Pferd des Bauern galoppierte mit verhängtem Jügel neben dem meinigen und der Bauer schrie: „Nee, so würden Sie mien Pferd dood rieden!“ „Und ihn dazu!“ sagte ich und ließ das meinige traben, so schnell es konnte. Zum Glück, für den Bauer wegen:

stens, kamen wir bald an den Weg, den er rechts einschlagen mußte, und wir mußten uns trennen. Er verließ mich, mein Pferd trabte weiter, um 5 Uhr hatte ich die erste Meile zurückgelegt und um 6 Uhr 30 Minuten hatte ich die zweite Meile hinter mir. Zuerst dachte ich, es sei nicht nötig, so zu eilen, doch blieb das Wetter nicht gut, es drohte stürmisch zu werden. Ich begegnete einer Bande Landstreicher, bestehend aus einem roten Husaren, einem großen, alten preussischen Unteroffizier, noch einem Mann, zwei Frauen und einem kleinen achtjährigen Mädchen zu Pferd. Der Unteroffizier grüßte, sie zogen ihres Weges, ich setzte den meinigen fort.

Nach der zweiten Meile setzte ich mein Pferd in Schritt und zog mein Tagebuch hervor, um, wie ich zu tun pflege, wenn ich langsam reite und mich zerstreuen will, mir alles, was ich in Danzig erlebt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Nachmittag war frisch, es ging ein ziemlich starker Wind. Der Abend war schön, um 8 Uhr kam ich nach Echlare, doch logierte ich mich nicht in demselben Gasthof ein, in dem ich auf dem Wege nach Danzig übernachtet hatte. Echlare ist ein recht hübscher Ort, doch gibt es nur wenig vornehmere Leute hier.

13 August. Um 4 Uhr stand ich auf, sah nach meinem Pferd, gab ihm zu fressen und trank dann Kaffee. Dann sattelte ich, zahlte und ritt fort. Um 8 Uhr drohte das Wetter mit Regen, doch hellte es sich nach und nach auf. Ich kam durch mehrere Orte und die Stadt Jenaou, wo ich mich nicht aufhielt. Um 11 Uhr war ich in Köslin. Bei der Statue des verstorbenen Könige machte ich halt, aus der Inschrift am Sockel scheint hervorzugehen, daß der pommerische Staat auf Veranlassung des Ministers Krolow das Denkmal errichtet hat.

An beiden Seiten befinden sich Reliefs, eines allegorisiert das vom König von Preußen unterworfenen Pommern, auf der anderen Seite sieht man die Stadt, die vom König nach einem großen Brande wieder aufgerichtet ward. Es ist 1724 entstanden. Vor dem Denkmal ist eine Säule mit einer Sonnenuhr. In der Stadt war ich beim Bäcker Stelzenberg, den ich nicht zu Hause fand. Seine Frau bestellte Krüge an ihren Erben, sie bat ihn mit der Post geschrieben.

In der Herberge, in der ich einkehrte, war die Wirtin ein noch hübsches Weib, 47 Jahr alt. Ihr Mann lag an einem Schlagfluß krank, er hatte von seiner ersten Frau eine sehr hübsche Tochter, 30 Jahre alt, nett und wohl gebaut. Sie ist in Stettin an einen Nequisseur namens Sturctum verheiratet gewesen, den sie lange mit gehen habe. Nach dem Essen stieg die Wirtin mich, ob ich nicht hinaufgehen und mich ein wenig schlafen legen wollte. Als ich verneinte, sagte sie: „nun gut, wenn sie nicht schlafen wollen, setzen Sie sich ein

wenig zu meiner Tochter.“ Ich erfüllte ihren Wunsch, doch wollte ich nicht glauben, daß sie ihre Tochter sei, da sagte sie mir, sie sei die Stieftochter, nun beistrit ich dies nicht. Sie erzählte mir, ihr Mann habe sie verlassen und eine kleine Tochter, die sie gehabt habe, sei tot.

Ich ging nicht näher auf diese Afsäre ein, um sie nicht zu veranlassen, von ihrem Ehemann zu reden. Um 3 Uhr reiste ich ab und kam um 7¹/₂ in Köslin an. Auf dem Wege begegnete ich dem jungen Treptower Bauer wieder, mit dem ich damals auf dem Weg nach Danzig einige Meilen zusammen gereist war. Er war mit drei anderen Bauern auf dem Heimweg, sie süßten ungefähr 90 junge Pferde mit sich. Eine halbe Meile lang blieb ich mit ihnen zusammen, dann eilte ich ihnen voraus, da die Pferde zu viel Staub aufwirbelten. Nachdem ich mein Pferd besorgt hatte, oß ich zum Abendbrot Kalbbraten und Lachs, der nicht gut war.

14. August. Um 4 Uhr stand ich auf und gab meinem Pferd zu fressen. Dann wollte ich mich soaleich ankleiden, doch waren die Fensterläden meines Zimmers geschlossen, ich konnte sie nicht öffnen. Ich wollte die Magd wecken, die im Hausen schlief. Auch dies war unmöglich, also legte ich mich nochmals nieder bis gegen 5 Uhr, ging dann wieder in den Stall, sattelte mein Pferd und süßte es vor das Haus. Die Magd stand gerade auf, sie war noch im Hemd und warf einen Rock über die Schultern. Ich sagte ihr, sie solle ihre Herrin fragen, was ich schuldig sei; sie sagte es, ich gab ihr einen Dukaten, da ich keine Münze hatte, doch wollte man mir nicht darauf herausgeben, man wollte auf der Post wechseln, aber dort war noch niemand aufgestanden. „Auch gut,“ sagte ich: „wenn man mir nicht herausgeben will, so reise ich ab, ohne zu bezahlen!“ Daraufhin konnte man herausgeben. Inzwischen war es 8 Uhr geworden, als ich abreiste. Bis gegen Mittag legte ich 6 Meilen zurück, und zwar brauchte ich für die erste Meile 1¹/₄ Stunden, für die zweite 1¹/₂ Stunde usw., doch war mein Pferd, als ich nach Mothe kam, sehr matt. Ich war bis zum Abend gern noch 4 Meilen weit gekommen, doch gab man mir den Rat, mich zu beurlauben und nur noch 2 Meilen zu reiten, das ebenso gut sei wie 3. Ich ließ ihm 2 Mengen Hafer, 1¹/₂ Häckel und etwas Heu geben. Mir ließ ich Tee bereiten und dann eine Glasche Bier bringen. Ich schrieb nach Danzig und Berlin, als ich dann meine Reise siegeln wollte, merkte ich, daß ich meine Postkassett und den Schlüssel meines Reisefasses vergessen hatte.

Unterewegs traf ich einen Wagen mit Frauen und Kindern und Dienerschaft in blau und gelb, und einen Wagen mit zwei schlafenden Herren.

Die Hitze war heute außerordentlich

Zu dem Gasthof waren mehrere Männer, Einwohner aus umliegenden Dörfern, die sich Geschichten erzählten, unter anderen von einem Müller aus Massow, der vor 4 Jahren arretiert wurde, weil er angeklagt und überführt worden war, mehrere Reisende, die auf diesem Weg gekommen waren, ermordet zu haben. Zuerst hatte er sie eingeladen, bei ihm zur Nacht zu bleiben, dann versuchte er zu erfahren, ob sie Geld hätten und, wenn dies der Fall war, so brachte er sie unter Beihilfe einiger Bürger, die er sich zu Hilfe rief, um. Er vollbrachte dies gewöhnlich in einem Hohlweg bei der Mühle. Ihre Körper und Kleidung warf er in einen Teich, der nahe bei lag. Unter anderen soll da ein Käufer gewesen sein, der eine große Börse mit Geld aus einem Ort in einen anderen bringen sollte, zwei Danziger Kaufleute, eine fremde Gräfin, deren Kind heute noch auf Kosten der Stadt aufgezogen wird.

Um 5 Uhr ritt ich von Platze fort. Fast die ganze erste Meile ritt ich Schritt, dabei in meinem Tagebuch lesend, um 8 Uhr kam ich in Raugard an. Hier wurde ich mit einem Hamburger gekauft, der von Warschau kam, wo er ein vierjähriges türkisches Pferd gekauft hatte, einen schön gebauten Hengst, der am Schwanz fast schwarz war. Er war vor mir in Ködlin gewesen und von da über Kolberg gereist. Er war sehr froh, jemand gesunden zu haben, mit dem er nach Berlin reisen könnte, doch wollte er über Stettin und sich dort einen Tag aufhalten; dies lag nicht in meiner Berechnung, da ich so schnell als möglich in Berlin zu sein wünschte. Ich wollte mich morgen in Stargard ausruhen.

Wir aßen zusammen Milchsuppe und Speckierkuchen, fütterten zusammen unsere Pferde, ja die Wirtin wollte sogar für uns beide ein gemeinschaftliches Bett herrichten, doch dies refüsierte ich. So machte sie mir ein Strohlager in der Stube, in der sie mit ihrem Mann schlief. Ehe wir schlafen gingen, rieb der Hamburger noch sein Pferd mit Öl ein, weil es am Rücken verletz war. Von anderer Art, war das Pferd ebenso groß wie das meinige, hatte aber, obgleich wohl gebaut, nicht so zierliche Beine, es war fett, hatte einen großen Kopf, kleine Augen. Da ich es nicht hatte gehen sehen, wußte ich nicht, wie es trug. Als es Schlafenszeit war, trennten wir uns. Der Wirt war am Tische eingeschlafen. Seine Frau, die ihn wecken wollte, erreichte nichts, er schlief zu fest und sprach im Traum. Sie zerrte ihn hinter dem Tische vor, brachte ihn auf einer Bank zum sitzen, zog ihm Schuh und Strümpfe aus und führte ihn ins Bett. Mir kam der Gedanke, dieser Mann sei möglicherweise Nachtwandler, diese Idee beunruhigte mich nicht wenig, ich dachte, wenn es ihm einfiel, sich herumzuschlagen, so könnte er leicht auf mich fallen und mir Schaden tun, ich schlief mit dieser Sorge ein, doch konnte

ich nicht lange schlafen, ein Lärm weckte mich, den der Mann mit seinem Bett verursachte. Er warf sich herum wie jemand, der große Schmerzen hat und sprach im Traum. Dies wiederholte er sehr oft. Trotzdem schlief ich rasch wieder ein, wenn er aufhörte zu lärmern. Ich bedauerte sehr, mir nicht in einem der oberen Zimmer ein Strohlager habe bereiten zu lassen, wo der Hamburger schlief, aber da es dazu jetzt zu spät war, mußte man sich eben in Geduld fassen. Da ging plötzlich der Lärm mit solcher Heftigkeit von neuem los, daß ich erschraf. Gleichzeitig sprach mein Mann aus dem Bett, stolperte bis an den Tisch und warf sich auf die Bank. Da verlor ich die Geduld, ich erhob mich von meinem Strohlager, gewann die Tür, die geschlossen war, doch vermochte ich sie zu öffnen, schlich leise in der Dunkelheit durch den Flur, durch die Hintertür in den Hof, wo ungefähr ein Duzend Rinder und Kälber lagen. Ich dachte unter diesen Tieren es besser zu haben als in der Stube und suchte mit einem Platz zum Liegen oder Sitzen, fand aber nichts besseres als einen großen leeren Heuwagen. Trotzdem richtete ich mir hier mein Schlafplätzchen, da ich aber nur Weste und Überrock an hatte und um den Kopf ein seidenes Tuch, da ich mich zu erkälten fürchtete, empfand ich die Nacht recht kühl. Einen Ecksessel meines Überrockes legte ich mir über den Kopf, das übrige wickelte ich um meinen Körper, auf diese Weise versuchte ich den Morgen zu erwarten. Eine Stunde brachte ich so auf dem Wagen umgeben von Hornvieh zu. Am meisten störte mich ein großer schwarzer Dohle mit weißem Kopf, der sich immer bei dem Wagen hinter mir aufhielt. Er war mit einer Glocke geschmückt, die mich alle Augenblicke mit ihrem Gebimmel weckte. Endlich nach zwei Stunden hörte ich, wie das Hoftor geöffnet wurde, ich sah eine weiße Gestalt aus dem Haus in den Hof kommen, die meine Aufmerksamkeit fesselte, denn da ich Lärm hörte, fürchtete ich bereits, es sei mein Nachtwandler, doch war es nur ein Weibchen im Hemd, die zu p kam. Stillstehend bereitete sie Größeres vor. Ich glaubte, es sei eine von des Wirts Töchtern, die ich vor dem Abendessen gesehen hatte, stieg von meinem Karren, ging um die Viehherde herum und näherte mich dem Weibchen, indem ich sagte: „Maken, kannst du mir nicht eine Staave andriessen, wo ek schlopen fan, de Mann da drenne, der tobt doch gar so sehr on eß endlich obgestanden, ek glowe es ene Nachtwandlerer, on fürchte mie, hee mügte mie eower den Lief fallen, darom ben ek heruitgegang.“ Die Frau, denn diese war es, antwortete mir, ohne ihre Stellung zu ändern, ich solle mich nur nicht fürchten, ihr Mann sei kein Nachtwandler, aber die Hitze habe ihn so inkommodiert, deshalb sei er aufgestanden und habe sich auf die Bank gelegt. Ich könne ruhig wieder hineingehen, er sei jetzt sicher ganz ruhig.

Ich tat, wie Sie mir riet, ging wieder hinein, warf mich auf meinen Mantel, der auf dem Stroh liegen geblieben war und schlief ein.

15 August. Um 4 Uhr wachte ich von selbst auf, sah nach meinem Pferd, gab ihm zu fressen und ging dann zu dem Hamburger hinaus, da wir uns versprochen hatten, das Dorf, der zuerst aufblünde den andern wecken sollte. Er war schon beim Aufstehen, kam herunter, rief sein Pferd mit Öl ein und, da er darauf beharrte, über Stettin zu reisen, wie ich über Stargard, hatte leinet nötig auf den andern zu warten. Ich sattelte also mein Pferd, sagte ihm Adieu und machte mich aus dem Staube.

Ich ritt vier Meilen hintereinander von Naugard bis Stargard über Massow. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr kam ich in besänftigtem Stargard an. Wenn man von Massow kommt, sieht man schon fünfviertel Meile vorher diese Stadt. Unterwegs begegnete ich einem Offizier zu Pferde mit seinem Diener und einem von sechs subroteten Pferden gezogenen Wagen, in dem ein schon recht alt aussehender Mann und ein junges, sehr gut gekleidetes und kofferiertes Krauzenzimmer im Hut, die aufs niederlichste schlief, saß. Der Mann schlief weniger gut, und auf dem Beck saß ein gleichfalls schlafendes Kammermädchen neben dem Lakaien, der in Erwartung Stargards nicht schlief. Ich hatte die Absicht in die Kirche zu gehen, doch verbanderte mich die Besorgnis um mein Pferd und meine Müdigkeit daran. Ich ließ mir Tee machen, gab dem Pferde Bier und ließ dann einen Ecklocher holen, der meinen Reisefack öffnen und mir einen Schlüssel machen sollte. Danach legte ich mich ein wenig schlafen. Die Leute kamen aus der Kirche, ich setzte mich ans Fenster, wo ich unter anderen recht nette, nach Berliner Art gekleidete junge Leute sah, die mir viel Lebensart zu haben schienen. Um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr machte ich ein wenig Toilette zu einem Spaziergang in die Stadt. Ich ging durch die Hauptstraßen. Auf einem großen Plage steht eine hohe Kirche in rein gottischem Stil erbaut, mit reichem architektonischen Schmuck. Das Rathaus und das Gebäude, in dem die Leibwache liegt, sind in demselben Stil gebaut. Die Hitze war so stark, daß ich wieder dem Gasthof zukehrte. Ich ließ mir ein Emelette machen und freute mich mit großem Appetit. Nachdem ich mein Pferd bewirgt hatte, ging ich um 9 Uhr schlafen.

16 August. Um 4 Uhr stand ich auf, gab meinem Pferd eine Menge Hafer, während es fraß, legte ich mich noch bis gegen 5 Uhr wieder hin, erhob mich dann, sattelte und nahm, nachdem ich gezahlt hatte, den Weg nach Poryg, wohin ich um 9 Uhr kam. Hier hielt ich mich nicht lange auf und erreichte Bahn um 11 Uhr. Ich wäre gern noch weiter gekommen, doch zwang mich die Hitze, Halt zu machen. Nachdem das Pferd verpflegt war, ließ ich mir Tee kochen und mir ein Glas Wasser

geben, um Umwade zu machen. Bahn ist nichts weiter als ein großes Dorf, für ein solches hielt ich es auch als ich ankam, und glaubte zuerst, ich habe einen falschen Weg eingeschlagen. Bis ich einen Einwohner nach dem Namen des Dorfes fragte und dieser mir sagte, das sei eine Stadt, und diese Stadt heiße Bahn. Ich machte gute Miene dazu und verließ ihn. Bis Freyenvalde wäre ich gern gekommen, aber der Wirt versicherte mir, das sei unmöglich wegen der Länge des Wegs und riet, wenn ich mein Pferd nicht zugrunde richten wolle, mich damit zu begnügen, bis Königsberg (Neumark) zu kommen. Im Gasthof war ein umherziehender Förster, der mit einem zweistöckigen von einem guten Pferde gezogenen Karren, mit seiner Frau und zwei Knaben von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zog, um Krüge mit Zunderkeln zu verkaufen. Auch führte er alle Arten von Utensilien mit sich, um überall sein Handwerk betreiben zu können. Er saß vor der Herberge und stützte die Deckel der Krüge, machte Löffel und Bügel an zerbrochene Weingläser, wobei ihm seine Frau half. Als ich an der Tür stand und den Mann zusah, kam ein gutgekleideter Herr mit einem Bedienten hinter sich, der ein Nachtlager in der Herberge verlangte. Er sah aus wie ein Narr. Nachdem er seine Wünsche geäußert hatte, wandte er sich an mich und frag, wer ich wäre. Ich hielt für gut, nicht zu antworten, aber er seine Krüge wiederholte, erwiderte ich, mir schiene, das könne ihm einerlei sein, er söhe doch, daß ich Reisender wäre. Er sagte, er wolle gern meine Bekanntschaft machen, deshalb wolle er wissen, wer ich wäre. „O, wenn das so ist, Monsieur,“ sagte ich, „ich heiße Ebedowietzki.“ „Ebedowietzki, dieser Name ist mir bekannt.“ „Das kann wohl sein, aber wer sind Sie?“ fuhr ich fort. Er antwortete, er sei der Hauptmann von Gols, Herr vieler Güter, von denen er mir ein lauges erzählte. Ich sagte ihm, sein Name sei mir bekannt, aber nicht seine Güter. Dann frag er mich, ob ich den Handel gelernt habe, ich antwortete „ja“. „Aber heißen Sie wirklich Ebedowietzki?“ Ich antwortete „Warum zweifeln Sie? Wenn ich Ihnen meinen wahren Namen nicht hätte sagen wollen, so hätte ich ja bloß keinen zu nennen brauchen, dabei drehte ich ihm den Rücken.“

(Akte im Tagebuch)

In mein Zimmer zurückgekehrt antwortete ich ihm: „Das sollten Sie lieber tun“, und wir trennten uns. Da ich meine Absicht auf 4 Uhr festgesetzt hatte, und da mir an unserer Bekanntschaft wenig gelegen war, entschloß ich mich abzutreten. Aber um meine Sachen zu holen, warte ich in das Zimmer, in dem er sich aufhielt. Als ich einzutreten wollte er: „Aber es gibt Ebedowietzki in Berlin.“ „Ich wohne in Berlin,“ erwiderte ich, „und wollen kennen Sie es, Monsieur?“ Er sagte es solle dort einer sein, der ein geschickter Künstler sei,

der andere solle ein Poet erster Klasse sein. Ich antwortete: „Der Maler kenne ich, das ist mein Bruder, aber ich weiß nichts von einem Poeten namens Ehodowicki.“ Er sagte: „Der Musenalmanach ist mit Gravuren des ersten geschmückt, und die Freyberger Anzeigen erwähnen alle beide.“ Schon durch unsere Unterhaltung wußte er, woher ich kam und wohin ich reiste, daß ich durch Freienwalde ginge und wünschte, daß ich mit ihm reise, doch wollte er, ehe er Bahn verließ, noch zwei Stunden schlafen, und rechnete dann, die Nacht hindurch bis Freienwalde zu reisen. Ich antwortete ihm, meinem Pferd täte Nachtruhe not, ich würde heute nur bis Königsberg kommen, und zwar im Schritt. „O, wenn Sie sich fürchten, nachts zu reisen, so brauchen sie bloß mit mir zu kommen. Ich habe zwei geladene Pistolen und ein gutes Jagdmesser, so bin ich imstande, es mit der ganzen Welt aufzunehmen.“ „Das glaube ich, Monsieur, aber mein Pferd ist zu müde für eine so große Anstrengung, sonst fürchte ich nichts. Ich bin 56 Meilen nach Danzig und 44 zurück gereist ohne eine andre Waffe bei mir zu tragen als meinen simplen Degen“. Bei solchem Gespräch kleidete ich mich an, denn ich hatte es mir bequem gemacht, nahm meine Sachen, sattelte mein Pferd und verschloand, während er mit dem Wirt auf den Boden gestiegen war. Um 4 Uhr reiste ich ab und kam um 8 Uhr in Königsberg an, logierte mich in einem Gasthof ein und ließ mir ein Abendessen geben, aber während ich aß, hörte ich zwei Pferde kommen und vor der Tür anhalten, es waren mein Mann mit seinem Diener. Man gab ihnen unten Quartier, worüber ich recht froh war.

Er war in noch schlechterer Stimmung als in Bahn, sein Diener sagte mir, er habe die Absicht gehabt, bis Freienwalde zu kommen, doch hatte er gefürchtet, sich zu verirren, da er den Weg nicht wußte. Ich hätte gern von dem Diener Genaueres über ihn erfahren, über seine Situation, doch vernahm ich nur, er sei Hauptmann in einem Infanterie-Regiment, da aber seine Mutter gesüchdet habe, der König möchte einen Krieg beginnen, so hätte sie ihm zugesagt, er solle um seinen Abschied einkommen. Das habe er getan, und er sei ihm bewilligt worden.

17. August. Um 3 Uhr stand ich auf, gab meinem Pferd Futter und legte mich bis 4 Uhr wieder hin. Dann trank ich Tee, machte mein Pferd fertig und reiste um 5½ Uhr ab. Mit Mühe legte ich die Strecke bis Freienwalde zurück, da der Weg schlecht und die Hitze unerträglich war. Bei der letzten Meile traf ich einen Bauer, der denselben Weg hatte, mit dem reiste ich zusammen bis dahin, wo man die Dier passiert. Hier verließ er mich, um in einer Herberge, dem Pferdeweg, einzukehren. Was mich anbetrifft, so ging ich auf die Fährte, so gut ich konnte, denn mein Pferd liebt das

Reisen zu Wasser gar nicht. Als ich nach der Überfahrt die Fährte verließ, hatte es große Furcht, die seinen Gang beschleunigte (ich führte es am Zügel), es rannte derartig, daß es mich zweimal gegen mein rechtes Bein schlug, doch zweitemal so heftig, daß ich stark hinken mußte. Ich stieg auf und kam zur Stadt (Freienwalde). Den Lorcschreiber frug ich nach einem guten Gasthof, er wies mir einen solchen, doch sah ich gleich beim Eintritt in denselben, daß er von gleicher Art wie der Stargarder war, d. h. ein Haus, in dem man Bier trinkt. Trotzdem stellte ich mein Pferd in den Stall, obgleich mir der Wirt ein sehr unfreundlicher Mann zu sein schien. Als ich dem Wirt gesagt hatte, er möge mir Tee machen lassen, brachte er mir ein Glas Bier. Ich sagte, das habe ich nicht verlangt. „Was denn?“ „Tee!“ „O wir machen keinen Tee.“ „So, dann zeigt mir einen anderen Gasthof, wo ich solchen erhalten kann.“ Er bezeichnete mir das Haus neben seinem Nachbar. Ich holte mein Pferd aus dem Stall, brachte es an einen anderen Ort. Zum Wirt sagte ich dabei: „Ich sehe wohl, daß ich Euer Mann nicht bin und Ihr nicht der meine seid.“ Ich kam in einen anderen Gasthof, der einer Kaufmannswitwe gehörte, die zwei Töchter und eine taube Magd hatte. Von der letzteren forderte ich Tee und wartete dann eine halbe Stunde lang auf einem Stuhl sitzend und schlafend. Als ich wach wurde, war noch kein Tee da, sie hatte mich gar nicht gehört. Ich forderte ihn nun von einer der Töchter und erhielt ihn.

Um 3 Uhr sah ich den Konditor Mayer mit der Familie Buchholz, auf dem Weg zum Pferdeweg vorbeifahren, und einen andern Wagen, der hinterherfuhr. Um 4 Uhr machte ich mein Pferd fertig, um nach dem Bade („Bad Freienwalde“) zu reiten. Als ich mich gerade auf den Weg machen wollte, begann es zu donnern und etwas zu regnen. Ich wollte warten, bis das Wetter vorüber wäre, da trat der Bauer zu mir, mit dem ich am Morgen ein Stück Weg zurückgelegt hatte und der nach mir in den Gasthof gekommen war und sagte, es sei nichts zu befürchten, die Wolken verzögen sich alle seitwärts, es würde kein Regen kommen. Ich glaubte seinen Worten und machte mich auf den Weg zum Bad, aber hier begann es zu regnen. Ich näherte mich den Arkaden, wo ich eine junge Demoiselle traf, die ich nach der Wohnung meiner Schwester frug, sie sagte, sie wüßte sie nicht. Alsoritt ich weiter und begegnete dem Inspektor mit einigen Damen, er erzählte mir, sie sei am Vormittag abgereist. Ich verabschiedete mich und setzte meine Reise fort, als ich ein gut Stück weitergekommen war, nahmen Donner und Regen noch zu, deshalb entschloß ich mich, umzukehren und den Inspektor um ein Nachtlager zu bitten. Vorerst brachte ich mein Pferd in einen Stall, dann sprach ich mit dem Inspektor, der erst Ausflüchte machte, aber endlich logierte er mich in einem kleinen Stübchen ein.

In Erwartung des Abendessens ging ich in den Arkaden spazieren. Hier traf ich zwei Berliner Damen, die ganze große Welt war auf dem Lande. Die ältere erzählte mir, sie sei bei uns gewesen, um sich das Rezept für die Salbe zu holen, die wir bei Jeannette gebraucht hätten, doch habe sie keine Wirkung gehabt. In der That hatte ihre Tochter einen ganz schiefen Hals, sie will sie baden lassen. Einer andren Tochter, die an Krämpfen leidet, hat Mr. Koloss ebenfalls das Bad verordnet.

Hier sprach ich auch Monf. Venda den Sohn, auch Monf. Nicolai mit Gemahlin ist hier, doch war er auch auf der Promenade. Der holländische Gesandte ist auch hier, ebenso Familie Medem. Ich aß sehr knapp zu Abend und übertrug einem Kutscher die Sorge für mein Pferd, er soll ihm so viel Futter geben, als es fressen mag.

Zeitig ging ich schlafen, wachte oft auf, wobei ich es immer in Strömen regnen hörte, bis ich endlich aufstand.

18. August. Um 6 Uhr ließ der Regen nach, ich ging zum Stall, wo ich mein Pferd bereits gefuttelt fand. Ich machte mich reisefertig undritt um 6 1/2 Uhr fort. Zwischen Neuenwalde und Levenberg traf ich Monf. Nohlus und Monf. Schulz, der bei Splittgerber ist, die in einer Halbchaise ins Bod. fahren. Um 10 Uhr kam ich nach Berneuchen, wo ich 3 Herren aus Kolberg traf, die von Berlin kamen und Leuten entgegenreisten, mit denen sie zu Mittag hier zusammentreffen wollten. Ich rißte hier um 12 1/2 Uhr ab und kam um 3 1/2 Uhr nach Hohenschönhausen, wo ein Herr und drei Damen mich nach den Kolberger Herren frugen. Ich erzählte ihnen, was ich von ihnen wußte. Durch Weisungen und Hermsdorf kam ich gegen 5 Uhr nach Pankow, wo ich mir

Tea machen ließ und Toilette machte. Um 6 Uhrritt ich weiter und kam um 7 Uhr in die Stadt zu den Arkaden. Ich traf die ältere und die jüngere Demoselle Vandouin, Monf. und Mad. Mandé und an der Ecke der Brüdertstraße die junge Pallu und Monf. Schönermark: Mad. Vandouin war am Fenster. Ich übertrachtete ihr die Krüze ihres Gemahls. Auch die Demosellen Kollert waren am Fenster, ich sagte ihnen guten Abend und trat ins Haus, wo ich meine ganze Familie in guter Gesundheit antraf. Ich packte meinen Reisejak aus, wir aßen zu Abend, nach dem Essen kam mein Bruder mit seiner Familie mich zu besuchen. Ihm gab ich die Briefe und die andern Sachen, d. h. ein kleines Packchen mit 2 Dukaten von meiner Taute für seine Kinder und ein anderes mit 3 Dukaten von meiner Schwester Louise und die Hälfte des Lebtuchens. Um 10 Uhr legten wir uns schlafen, wurden aber bald von der Feuerwehrgeweckt, in einem Haus an der Pankower Gasse war Feuer ausgebrochen. Ich kleidete mich an und eilte dahin, doch war es belanglos, also zog ich mich zurück und legte mich wieder hin.

19. August. Um 6 Uhr stand ich auf und besuchte nach dem Frühstück erst Monf. Kouffet, dann Monf. Pajon, der nicht zu Haus war, dann Monf. Halbe, der nicht mehr da war, Monf. Bernoulli, den Sohn, dem ich den Brief des Monf. van der Smitten brachte, nachdem ich meine zwei Pakete auf der Post eingelöst hatte. Man öffnete eins, dann das andre, doch sendete man keine Steuer. Man bemerkte nicht einmal, daß das Porträt des Pennas auf Kupfer aufgezogen war. Als ich von der Post kam, traf ich Monf. Graf, der mich gerade besuchen wollte. Ich öffnete meine Pakete und zeigte alles ihm und meiner Familie.



Wahlstraten zu Weithers Velden

Früher erschienene Kunstbände der Comeniusbücher:

Band 1

Ludwig Richters Zeichnungen

Mit einer Einleitung herausgegeben
von Willibald Franke

*

Band 4

Albrecht Dürers Zeichnungen

Mit einer Einleitung herausgegeben
von Willibald Franke

Preis für jeden Band Mark 7.50

*

Band 5

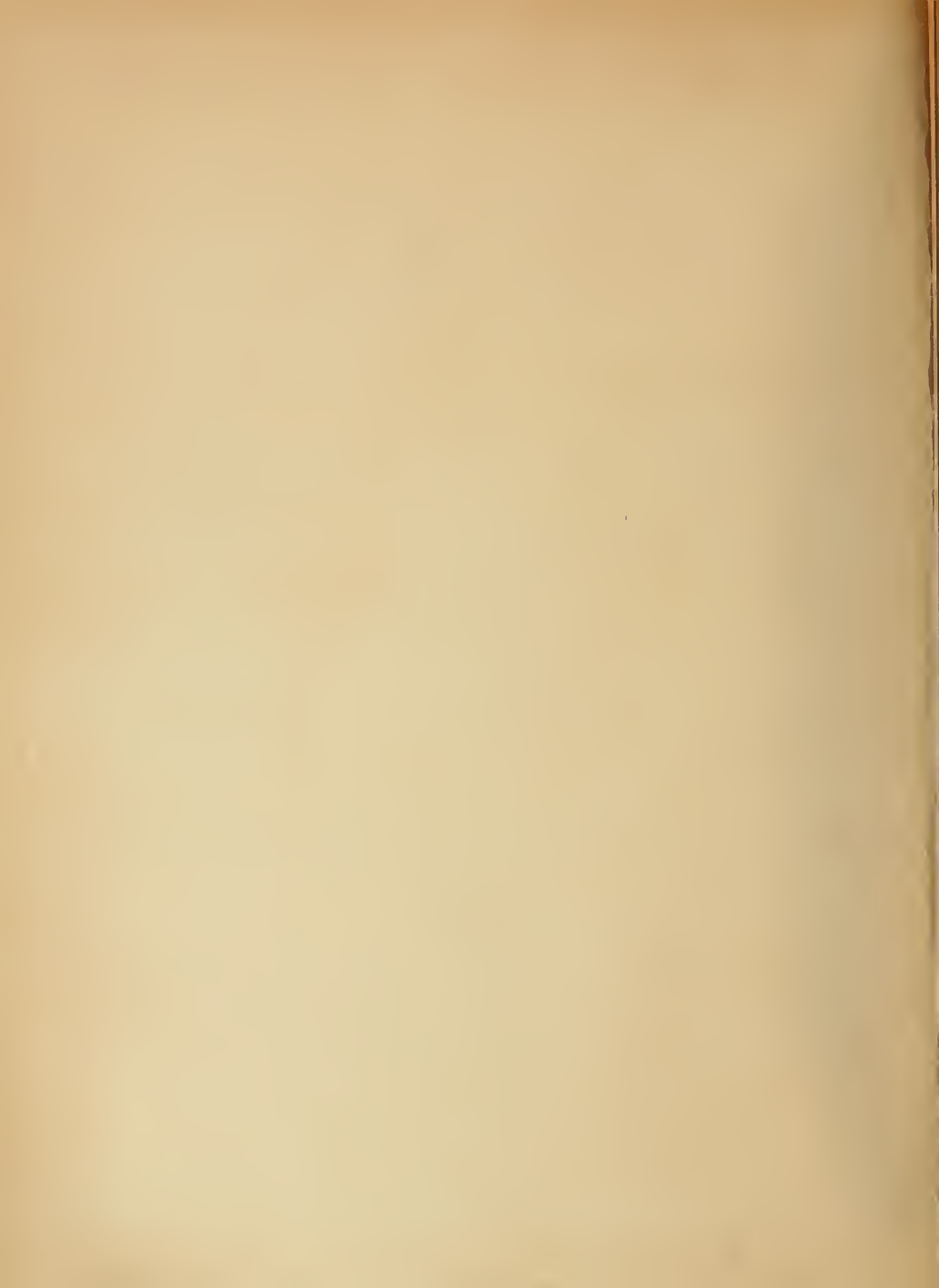
Moriz von Schwinds Zeichnungen

Zu Auswahl herausgegeben
und mit einer Einleitung versehen
von Willibald Franke

Preis dieses Bandes Mark 10.—
Einschließlich Leierungszuschlag des Verlags

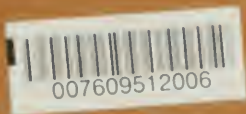












DD Chodowiecki, Daniel Nicolaus
901 Künstlerfahrt nach Danzig
D23C515 im Jahre 1773

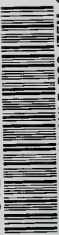
Wallace
Room

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

WALLACE ROOM

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 03 19 05 013 7